This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

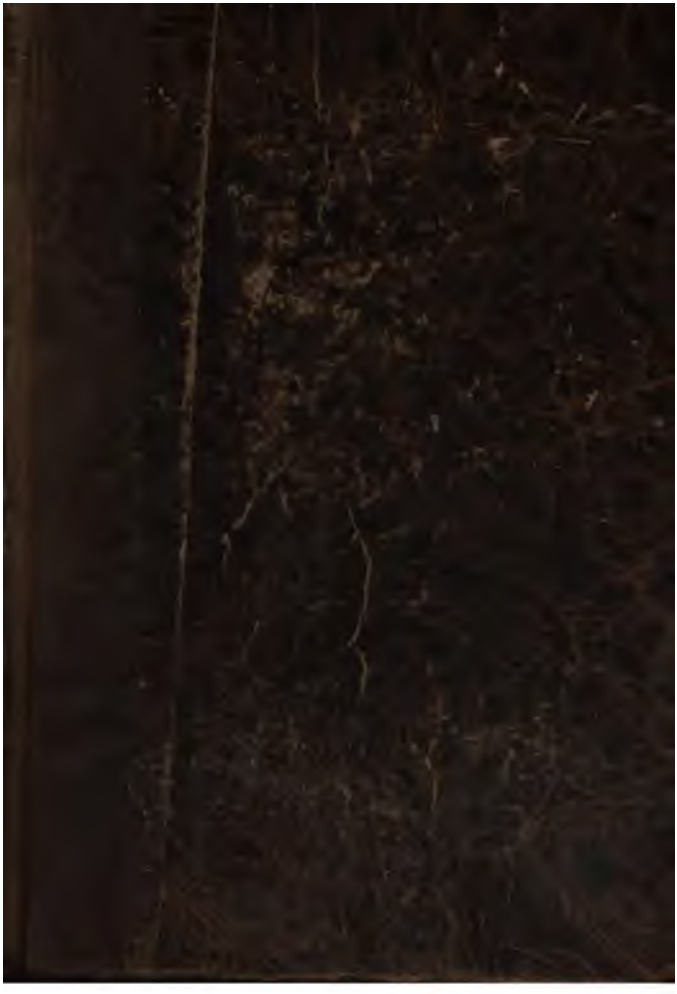
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

elletristische Ausland.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

1218tes und 1219tes Bändchen.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

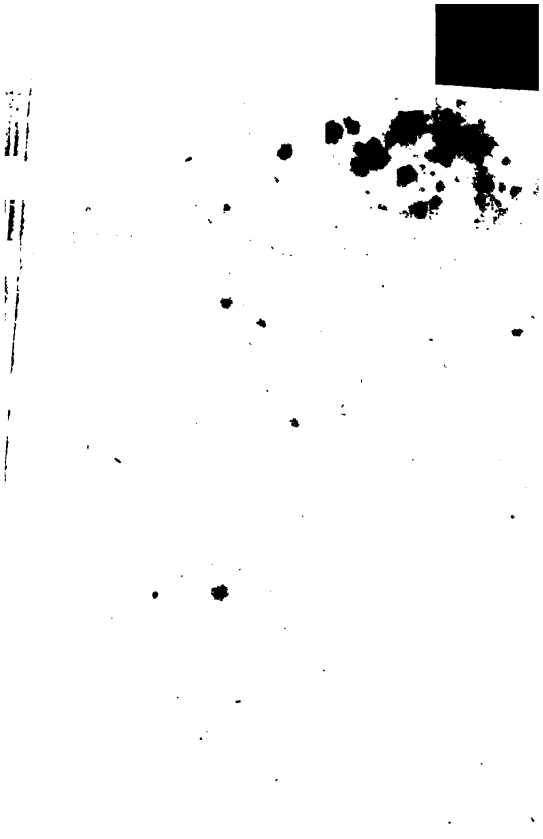
Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Zehntes und elftes Bändchen.

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1850.



Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgar

Sämmtliche Werke

von

Alexander Dumas.

Deutſch

von

Dr. Auguſt Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1850.

enkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

3 1/94

Alexander Dumas.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Zehntes und elftes Bändchen.

Aus dem Franzöſiſchen

von

Dr. Auguſt Boller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1850.

LII.

Delirium.

Gott hatte ohne Zweifel das Gebet von Andrée gehört. Herr von Charny unterlag nicht seinem Fieberanfall.

Am andern Tage, als sie voll Gierde alle Nachrichten verschlang, die ihr von dem Verwundeten zukamen, ging dieser durch die Pflege des guten Doctor Louis vom Tode zum Leben über. Die Entzündung hatte der Energie und dem Gegenmittel nachgegeben. Die Heilung begann.

Sobald Charny gerettet war, beschäftigte sich Louis um die Hälfte weniger mit ihm; der Gegenstand hörte auf, interessant zu sein. Für den Arzt ist der Lebende sehr wenig, besonders wenn er in der Wiedergenesung begriffen, oder wenn er sich wohl befindet.

Nur, nach Verlauf von acht Tagen, in denen sich Andrée völlig beruhigte, hielt es Louis, der alle Offenbarungen des Kranken während der Krise auf dem Herzen hatte, für gut, Charny an einen entfernten Ort bringen zu lassen. Er wollte das Delirium in ein anderes Land versetzen.

Aber Charny weigerte sich bei den ersten Versuchen, welche gemacht wurden. Er schlug von Zorn funkelnde Augen zum Doctor auf und sagte ihm, er sei beim König, und Niemand habe das Recht, einen Mann wegzujagen, dem Seine Majestät ein Asyl gebe.

Der Doctor, der nicht geduldig gegen widerſ
ſtige Geneſende war, ließ ganz einfach vier Kn
eintreten und befahl ihnen, den Verwundeten a
heben.

Aber Charny klammerte ſich an das Holz ſ
Bettes an, ſchlug heftig einen von den Männern
bedrohte die Anderen wie Karl XII. bei Bender.

Der Doctor verſuchte es mit vernünftigem Zur
Charny war Anfangs ziemlich logiſch, als aber
Knechte beharrlich ihre Arbeit fortſetzen wollten, m
er eine ſo gewaltige Gegenanſtrengung, daß ſeine W
ſich wieder öffnete und mit ſeinem Blute ſeine Vern
entfloh. Er war in einen Anfall von Delirium zu
gekehrt, der heftiger als der erſte.

Da fing er an zu ſchreien, man wolle ihn
fernen, um ihn der Viſionen zu berauben, die e
Schlafe gehabt, aber es ſei vergebens, die Viſi
lächeln ihm immer zu, man liebe ihn und werde
des Doctors kommen, um ihn zu beſuchen: diejen
welche ihn liebe, ſei von einem Range, daß ſie ke
Menſchen Zurückweiſung fürchte.

Bei dieſen Worten ſchickte der Doctor zitternd
aller Eile die Knechte weg, legte einen Verband
die Wunde, und verſetzte, entſchloſſen, die Vern
mit dem Körper zu pflegen, die Wunden in einen
friedigenden Zuſtand, hielt aber das Fieber nicht
was ihn zu erſchrecken anfing, in Betracht, daß
Kranke von der Verirrung des Verſtandes zur Toll
übergehen könnte.

Alles verſchlimmerte ſich an einem Tag, ſo
der Doctor Louis an die heroiſchſten Mittel dachte.
Kranke ſtürzte nicht nur ſich, ſondern auch die Köni
in's Verderben; dadurch, daß er viel ſprach, ſchrie
dadurch, daß er ſich viel erinnerte, erfand er;
Schlimmſte dabei war, daß Charny in ſeinen lich
Augenblicken, und er hatte deren viele, toller war,
in ſeiner Tollheit.

öchſten Grade verlegen, beſchloß Louis, der ſich die Autorität des Königs ſtützen konnte, denn ke ſtützte ſich auch darauf, zu der Königin zu o ihr Alles zu ſagen, und er benützte, um hritt zu thun, einen Augenblick, wo Charny, ch das Erzählen ſeiner Träume und das Her- ſeiner Viſion, ſchlief.

nd Marie Antoinette ganz nachdenkend und hlend zugleich, denn ſie dachte, der Doctor gute Nachricht von ſeinem Kranken bringen. ſie war ſehr erſtaunt; gleich bei ihrer erſten wortete Louis gerade heraus, der Kranke ſei

!" rief die Königin, „geſtern ging es ſo gut." n, Madame, es ging ſehr ſchlecht."

ſchickte doch Miſery zu Ihnen, und Sie ant- mir durch ein gutes Bulletin."

ab mich einer tollen Hoffnung hin und wollte n laſſen."

s ſoll das bedeuten?" erwiederte die Königin ; „wenn es ſchlecht geht, warum es mir ver- Was habe ich zu befürchten, Doctor, wenn leider zu gewöhnliches Unglück?"

ame . . ."

wenn es gut geht, warum mich in eine Un- tzen, die ganz natürlich iſt, da es ſich um n Diener des Königs handelt? Antworten offenherzig mit ja oder nein. Wie ſteht es rankheit? Wie ſteht es mit dem Kranken? r vorhanden?"

ihn noch weniger, als für Andere, Ma-

fangen die Räthſel an," rief die Königin . „Erklären Sie ſich."

iſt ſchwer," antwortete der Doctor. „Es ge- n, zu erfahren, daß das Uebel des Grafen ıy ein ganz moraliſches iſt. Die Wunde iſt

nur eine Beigabe bei den Leiden, ein Vorwand das Delirium."

„Ein moraliſches Uebel! Herr von Charny!"

„Ja, Madame, und ich nenne moraliſch Ø was ſich nicht mit dem Zergliederungsmeſſer analy läßt. Erſparen Sie mir, Eurer Majeſtät meh ſagen."

„Sie meinen, der Graf..." verſetzte die Kön

„Sie wollen?"

„Gewiß, ich will."

„Ich will ſagen, der Graf ſei verliebt, das ich ſagen. Eure Majeſtät fordert eine Erklärung erkläre mich."

Die Königin machte eine kleine Bewegung den Schultern, welche bedeutete: eine ſchöne Geſch

„Und Sie glauben, man geneſe hievon, wie einer Wunde?" fuhr der Doctor fort; „nein, das wird ſchlimmer, und vom vorübergehenden Deli wird Herr von Charny in eine tödtliche Manon verfallen. Dann . . ."

„Dann, Doctor?"

„Dann werden Sie den jungen Mann in's derben geſtürzt haben, Madame."

„In der That, Doctor, man muß ſich wun über Ihre Manieren. Ich werde dieſen jungen Ø in's Verderben geſtürzt haben! Bin ich die Ur wenn er verrückt iſt?"

„Allerdings."

„Aber Sie empören mich, Doctor."

„Sind Sie nicht in dieſem Augenblick Sch fuhr der unbeugſame Doctor, die Achſeln zuckend, „ſo werden Sie es ſpäter ſein."

„Geben Sie alſo einen Rath, wie dies Ihr werde iſt," ſagte die Königin ein wenig beſänftig

„Das heißt, ich ſoll eine Verordnung machen

„Wenn Sie wollen."

„Hören Sie, Madame. Der junge Mann

Balſam oder durch das Eiſen geheilt; die
en Namen er jeden Augenblick anruft, tödte
heile ihn."
: ſind von Ihren Extremen," unterbrach die
wieder in ihre Ungeduld verfallend. „Tödten!...
.. große Worte! Tödtet man einen Mann
Härte? heilt man einen armen Narren mit
heln?"
wenn Sie auch ungläubig ſind, ſo habe ich
hr zu thun, als Eurer Majeſtät meinen unter-
: Reſpect zu bezeigen."
en Sie vor Allem hören, handelt es ſich um

weiß nichts davon und will nichts davon
h wiederhole Ihnen nur, daß Herr von Charny
nſtiger Narr iſt, daß die Vernunft zugleich
ig machen und tödten kann, daß die Tollheit
ernünftig machen und heilen kann. Wenn
dieſes Schloß von Schreien, von Träumen
Aergerniß befreien wollen, ſo werden Sie
lſchluß faſſen."
lchen?"
: ja, welchen? Ich mache nur Verordnungen
: nicht. Bin ich ganz ſicher, gehört zu haben,
gehört habe, geſehen zu haben, was meine
ſehen?"
ımen Sie an, ich verſtehe Sie, was wird
ervorgehen?"
zweifaches Glück: das eine, das beſſere für
: für Alle, iſt, daß der Kranke, durch das
je Stilett, welches man die Vernunft nennt,
ı getroffen, ſeinen Todeskampf, welcher beginnt,
en ſieht; das andere . . . nun wohl . . . das
. . Oh, Madame entſchuldigen Sie mich, ich
das Unrecht zu Schulden kommen laſſen, zwei
: aus dem Labyrinth zu ſehen. Es gibt nur
Marie Antoinette, die Königin von Frankreich."

enkwürdigkeiten eines Arztes.

3/1/94

Von

Alexander Dumas.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Zehntes und elftes Bändchen.

Aus dem Franzöſiſchen

von

Dr. Auguſt Boller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1850.

LII.

Delirium.

Gott hatte ohne Zweifel das Gebet von Andrée
jört. Herr von Charny unterlag nicht ſeinem Fieber-
fall.

Am andern Tage, als ſie voll Gierde alle Nach-
hten verſchlang, die ihr von dem Verwundeten zu-
men, ging dieſer durch die Pflege des guten Doctor
uis vom Tode zum Leben über. Die Entzündung
tte der Energie und dem Gegenmittel nachgegeben.
ie Heilung begann.

Sobald Charny gerettet war, beſchäftigte ſich Louis
t die Hälfte weniger mit ihm; der Gegenſtand hörte
f, intereſſant zu ſein. Für den Arzt iſt der Lebende
r wenig, beſonders wenn er in der Wiedergeneſung
griffen, oder wenn er ſich wohl befindet.

Nur, nach Verlauf von acht Tagen, in denen ſich
ndrée völlig beruhigte, hielt es Louis, der alle Offen-
rungen des Kranken während der Kriſe auf dem
rzen hatte, für gut, Charny an einen entfernten
rt bringen zu laſſen. Er wollte das Delirium in
n anderes Land verſetzen.

Aber Charny weigerte ſich bei den erſten Verſuchen,
lche gemacht wurden. Er ſchlug von Zorn funkelnde
gen zum Doctor auf und ſagte ihm, er ſei beim
nig, und Niemand habe das Recht, einen Mann
zuſagen, dem Seine Majeſtät ein Aſyl gebe.

Der Doctor, der nicht geduldig gegen w
ſtige Geneſende war, ließ ganz einfach vier
eintreten und befahl ihnen, den Verwundete
heben.

Aber Charny klammerte ſich an das Ho
Bettes an, ſchlug heftig einen von den Mäni
bedrohte die Anderen wie Karl XII. bei Bend

Der Doctor verſuchte es mit vernünftigem
Charny war Anfangs ziemlich logiſch, als
Knechte beharrlich ihre Arbeit fortſetzen wollten
er eine ſo gewaltige Gegenanſtrengung, daß ſein
ſich wieder öffnete und mit ſeinem Blute ſeine
entfloh. Er war in einen Anfall von Delirium
gekehrt, der heftiger als der erſte.

Da fing er an zu ſchreien, man wolle
fernen, um ihn der Viſionen zu berauben, d
Schlafe gehabt, aber es ſei vergebens, die
lächeln ihm immer zu, man liebe ihn und we
des Doctors kommen, um ihn zu beſuchen: d
welche ihn liebe, ſei von einem Range, daß ſi
Menſchen Zurückweiſung fürchte.

Bei dieſen Worten ſchickte der Doctor zit
aller Eile die Knechte weg, legte einen Verb
die Wunde, und verſetzte, entſchloſſen, die
mit dem Körper zu pflegen, die Wunden in e
friedigenden Zuſtand, hielt aber das Fieber ni
was ihn zu erſchrecken anfing, in Betracht,
Kranke von der Verirrung des Verſtandes zur
übergehen könnte.

Alles verſchlimmerte ſich an einem Tag,
der Doctor Louis an die heroiſchſten Mittel dac
Kranke ſtürzte nicht nur ſich, ſondern auch die
in's Verderben; dadurch, daß er viel ſprach, ſ
dadurch, daß er ſich viel erinnerte, erfand
Schlimmſte dabei war, daß Charny in ſeinen
Augenblicken, und er hatte deren viele, toller n
in ſeiner Tollheit.

Im höchſten Grade verlegen, beſchloß Louis, der ſich icht auf die Autorität des Königs ſtützen konnte, denn er Kranke ſtützte ſich auch darauf, zu der Königin zu ehen und ihr Alles zu ſagen, und er benützte, um ieſen Schritt zu thun, einen Augenblick, wo Charny, rüde durch das Erzählen ſeiner Träume und das Herbeirufen ſeiner Viſion, ſchlief.

Er fand Marie Antoinette ganz nachdenkend und anz ſtrahlend zugleich, denn ſie dachte, der Doctor würde ihr gute Nachricht von ſeinem Kranken bringen.

Aber ſie war ſehr erſtaunt; gleich bei ihrer erſten rage antwortete Louis gerade heraus, der Kranke ſei hr krank.

„Wie!“ rief die Königin, „geſtern ging es ſo gut.“

„Nein, Madame, es ging ſehr ſchlecht.“

„Ich ſchickte doch Miſery zu Ihnen, und Sie antworteten mir durch ein gutes Bulletin.“

Ich gab mich einer tollen Hoffnung hin und wollte ie hoffen laſſen.“

„Was ſoll das bedeuten?“ erwiederte die Königin hr bleich; „wenn es ſchlecht geht, warum es mir verergen? Was habe ich zu befürchten, Doctor, wenn icht ein leider zu gewöhnliches Unglück?“

„Madame . . .“

„Und wenn es gut geht, warum mich in eine Unuhe verſetzen, die ganz natürlich iſt, da es ſich um inen guten Diener des Königs handelt? Antworten Sie alſo offenherzig mit ja oder nein. Wie ſteht es mit der Krankheit? Wie ſteht es mit dem Kranken? Iſt Gefahr vorhanden?“

„Für ihn noch weniger, als für Andere, Madame.“

„Da fangen die Räthſel an,“ rief die Königin ungeduldig. „Erklären Sie ſich.“

„Das iſt ſchwer,“ antwortete der Doctor. „Es gehöre Ihnen, zu erfahren, daß das Uebel des Grafen von Charny ein ganz moraliſches iſt. Die Wunde iſt

nur eine Beigabe bei den Leiden, ein Vorwand f
das Delirium."

„Ein moraliſches Uebel! Herr von Charny!"

„Ja, Madame, und ich nenne moraliſch All
was ſich nicht mit dem Zergliederungsmeſſer analyſir
läßt. Erſparen Sie mir, Eurer Majeſtät mehr
ſagen."

„Sie meinen, der Graf..." verſetzte die Königi

„Sie wollen?"

„Gewiß, ich will."

„Ich will ſagen, der Graf ſei verliebt, das w
ich ſagen. Eure Majeſtät fordert eine Erklärung;
erkläre mich."

Die Königin machte eine kleine Bewegung
den Schultern, welche bedeutete: eine ſchöne Geſchich

„Und Sie glauben, man geneſe hievon, wie v
einer Wunde?" fuhr der Doctor fort; „nein, das Uel
wird ſchlimmer, und vom vorübergehenden Delirir
wird Herr von Charny in eine tödtliche Monomai
verfallen. Dann . . ."

„Dann, Doctor?"

„Dann werden Sie den jungen Mann in's V
derben geſtürzt haben, Madame."

„In der That, Doctor, man muß ſich wunde
über Ihre Manieren. Ich werde dieſen jungen Ma
in's Verderben geſtürzt haben! Bin ich die Urſad
wenn er verrückt iſt?"

„Allerdings."

„Aber Sie empören mich, Doctor."

„Sind Sie nicht in dieſem Augenblick Schull
fuhr der unbeugſame Doctor, die Achſeln zuckend, fo
„ſo werden Sie es ſpäter ſein."

„Geben Sie alſo einen Rath, wie dies Ihr G
werde iſt," ſagte die Königin ein wenig beſänftigt.

„Das heißt, ich ſoll eine Verordnung machen?"

„Wenn Sie wollen."

„Hören Sie, Madame. Der junge Mann r

n Balſam oder durch das Eiſen geheilt; die
eren Namen er jeden Augenblick anruft, tödte
· heile ihn."
as ſind von Ihren Extremen," unterbrach die
, wieder in ihre Ungeduld verfallend. „Tödten!...
... große Worte! Tödtet man einen Mann
r Härte? heilt man einen armen Narren mit
ächeln?"
)! wenn Sie auch ungläubig ſind, ſo habe ich
ehr zu thun, als Eurer Majeſtät meinen unter-
en Reſpect zu bezeigen."
ſſen Sie vor Allem hören, handelt es ſich um

h weiß nichts davon und will nichts davon
ich wiederhole Ihnen nur, daß Herr von Charny
ünftiger Narr iſt, daß die Vernunft zugleich
nig machen und tödten kann, daß die Tollheit
vernünftig machen und heilen kann. Wenn
o dieſes Schloß von Schreien, von Träumen
r Aergerniß befreien wollen, ſo werden Sie
ntſchluß faſſen."
elchen?"
h! ja, welchen? Ich mache nur Verordnungen
he nicht. Bin ich ganz ſicher, gehört zu haben,
gehört habe, geſehen zu haben, was meine
geſehen?"
ehmen Sie an, ich verſtehe Sie, was wird
hervorgehen?"
r zweifaches Glück: das eine, das beſſere für
ie für Alle, iſt, daß der Kranke, durch das
iche Stilett, welches man die Vernunft nennt,
en getroffen, ſeinen Todeskampf, welcher beginnt,
igen ſteht; das andere ... nun wohl ... das
... Oh, Madame entſchuldigen Sie mich, ich
ir das Unrecht zu Schulden kommen laſſen, zwei
ge aus dem Labyrinth zu ſehen. Es gibt nur
r Marie Antoinette, die Königin von Frankreich."

„Ich verstehe Sie, Sie haben [illegible] esprochen, Doctor. Die Frau, für welche [illegible] Charny die Vernunft verloren hat, soll ihm diese Vernunft gutwillig oder mit Gewalt zurückgeben.“

„Sehr gut, das ist es.“

„Sie soll den Muth haben, ihm seine Träume, das heißt, die nagende Schlange, zu entreißen, welche aufgerollt im tiefsten Grunde seines Herzens liegt.“

„Ja, Eure Majestät.“

„Lassen Sie Jemand benachrichtigen; Fräulein von Taverney zum Beispiel.“

„Fräulein von Taverney?“ versetzte der Doctor.

„Ja, Sie werden Alles einrichten, daß uns der Kranke auf eine geziemende Weise empfängt.“

„Das ist geschehen, Madame.“

„Ohne irgend eine Schonung.“

„Es muß wohl sein.“

„Aber, Doctor,“ murmelte die Königin, „es ist trauriger, als Sie glauben, so das Leben oder den Tod eines Menschen aufzusuchen.“

„Das thue ich alle Tage, wenn ich eine unbekannte Krankheit anfasse. Werde ich sie durch das Mittel angreifen, welches das Uebel tödtet, oder durch das Mittel, das den Kranken tödtet?“

„Sie, Sie sind sicher, die Krankheit zu tödten?“ fragte bebend die Königin.

„Ei!“ erwiederte der Doctor mit düsterer Miene, „wenn auch ein Mann für die Ehre einer Königin stürbe, wie viele sterben nicht alle Tage für die Laune eines Königs? — Gehen wir, Madame.“

Die Königin seufzte und folgte dem alten Doctor, ohne daß sie Andrée [illegible] finden können.

Es war elf Uhr [illegible]end. Charny schlief ganz angekleidet in [illegible] nach der Aufregung einer fu[illegible]n, ließen die Lä[illegible] geslichtes du[illegible] [illegible] Kranken

rvöſe **Empfindlichkeit**, die erſte Urſache ſeines
, abzuhalten.
in Lärmen, keine Berührung, kein Anblick. Der
Louis band muthig mit allen Vorwänden zu
Wiederanfleben krankhafter Erſcheinungen an,
nnoch wich er, entſchloſſen, einen großen Schlag
n, nicht vor einer Kriſe zurück, die ſeinen
n tödten konnte. Allerdings konnte ſie ihn auch

igethan mit einem Morgenkleide, mit einer ganz
ſigen Eleganz friſirt, trat die Königin ungeſtüm
Hausflur, welche zu dem Zimmer von Charny
Der Doctor hatte ihr empfohlen, nicht zu
nicht zu verſuchen, ſondern auf der Stelle, mit
ntſchloſſenheit zu erſcheinen, um eine heftige
ig hervorzubringen.
ie drehte ſo raſch den ciſelirten Knopf der erſten
des Vorzimmers um, daß eine Perſon, die ſich
ie Thüre des Zimmers von Charny neigte, eine
Mantille gehüllte Frau, nur Zeit hatte, ſich auf-
n und eine Haltung anzunehmen, deren Ruhe ihr
es Geſicht und ihre zitternden Hände Lügen ſtraften.
ndrée!" rief die Königin erſtaunt. „Sie hier!"
ch!" antwortete Andrée, bleich und ängſtlich,
ure Majeſtät. Doch iſt Eure Majeſtät nicht
lbſt hier?"
o! ho! Verwickelung!" murmelte der Doctor.
ch ſuchte Sie überall," ſagte die Königin; „wo
Sie?"
lag in dieſen Worten der Königin ein Aus-
welcher nicht der ihrer gewöhnlichen Güte. Es
e das Vorſpiel eines Verhörs, wie das Symptom
Verdachtes.
drée hatte bange, ſie befürchtete beſonders, ihr
egter Schritt könnte den Schlüſſel zu ihren für
furchtbaren Gefühlen geben. So ſtolz ſie auch
entſchloß ſie ſich doch, zum zweiten Male zu lügen.

„Hier, wie Sie ſehen.“

„Allerdings, doch, wie hier?“

„Madame,“ erwiederte ſie, „man ha
Eure Majeſtät laſſe mich ſuchen; ich bin

Die Königin war nicht am Ende bei
trauen, ſie blieb beharrlich und fuhr fort

„Wie haben Sie es gemacht, um
wohin ich ging?

„Das war leicht, Madame; Sie wc
Doctor Louis, und man hatte Sie durch
Gemächer gehen ſehen; von da an hatten
deres Ziel, als dieſen Pavillon.“

„Gut errathen,“ erwiederte die Kön
noch unentſchieden, aber ohne Härte, „gu

Andrée ſtrengte ſich gewaltig an und ſp

„Madame, wenn es die Abſicht Eu
war, ſich zu verbergen, ſo hätte ſie ſich
unbedeckten Gallerieen zeigen müſſen, wie
gethan, um hierher zu kommen. Schreite
über die Terraſſe, ſo ſieht ſie Fräulein
von ihrer Wohnung aus, und es iſt ni
Jemand zu folgen oder voranzugehen, d
ferne geſehen hat.“

„Sie hat Recht,“ ſagte die Königin
hundertmal Recht. Ich habe eine unglückl
heit, welche darin beſteht, daß ich nie e
nachdenkend, glaube ich nicht an die R
Andern.“

Die Königin fühlte, ſie würde vielle
ſicht bedürfen, weil ſie der Vertrauten be

Ihre Seele war überdies keine Zuf
von Coquetterie und Mißtrauen, wie die
lichen Weiber; ſie hatte Glauben in ihre
ten, denn ſie wußte, daß ſie lieben konnte.
welche ſich ſelbſt mißtrauen, mißtrauen n
den Anderen. Ein großes Unglück, das
beſtraft, iſt, daß ſie ſich nie von ihren Lieb
glauben.

Marie Antoinette vergaß alſo ſehr raſch den Eindruck, den Fräulein von Taverney vor der Thüre von Charny auf ſie gemacht hatte. Sie nahm Andrée bei der Hand, ließ ſie den Schlüſſel dieſer Thüre umdrehen und drang mit einer außerordentlichen Schnelligkeit in das Zimmer des Kranken, während der Doctor mit Andrée außen blieb.

Kaum hatte dieſe die Königin verſchwinden ſehen, als ſie zum Himmel einen Blick voll Zorn und Schmerz erhob, einen Blick, deſſen Ausdruck einer wüthenden Verwünſchung glich.

Der gute Doctor nahm ihren Arm, durchſchritt mit ihr die Flur und ſagte:

„Glauben Sie, daß es ihr gelingen wird?“

„Gelingen? mein Gott! was?“ rief Andrée.

„Den armen Narren, der hier ſterben wird, wenn ſein Fieber noch ein wenig fortdauert, anderswohin bringen zu laſſen.“

„Anderswo wird er alſo geneſen?“ fragte Andrée haſtig.

Der Doctor ſchaute ſie erſtaunt, unruhig an und antwortete:

„Ich glaube, ja.“

„Oh! dann möge es ihr gelingen!“ rief das arme Mädchen.

LIII.

Wiedergeneſung.

Die Königin war indeſſen gerade auf den Lehnſtuhl Charny zugegangen.

Dieſer erhob den Kopf beim Geräuſche der Pantoffeln, welche auf dem Boden krachten.

„Die Königin," murmelte er, indem er an
suchte.

„Die Königin, ja, mein Herr," erwiede
Marie Antoinette. „Die Königin, welche w
Sie daran arbeiten, die Vernunft und das Leben
lieren, die Königin, welche Sie in ihren Trä
leidigen, die Königin, welche für Ihre Ehre
Sicherheit besorgt ist. Darum kommt Sie z
mein Herr, und Sie sollten sie nicht so empf

Charny war zitternd, verwirrt aufgestande
bei den letzten Worten war er auf seine Kniee
so zermalmt durch den physischen und den mo
Schmerz, daß er, gebeugt wie ein Schuldi
weder erheben wollte, noch konnte.

„Ist es möglich," fuhr die Königin, gen
dieser Ehrfurcht und diesem Stillschweigen, f
es möglich, daß ein Edelmann, den man e
loyalsten beizählte, sich so wie ein Feind an
einer Frau hängt! Denn bemerken Sie woh
von Charny, schon bei unserem ersten Zusa
war es nicht die Königin, was Sie gesehen,
ich Ihnen gezeigt habe, es war eine Frau,
hätten Sie nie vergessen müssen."

Hingerissen durch diese aus dem Herzen
gegangenen Worte, wollte es Charny versuche
zu seiner Vertheidigung zu sprechen, aber M
toinette ließ ihm nicht Zeit dazu.

„Was werden meine Feinde thun," sagte sie
Sie das Beispiel des Verraths geben?"

„Verrath," stammelte Charny.

„Mein Herr, wollen Sie wählen? entw
sie ein Wahnsinniger, und ich werde Ihnen da
Schlimmes zu thun, benehmen; oder Sie sind
räther, und ich werde Sie bestrafen."

„Madame, sagen Sie nicht, ich sei ein V
In dem Munde der Könige geht diese Anklä
Todesurtheil voran, in dem Munde einer Fr

. Königin, tödten Sie mich, Frau, ſchonen
ch.“
ind Sie bei geſundem Verſtande, Herr von
?“ ſagte die Königin mit bewegter Stimme.
ı, Madame.“
ıben Sie das Bewußtſein Ihres Unrechts gegen
hres Verbrechens gegen . . . den König?“
ein Gott!“ murmelte der Unglückliche.
enn Ihr vergeßt es zu leicht, Ihr Herren Edel-
ıer König iſt der Gemahl der Frau, die Ihr
eidigt, indem Ihr die Augen zu ihr erhebt;
g iſt der Vater Eures zukünftigen Herrn, meines
ı. Der König iſt ein Mann, der größer und
ıls Ihr Alle, ein Mann, den ich verehre und
liebe.“
h!“ murmelte Charny, einen dumpfen Seufzer
nd; und um nicht vollends niederzuſtürzen, war
higt, eine von ſeinen Händen auf den Boden
n.
n Schrei durchdrang das Herz der Königin.
in dem erloſchenen Blick des jungen Mannes,
ınf den Tod getroffen worden, zöge ſie nicht
s der Wunde den Pfeil, den ſie gegen ihn ab-

·mherzig und ſanft, erſchrak ſie deshalb über
ſe und Schwäche des Schuldigen, und ſie war
ugenblick nahe daran, um Hülfe zu rufen.
r ſie bedachte, der Doctor und Andrée würden dieſe
ht des Kranken ſchlecht deuten. Sie hob ihn
n Händen auf und ſagte:
prechen wir, ich als Königin, Sie als Mann.
ctor Louis hat es verſucht, Sie zu heilen;
nde, welche nichts war, verſchlimmert ſich durch
ſchweifungen Ihres Gehirns. Wann wird ſie
ein, dieſe Wunde? Wann werden Sie aufhören,
tor das ärgerliche Schauſpiel einer Tollheit zu
›ie ihn beunruhigt? Wann werden Sie vom
abreiſen?“

„Madame,“ ſtammelte Charny, „Eure W
jagt mich fort . . . Ich gehe! ich gehe!“

Und er machte eine ſo heftige Bewegung, u
zugehen, daß er, aus ſeinem Gleichgewicht
geworfen, ſich ſchwankend in den Armen der K
drehte, die ihm den Weg verſperrte.

Kaum hatte er die Berührung dieſer glü
Bruſt, die ihn zurückhielt, gefühlt, kaum hatte
unter dem unwillkürlichen Drucke des Armes,
trug, gebogen, als ſeine Vernunft ihn eilig
als ſein Mund ſich öffnete, um einen verzeh
Hauch durchzulaſſen, der kein Wort war und ke
zu ſein wagte.

Durch dieſe Berührung ſelbſt verſengt, dur
Schwäche bewegt, hatte die Königin nicht di
den lebloſen Körper auf ſeinen Stuhl zurückz
und ſie wollte entfliehen, aber der Kopf von
war rückwärts gefallen; er ſchlug an das H
Stuhles, eine leichte roſenrothe Nuance färb
Schaum ſeiner Lippen, ein lauer roſenfarbener
war von ſeiner Stirne auf die Hand der Königin g

„Oh! ſo iſt es gut,“ murmelte er, „ſo iſt
ich ſterbe durch Sie getödtet.“

Die Königin vergaß Alles. Sie kam zurück
Charny in ihre Arme, preßte ſeinen todten K
ihren Buſen und legte eine eiskalte Hand a
Herz des jungen Mannes.

Die Liebe bewirkte ein Wunder. Charny e
wieder. Er öffnete die Augen. Die Erſcheinu
ſchwand. Die Frau erſchrak, eine Erinner
zurückgelaſſen zu haben, wo ſie nur ein letztes L
zu geben glaubte.

Sie machte drei Schritte gegen die Thü
einer ſolchen Haſt, daß Charny kaum Zeit hatt
Saum ihres Kleides zu ergreifen und auszuruf

„Madame, im Namen aller Achtung, die
Gott habe, einer Achtung, welche minder groß
die Achtung, welche ich für Sie hege . . .“

Sie wohl!“ rief die Königin.
me! oh! verzeihen Sie mir!“
erzeihe Ihnen, Herr von Charny!“
me, einen letzten Blick!“
von Charny,“ ſprach die Königin zitternd
ung und Zorn, „ſind Sie nicht der letzte
en, ſo werden Sie heute Abend, morgen
om Schloſſe abgereiſt ſein.“
önigin bittet, wenn ſie in ſolchen Ausdrücken
harny faltete voll Trunkenheit die Hände
te ſich auf den Knieen bis zu den Füßen
Antoinette.
hatte ſchon die Thüre geöffnet, um ſchneller
zu entfliehen.
, deren Augen dieſe Thüre ſeit dem Anfang
dung verſchlungen, ſah den jungen Mann
ſen, die Königin ſchwankend; ſie ſah die
jenem vor Stolz und Hoffnung glänzen, die
dieſer ſich erloſchen gegen den Boden ſenken.
erzen getroffen, verzweiflungsvoll, ange-
on Haß und Verachtung, beugte ſie den
. Als ſie die Königin zurückkommen ſah,
hr, Gott habe dieſer Frau zu viel gegeben,
ihr als Ueberfluß einen Thron und die
gegeben, da er ihr ſo eben nun auch dieſe
de mit Herrn von Charny geſchenkt.
octor ſah zu viele Dinge, um eines zu be-

nun dem Erfolg der gepflogenen Unterhand-
zenharrend, begnügte er ſich, zu fragen:
Madame?“
önigin brauchte eine Minute, um ſich zu
nd ihre durch die Schläge ihres Herzens er-
nme wiederzuerlangen.
wird er thun?“ wiederholte der Doctor.
ird abreiſen,“ murmelte die Königin.

„Ich verſtehe Sie, Sie haben offenherzig geſproch
Doctor. Die Frau, für welche Herr von Charny
Vernunft verloren hat, ſoll ihm dieſe Vernunft g
willig oder mit Gewalt zurückgeben.“

„Sehr gut, das iſt es.“

Sie ſoll den Muth haben, ihm ſeine Träume,
heißt, die nagende Schlange, zu entreißen, welche
gerollt im tiefſten Grunde ſeines Herzens liegt.“

„Ja, Eure Majeſtät.“

„Laſſen Sie Jemand benachrichtigen; Fräulein
Taverney zum Beiſpiel.“

„Fräulein von Taverney?“ verſetzte der Doctor

„Ja, Sie werden Alles einrichten, daß uns
Kranke auf eine geziemende Weiſe empfängt.“

„Das iſt geſchehen, Madame.“

„Ohne irgend eine Schonung.“

„Es muß wohl ſein.“

„Aber, Doctor,“ murmelte die Königin, „es
trauriger, als Sie glauben, ſo das Leben oder
Tod eines Menſchen aufzuſuchen.“

„Das thue ich alle Tage, wenn ich eine unbekan
Krankheit anfaſſe. Werde ich ſie durch das Mittel
greifen, welches das Uebel tödtet, oder durch
Mittel, das den Kranken tödtet?“

„Sie, Sie ſind ſicher, die Krankheit zu tödten
fragte bebend die Königin.

„Ei!“ erwiederte der Doctor mit düſterer Mie
„wenn auch ein Mann für die Ehre einer Köni
ſtürbe, wie viele ſterben nicht alle Tage für die La
eines Königs? — Gehen wir, Madame.“

Die Königin ſeufzte und folgte dem alten Doct
ohne daß ſie Andrée hatte finden können.

Es war elf Uhr Morgens. Charny ſchlief g
angekleidet in einem Lehnſtuhl nach der Aufregu
einer furchtbaren Nacht. Sorgfältig geſchloſſen, lie
die Läden nur einen ſchwachen Reflex des Tageslich
durch. Alles war darauf eingerichtet, von dem Kran

öſe Empfindlichkeit, die erſte Urſache ſeines
abzuhalten.
n Lärmen, keine Berührung, kein Anblick. Der
Louis band muthig mit allen Vorwänden zu
Wiederaufleben krankhafter Erſcheinungen an,
noch wich er, entſchloſſen, einen großen Schlag
, nicht vor einer Kriſe zurück, die ſeinen
tödten konnte. Allerdings konnte ſie ihn auch

;ethan mit einem Morgenkleide, mit einer ganz
zen Eleganz friſirt, trat die Königin ungeſtüm
ausflur, welche zu dem Zimmer von Charny
Der Doctor hatte ihr empfohlen, nicht zu
nicht zu verſuchen, ſondern auf der Stelle, mit
ntſchloſſenheit zu erſcheinen, um eine heftige
hervorzubringen.
drehte ſo raſch den ciſelirten Knopf der erſten
:s Vorzimmers um, daß eine Perſon, die ſich
e Thüre des Zimmers von Charny neigte, eine
Familie gehüllte Frau, nur Zeit hatte, ſich auf-
und eine Haltung anzunehmen, deren Ruhe ihr
Geſicht und ihre zitternden Hände Lügen ſtraften.
drée!" rief die Königin erſtaunt. „Sie hier!"
!" antwortete Andrée, bleich und ängſtlich,
re Majeſtät. Doch iſt Eure Majeſtät nicht
ſt hier?"
! ho! Verwickelung!" murmelte der Doctor.
ſuchte Sie überall," ſagte die Königin; „wo
ie?"
lag in dieſen Worten der Königin ein Aus-
elcher nicht der ihrer gewöhnlichen Güte. Es
das Vorſpiel eines Verhörs, wie das Symptom
rdachtes.
rée hatte bange, ſie befürchtete beſonders, ihr
ter Schritt könnte den Schlüſſel zu ihren für
rechtbaren Gefühlen geben. So ſtolz ſie auch
ntſchloß ſie ſich doch, zum zweiten Male zu lügen.

„Hier, wie Sie ſehen.“

„Allerdings, doch, wie hier?“

„Madame,“ erwiederte ſie, „man hat mi
Eure Majeſtät laſſe mich ſuchen; ich bin geko

Die Königin war nicht am Ende bei ihr
trauen, ſie blieb beharrlich und fuhr fort:

„Wie haben Sie es gemacht, um zu
wohin ich ging?

„Das war leicht, Madame; Sie waren
Doctor Louis, und man hatte Sie durch di
Gemächer gehen ſehen; von da an hatten Sie
deres Ziel, als dieſen Pavillon.“

„Gut errathen,“ erwiederte die Königin
noch unentſchieden, aber ohne Härte, „gut er

Andrée ſtrengte ſich gewaltig an und ſprach

„Madame, wenn es die Abſicht Eurer
war, ſich zu verbergen, ſo hätte ſie ſich nich
unbedeckten Gallerieen zeigen müſſen, wie ſie
gethan, um hierher zu kommen. Schreitet die
über die Terraſſe, ſo ſieht ſie Fräulein von
von ihrer Wohnung aus, und es iſt nicht
Jemand zu folgen oder voranzugehen, den
ferne geſehen hat.“

„Sie hat Recht,“ ſagte die Königin, „
hundertmal Recht. Ich habe eine unglückliche
heit, welche darin beſteht, daß ich nie errath
nachdenkend, glaube ich nicht an die Reflex
Andern.“

Die Königin fühlte, ſie würde vielleicht
ſicht bedürfen, weil ſie der Vertrauten bedurf

Ihre Seele war überdies keine Zuſamm
von Coquetterie und Mißtrauen, wie die der
lichen Weiber; ſie hatte Glauben in ihren Fr
ten, denn ſie wußte, daß ſie lieben konnte. Di
welche ſich ſelbſt mißtrauen, mißtrauen noch
den Anderen. Ein großes Unglück, das die
beſtraft, iſt, daß ſie ſich nie von ihren Liebhabe
glauben.

Marie Antoinette vergaß alſo ſehr raſch den Ein-
ruck, den Fräulein von Taverney vor der Thüre von
harny auf ſie gemacht hatte. Sie nahm Andrée bei
r Hand, ließ ſie den Schlüſſel dieſer Thüre umdrehen
nd drang mit einer außerordentlichen Schnelligkeit in
as Zimmer des Kranken, während der Doctor mit
ndrée außen blieb.

Kaum hatte dieſe die Königin verſchwinden ſehen,
ls ſie zum Himmel einen Blick voll Zorn und Schmerz
hob, einen Blick, deſſen Ausdruck einer wüthenden
erwünſchung glich.

Der gute Doctor nahm ihren Arm, durchſchritt
it ihr die Flur und ſagte:

„Glauben Sie, daß es ihr gelingen wird?“

„Gelingen? mein Gott! was?“ rief Andrée.

„Den armen Narren, der hier ſterben wird, wenn
in Fieber noch ein wenig fortdauert, anderswohin
ringen zu laſſen.“

„Anderswo wird er alſo geneſen?“ fragte Andrée
aſtig.

Der Doctor ſchaute ſie erſtaunt, unruhig an und
ntwortete:

„Ich glaube, ja.“

„Oh! dann möge es ihr gelingen!“ rief das arme
Mädchen.

LIII.

Wiedergeneſung.

Die Königin war indeſſen gerade auf den Lehnſtuhl
on Charny zugegangen.

Dieſer erhob den Kopf beim Geräuſche der Pan-
offeln, welche auf dem Boden krachten.

„Die Königin," murmelte er, indem er aufzustehe
ſuchte.

„Die Königin, ja, mein Herr," erwiederte raſ
Marie Antoinette. „Die Königin, welche weiß, wi
Sie daran arbeiten, die Vernunft und das Leben zu ver
lieren, die Königin, welche Sie in ihren Träumen be
leidigen, die Königin, welche für Ihre Ehre und Ihr
Sicherheit beſorgt iſt. Darum kommt Sie zu Ihne
mein Herr, und Sie ſollten ſie nicht ſo empfangen."

Charny war zitternd, verwirrt aufgeſtanden, dann
bei den letzten Worten war er auf ſeine Knie geſunken
ſo zermalmt durch den phyſiſchen und den moraliſche
Schmerz, daß er, gebeugt wie ein Schuldiger, ſi
weder erheben wollte, noch konnte.

„Iſt es möglich," fuhr die Königin, gerührt vo
dieſer Ehrfurcht und dieſem Stillſchweigen, fort, „i
es möglich, daß ein Edelmann, den man einſt be
loyalſten beizählte, ſich ſo wie ein Feind an den Ru
einer Frau hängt! Denn bemerken Sie wohl, Her
von Charny, ſchon bei unſerem erſten Zuſammenſei
war es nicht die Königin, was Sie geſehen, und wa
ich ihnen gezeigt habe, es war eine Frau, und da
hätten Sie nie vergeſſen müſſen."

Hingeriſſen durch dieſe aus dem Herzen hervor
gegangenen Worte, wollte es Charny verſuchen, etwa
zu ſeiner Vertheidigung zu ſprechen, aber Marie An
toinette ließ ihm nicht Zeit dazu.

„Was werden meine Feinde thun," ſagte ſie, „wenn
Sie das Beiſpiel des Verraths geben?"

„Verrath," ſtammelte Charny.

„Mein Herr, wollen Sie wählen? entweder ſin
ſie ein Wahnſinniger, und ich werde Ihnen das Mittel
Schlimmes zu thun, benehmen; oder Sie ſind ein Ver
räther, und ich werde Sie beſtrafen."

„Madame, ſagen Sie nicht, ich ſei ein Verräther
In dem Munde der Könige geht dieſe Anklage dem
Todesurtheil voran, in dem Munde einer Frau em

irt ſie. Königin, tödten Sie mich, Frau, ſchonen ie mich.“

„Sind Sie bei geſundem Verſtande, Herr von harny?“ ſagte die Königin mit bewegter Stimme.

„Ja, Madame.“

„Haben Sie das Bewußtſein Ihres Unrechts gegen ich, Ihres Verbrechens gegen . . . den König?“

„Mein Gott!“ murmelte der Unglückliche.

„Denn Ihr vergeßt es zu leicht, Ihr Herren Edelute, der König iſt der Gemahl der Frau, die Ihr lle beleidigt, indem Ihr die Augen zu ihr erhebt; r König iſt der Vater Eures zukünftigen Herrn, meines anphin. Der König iſt ein Mann, der größer und ffer, als Ihr Alle, ein Mann, den ich verehre und n ich liebe.“

„Oh!“ murmelte Charny, einen dumpfen Seufzer isſtoßend; und um nicht vollends niederzuſtürzen, war genöthigt, eine von ſeinen Händen auf den Boden ſtützen.

Sein Schrei durchdrang das Herz der Königin. ie las in dem erloſchenen Blick des jungen Mannes, ß er auf den Tod getroffen worden, zöge ſie nicht ſch aus der Wunde den Pfeil, den ſie gegen ihn abdrückt.

Barmherzig und ſanft, erſchrak ſie deshalb über e Blöſſe und Schwäche des Schuldigen, und ſie war uen Augenblick nahe daran, um Hülfe zu rufen.

Aber ſie bedachte, der Doctor und Andrée würden dieſe hnmacht des Kranken ſchlecht deuten. Sie hob ihn it ihren Händen auf und ſagte:

„Sprechen wir, ich als Königin, Sie als Mann. er Doctor Louis hat es verſucht, Sie zu heilen; eſe Wunde, welche nichts war, verſchlimmert ſich durch e Ausſchweifungen Ihres Gehirns. Wann wird ſie heilt ſein, dieſe Wunde? Wann werden Sie aufhören, n Doctor das ärgerliche Schauſpiel einer Tollheit zu ben, die ihn beunruhigt? Wann werden Sie vom chloſſe abreiſen?“

„Madame," stammelte Charny, „Eure Majestät jagt mich fort . . . Ich gehe! ich gehe!"

Und er machte eine so heftige Bewegung, um wegzugehen, daß er, aus seinem Gleichgewicht herausgeworfen, sich schwankend in den Armen der Königin drehte, die ihm den Weg versperrte.

Kaum hatte er die Berührung dieser glühenden Brust, die ihn zurückhielt, gefühlt, kaum hatte er sich unter dem unwillkürlichen Drucke des Armes, der ihn trug, gebogen, als seine Vernunft ihn eilig verließ, als sein Mund sich öffnete, um einen verzehrenden Hauch durchzulassen, der kein Wort war und kein Kuß zu sein wagte.

Durch diese Berührung selbst versengt, durch diese Schwäche bewegt, hatte die Königin nicht die Zeit, den leblosen Körper auf seinen Stuhl zurückzustoßen, und sie wollte entfliehen, aber der Kopf von Charny war rückwärts gefallen; er schlug an das Holz des Stuhles, eine leichte rosenrothe Nuance färbte den Schaum seiner Lippen, ein lauer rosenfarbener Tropfen war von seiner Stirne auf die Hand der Königin gefallen.

„Oh! so ist es gut," murmelte er, „so ist es gut, ich sterbe durch Sie getödtet."

Die Königin vergaß Alles. Sie kam zurück, nahm Charny in ihre Arme, preßte seinen todten Kopf an ihren Busen und legte eine eiskalte Hand auf das Herz des jungen Mannes.

Die Liebe bewirkte ein Wunder. Charny erwachte wieder. Er öffnete die Augen. Die Erscheinung schwand. Die Frau erschrak, eine Erinnerung zurückgelassen zu haben, wo sie nur ein letztes Lebe zu geben glaubte.

Sie machte drei Schritte gegen die Thür einer solchen Hast, daß Charny kaum Zeit hatte Saum ihres Kleides zu ergreifen und auszurufe „Madame, im Namen aller Achtung, die Gott habe, einer Achtung, welche minder groß die Achtung, welche ich für Sie hege . . ."

„Leben Sie wohl!“ rief die Königin.

„Madame! oh! verzeihen Sie mir!“

„Ich verzeihe Ihnen, Herr von Charny!“

„Madame, einen letzten Blick!“

„Herr von Charny,“ ſprach die Königin zitternd
Aufregung und Zorn, „ſind Sie nicht der letzte
Menſchen, ſo werden Sie heute Abend, morgen
t oder vom Schloſſe abgereiſt ſein.“

Eine Königin bittet, wenn ſie in ſolchen Ausdrücken
ehlt. Charny faltete voll Trunkenheit die Hände
ſchleppte ſich auf den Knieen bis zu den Füßen
Marie Antoinette.

Dieſe hatte ſchon die Thüre geöffnet, um ſchneller
Gefahr zu entfliehen.

Andrée, deren Augen dieſe Thüre ſeit dem Anfang
Unterredung verſchlungen, ſah den jungen Mann
bergeworfen, die Königin ſchwankend; ſie ſah die
gen von jenem vor Stolz und Hoffnung glänzen, die
icke von dieſer ſich erloſchen gegen den Boden ſenken.

Im Herzen getroffen, verzweiflungsvoll, ange-
wollen von Haß und Verachtung, beugte ſie den
pf nicht. Als ſie die Königin zurückkommen ſah,
len es ihr, Gott habe dieſer Frau zu viel gegeben,
em er ihr als Ueberfluß einen Thron und die
hönheit gegeben, da er ihr ſo eben nun auch dieſe
lbe Stunde mit Herrn von Charny geſchenkt.

Der Doctor ſah zu viele Dinge, um eines zu be-
rken.

Ganz nun dem Erfolg der gepflogenen Unterhand-
ng entgegenharrend, begnügte er ſich, zu fragen:

„Nun, Madame?“

Die Königin brauchte eine Minute, um ſich zu
ſammeln, und ihre durch die Schläge ihres Herzens er-
kte Stimme wiederzuerlangen.

„Was wird er thun?“ wiederholte der Doctor.

„Er wird abreiſen,“ murmelte die Königin.

Und ohne auf Andrée, welche die Stirne faltete, und auf Louis zu achten, der ſich die Hände rieb, durchſchritt ſie raſch die Flur und die Gallerie, hüllte ſich maſchinenmäßig in ihre Mantille, woran eine Ruche von Spitzen, und kehrte in ihre Wohnung zurück.

Andrée drückte dem Doctor, der wieder zu ſeinem Kranken eilte, die Hand; dann kehrte ſie ebenfalls, mit einem Schritt ſo feierlich wie der eines Schattens, den Kopf geſenkt, das Auge ſtarr und den Geiſt abweſend, in ihr Zimmer zurück.

Es war ihr nicht einmal eingefallen, die Königin nach ihren Befehlen zu fragen. Für eine Natur, wie die von Andrée, iſt die Königin nichts, die Nebenbuhlerin iſt Alles.

Wieder der Sorge von Louis anheimgegeben, ſchien Charny nicht mehr derſelbe Menſch wie am Tage vorher zu ſein.

Stark bis zur Uebertreibung, kühn bis zur Prahlerei, richtete er an den guten Doctor ſo dringende, ſo energiſche Fragen in Beziehung auf ſeine nahe bevorſtehende Geneſung, über die zu befolgende Diät, über die Transportmittel, daß Louis glaubte, es ſei ein noch gefährlicherer Rückfall, hervorgebracht durch eine Manie anderer Art, eingetreten.

Charny enttäuſchte ihn bald; er glich jenen im Feuer gerötheten Eiſen, deren Färbung ſich vor dem Auge in dem Maße ſchwächt, in welchem die Hitze an Intenſität abnimmt. Das Eiſen iſt ſchwarz und ſpricht nicht mehr zu dem Blick, aber es iſt noch glühend genug, um Alles zu verzehren, was man ihm darbieten wird.

Louis ſah den jungen Mann wieder ſeine Ruhe und ſeine Logik aus den guten Tagen annehmen. Charny war in der That ſo vernünftig, daß er ſich für verpflichtet hielt, dem Arzt die plötzliche Veränderung ſeines Entſchluſſes zu erklären.

„Die Königin,“ ſagte er, „hat mich, indem ſie

ich beſchämte, mehr geheilt, als Ihre Wiſſenſchaft, ein lieber Doctor, dies mit vortrefflichen Mitteln ethan hätte; mich bei der Eitelkeit packen, ſehen Sie, as heißt mich bändigen, wie man ein Pferd mit dem ebiß bändigt."

„Deſto beſſer, deſto beſſer," murmelte der Doctor.

„Ja, ich erinnere mich, daß ein Spanier — ſie nd prahleriſch genug — mir eines Tags ſagte, um ir ſeine Willensſtärke zu beweiſen, es habe bei inem Duell, in dem er verwundet worden, für ihn enügt, ſein Blut zurückhalten zu wollen, daß ſein Blut nicht floß und nicht das Auge ſeines Gegners rgötzte. Ich habe über dieſen Spanier gelacht, indeſſen in ich ein wenig wie er: wenn mein Fieber, wenn as Delirium, das Sie mir vorwerfen, wiedererſcheinen ollten, ſo würde ich ſie, darauf wette ich, verjagen, ndem ich ſagte: Delirium und Fieber, ihr werdet nicht iedererſcheinen."

„Wir haben Beiſpiele von dieſem Phänomen," prach der Doctor mit ernſtem Tone. „Jedenfalls erauben Sie mir, daß ich Ihnen Glück wünſche. Sie ind nun moraliſch geheilt."

„Oh! ja."

„Wohl! Sie werden alsbald ſehen, welcher Zuammenhang zwiſchen dem Moraliſchen und dem Phyſchen des Menſchen ſtattfindet. Das iſt eine ſchöne heorie, die ich in einem Buche ausführen würde, wenn h Zeit dazu hätte. Geſund an Geiſt, werden Sie in cht Tagen auch körperlich geſund ſein."

„Lieber Doctor, ich danke Ihnen."

„Und um anzufangen: werden Sie alſo abreiſen?"

„Wann es Ihnen beliebt. Auf der Stelle."

„Wir wollen dieſen Abend abwarten. Mäßigen ir uns. Mit Extremen zu Werke gehen, heißt Alles uf's Spiel ſetzen."

„Warten wir bis zum Abend, Doctor."

„Werden Sie weit gehen?"

„An das Ende der Welt, wenn es ſein muß.“

„Das iſt zu weit für einen erſten Ausflug.“ ſprach der Doctor mit demſelben Phlegma. „Begnügen wir uns vorerſt mit Verſailles.“

„Verſailles, es ſei, da Sie es wollen.“

„Mir ſcheint, von Ihrer Wunde geheilt zu ſein, iſt für Sie kein Grund, das Land zu verlaſſen.“

Dieſe ſtudirte Kaltblütigkeit bewog Charny vollends, auf ſeiner Hut zu ſein.

„Es iſt wahr, Doctor, ich habe ein Haus in Verſailles.“

„Gut! das iſt es, was wir brauchen, man wird Sie heute Abend dahin bringen.“

„Sie haben mich nicht recht verſtanden, Doctor, ich wünſchte eine Fahrt nach meinen Gütern zu machen.“

„Ah! ja wohl. Ihre Güter, was Teufels, Ihre Güter ſind nicht am Ende der Welt.“

„Sie liegen an der Gränze der Picardie, fünfzehn bis zwanzig Meilen von hier.“

„Ah! Sie ſehen wohl.“

Charny drückte dem Doctor die Hand, als wollte er ihm für alle ſeine Zartheiten danken.

Am Abend trugen die vier Knechte, die er bei ihrem erſten Verſuche ſo heftig zurückgeſchlagen hatte, Charny bis zu ſeinem Wagen, der ihn vor dem Pförtchen des Geſindehauſes erwartete.

Der König hatte den ganzen Tag gejagt, ſodann zu Nacht geſpeiſt und ſchlief nun. Charny, welcher ein wenig darüber beſorgt war, daß er ſich, ohne Abſchied zu nehmen, entfernte, wurde durch den Doctor völlig beruhigt; dieſer verſprach ihm, ſeinen Abzug zu entſchuldigen und denſelben durch das Bedürfniß der Ortsveränderung zu motiviren.

Charny, ehe er in ſeinen Wagen ſtieg, gab ſich die ſchmerzliche Befriedigung, bis zum letzten Augenblick nach den Fenſtern der Wohnung der Königin zu ſchauen. Niemand konnte ihn ſehen. Einer von den

en, der eine Fackel in der Hand trug, beleuchtete Weg, ohne das Geſicht zu beleuchten.

harny traf auf den Stufen nur mehrere Officiere, Freunde, welche zeitig genug benachrichtigt wor- aren, daß ſein Abgang nicht das Anſehen einer t hatte.

Von dieſen heiteren Gefährten bis an den Wagen tet, konnte Charny ſeinen Augen wohl erlauben, n Fenſtern umherzuſchweifen; die der Königin ten von Licht. Ein wenig leidend, hatte Ihre ſtät die Damen in ihrem Schlafzimmer em- en.

Düſter und ſchwarz, verbargen die Fenſter von ie hinter den Falten ihres Damaſtvorhangs eine angſterfüllte, ganz zitternde Frau, welche, ohne kt zu werden, jeder Bewegung des Kranken und Geleites folgte.

Der Wagen fuhr endlich ab, doch ſo langſam, daß jedes Hufeiſen der Pferde auf dem ſchallenden er hörte.

„Wenn er nicht mir gehört, ſo gehört er doch we- ns Niemand mehr,“ murmelte Andrée.

„Erfaßt ihn wieder die Luſt, zu ſterben,“ ſagte octor, während er in ſeine Wohnung zurückkehrte, ird er doch wenigſtens weder bei mir, noch in n Händen ſterben. Der Teufel hole die Seelen- jeiten, man iſt nicht der Arzt von Antiochus und onike, um ſolche Krankheiten zu heilen.“

harny kam geſund und wohlbehalten in ſeinem an. Der Doctor beſuchte ihn am Abend und ihn ſo gut, daß er ihm ſogleich ankündigte, es es ſein letzter Beſuch.

Der Kranke aß von einer Hühnerbruſt und einen voll eingemachtes Obſt von Orleans.

Im andern Tag erhielt er einen Beſuch von ſeinem n, Herrn von Suffren, einen von Herrn von

Lafayette, ſowie den eines Abgeſandten des Königs. Es war ungefähr daſſelbe am zweiten Tag, und dann kümmerte man ſich nicht mehr um ihn.

Er ſtand auf und ging in ſeinen Garten.

Nach acht Tagen konnte er ein Pferd von friedlichem Gange beſteigen; ſeine Kräfte waren wiedergekehrt. Da ſein Haus noch nicht ganz verlaſſen war, ſo verlangte er nach dem Arzte ſeines Oheims, und ließ den Doctor Louis um Erlaubniß bitten, nach ſeinen Gütern abreiſen zu dürfen.

Louis antwortete mit Zuverſicht, die Bewegung von einem Ort zum andern ſei der letzte Grad der ärztlichen Behandlung der Wunden; Herr von Charny habe einen guten Wagen, die Straße in der Picardie ſei wie ein Spiegel, und in Verſailles bleiben, wenn man ſo gut und ſo glücklich reiſen könne, wäre eine Tollheit.

Charny ließ einen großen Fourgon mit Gepäcke beladen, verabſchiedete ſich beim König, der ihn mit Aeußerungen ſeines Wohlwollens überhäufte, bat Herrn von Suffren, der Königin ſeine Ehrfurcht zu bezeigen, ſtieg dann vor dem Thore des königlichen Schloſſes in ſeinen Wagen und reiſte nach dem Städtchen Villers-Coterets ab, von wo aus er das Schloß Bourſonnes erreichen ſollte; dieſes lag eine halbe Meile von dem Städtchen, welches ſchon die erſten Poeſien von Demouſtier verherrlichten.

LIV.

Zwei blutende Herzen.

Am andern Morgen nach dem Tage, wo die Königin von Andrée, als ſie von dem vor ihr knieenden Charny entfloh, erſchaut worden war, trat Fräulein

von Taverney ihrer Gewohnheit gemäß in das königliche Zimmer, zur Stunde der kleinen Toilette, vor der Meſſe.

Die Königin hatte noch keinen Beſuch empfangen. Sie hatte nur ein Billet von Frau von La Mothe geleſen, und ihre Laune war äußerſt heiter.

Noch bleicher als am Tage vorher, hatte Andrée in ihrer ganzen Perſon jenen Ernſt und jene kalte Zurückhaltung, welche die Aufmerkſamkeit erregt, und die Größten zwingt, mit den Kleinſten zu rechnen.

Einfach, ſo zu ſagen ſtreng in ihrer Toilette, glich Andrée einer Bötin des Unglücks. War dieſes Unglück für ſie oder für Andere?

Die Königin hatte einen ihrer Tage der Zerſtreutheit; ſie achtete auch nicht auf den langſamen, ernſten Gang von Andrée, auf ihre gerötheten Augen, auf die matte Weiße ihrer Schläfe und ihrer Hände.

Sie drehte den Kopf gerade nur ſo viel, als es brauchte, um ihren freundſchaftlichen Gruß hören zu laſſen.

„Guten Morgen, Kleine!“

Andrée wartete, daß ihr die Königin eine Gelegenheit zum Sprechen gäbe. Sie wartete in der feſten Ueberzeugung, ihr Stillſchweigen, ihre Unbeweglichkeit würden am Ende die Augen von Marie Antoinette auf ſich ziehen.

Dies geſchah. Da ſie keine andere Antwort, als eine tiefe Verbeugung erhielt, wandte ſich die Königin um und erblickte, ſchräge, dieſes Geſicht mit dem ſcharfen Gepräge des Schmerzes und der Strenge.

„Guter Gott! was gibt es, Andrée?“ fragte ſie, indem ſie ſich ganz umwandte, „iſt Dir Unglück widerfahren?“

„Ein großes Unglück, ja, Madame,“ antwortete die junge Frau.

„Was denn?“

„Ich werde Eure Majeſtät verlaſſen.“

„Mich verlaſſen? Du gehſt von hier weg?“

„Ja, Madame.“

„Wohin gehſt Du denn? welche Urſache kann dieſe plötzliche Abreiſe haben?“

„Madame, ich bin nicht glücklich in meinen Zuneigungen.“

Die Königin ſchaute empor.

„In meinen Familienzuneigungen,“ fügte Andrée erröthend bei.

Die Königin erröthete ebenfalls, und der Blitz ihrer beiden Blicke kreuzte ſich glänzend wie bei einem Zuſammenſtoß von Schwertern.

Die Königin erholte ſich zuerſt.

„Ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte ſie; „mir ſcheint, Sie waren geſtern glücklich?“

„Nein, Madame,“ erwiederte Andrée mit feſtem Tone; „geſtern war abermals einer von den unglücklichen Tagen meines Lebens.“

„Oh!“ machte die Königin, welche träumeriſch geworden.

Und ſie fügte bei:

„Erklären Sie ſich.“

„Ich müßte mich entſchließen, Eure Majeſtät mit Einzelheiten zu ermüden, welche unter ihr ſind. Ich habe keine Befriedigung in meiner Familie; ich habe nichts von den Gütern der Erde zu erwarten, und ich bitte Eure Majeſtät um meinen Abſchied, um mich mit meinem Seelenheile zu beſchäftigen.“

Die Königin ſtand auf, nahm, obgleich dieſer Schritt ihrem Stolze ſchwer anzukommen ſchien, Andrée bei der Hand und ſprach:

„Was bedeutet dieſer Entſchluß eines ſchlimmen Kopfes? Hatten Sie nicht geſtern auch einen Bruder, einen Vater, wie heute? Waren ſie minder beſchwerlich und minder ſchädlich, als heute? Glauben Sie, ich ſei fähig, Sie in Verlegenheit zu laſſen, und bin ich nicht eine Familienmutter, die eine Familie denjenigen gibt, welche keine haben?“

Andrée fing an zu zittern, wie eine Schuldige; ſie verbeugte ſich vor der Königin und erwiederte:

„Madame, ich bin durchdrungen von Ihrer Güte, aber ſie wird mich nicht von meinem Vorhaben abbringen. Ich habe beſchloſſen, den Hof zu verlaſſen. Es iſt für mich Bedürfniß, in die Einſamkeit zurückzukehren, ſetzen Sie mich nicht dem aus, daß ich meine Pflichten gegen Sie dadurch verrathe, daß ich mich gegen den Beruf verfehle, den ich in mir fühle.“

„Seit geſtern alſo?“

„Eure Majeſtät wolle mir nicht befehlen, über dieſen Gegenſtand zu ſprechen.“

„Seien Sie frei,“ ſprach die Königin mit Bitterkeit; „nur zeigte ich hinreichend Zutrauen zu Ihnen, daß Sie Vertrauen zu mir haben konnten. Doch ein Thor iſt der, welcher einen Menſchen, der nicht ſprechen will, um ein Wort fragt. Behalten Sie Ihre Geheimniſſe, mein Fräulein, ſeien Sie glücklicher in der Ferne, als Sie es hier geweſen ſind. Erinnern Sie ſich jedoch ſtets des Umſtandes, daß meine Freundſchaft die Leute trotz ihrer Launen nicht verläßt, und daß Sie nicht aufhören werden, für mich eine Freundin zu ſein. Nun gehen Sie, Andrée, gehen Sie, Sie ſind frei.“

Andrée machte eine Hofverbeugung und entfernte ſich. An der Thüre rief ſie die Königin zurück.

„Wohin gehen Sie, Andrée?“

„In die Abtei Saint-Denis, Madame,“ antwortete Fräulein von Taverney.

„In's Kloſter! ah! es iſt gut, mein Fräulein, Sie haben ſich vielleicht nichts vorzuwerfen; doch hätten Sie nur die Undankbarkeit und die Vergeſſenheit... das iſt noch zu viel; Sie ſind ſehr ſtrafbar gegen mich; gehen Sie, Fräulein von Taverney, gehen Sie.“

Folge hievon war, daß Andrée, ohne andere Erklärungen zu geben, auf welche das gute Herz der Königin rechnete, ohne ſich zu demüthigen, ohne ſich rühren zu laſſen, die Erlaubniß der Königin raſch benützte und verſchwand.

Marie Antoinette konnte gewahren und gewahrte, daß Fräulein von Taverney auf der Stelle das Schloß verließ.

Sie begab ſich in der That in das Haus ihres Vaters, wo ſie, wie ſie erwartete, ihren Bruder im Garten fand. Der Bruder träumte, die Schweſter handelte.

Als er Andrée erblickte, die ihr Dienſt im Schloſſe zurückhalten mußte, ging Philipp erſtaunt, beinahe erſchrocken auf ſie zu.

Erſchrocken beſonders über dieſe düſtere Miene, er, den Andrée nie anders als mit einem Lächeln zärtlicher Freundſchaft anredete. Er fing an, wie die Königin angefangen hatte; er befragte.

Andrée theilte ihm mit, ſie habe ſo eben den Dienſt der Königin verlaſſen, ihr Abſchied ſei angenommen, und ſie werde ins Kloſter treten.

Philipp ſchlug mit Gewalt in ſeine Hände, wie ein Menſch, der einen unerwarteten Streich empfängt.

„Wie!“ rief er, „Du auch, meine Schweſter?“

„Was! ich auch? was willſt Du damit ſagen?“

„Es iſt alſo eine verfluchte Berührung für unſere Familie, die Berührung der Bourbonen?“ rief er; „Du glaubſt Dich genöthigt, das Gelübde abzulegen? Du! Nonne aus Geſchmack, aus Gemüth; Du, die am Mindeſten weltliche der Frauen und die am mindeſten zum ewigen Gehorſam gegen die Geſetze des Aſcetismus fähige! Laß hören, was wirfſt Du der Königin vor?“

„Man hat der Königin nichts vorzuwerfen, Philipp,“ erwiederte kalt die junge Frau. „Du, der Du ſo ſehr auf die Gunſt der Höfe gezählt haſt, Du, der Du mehr, als irgend Jemand, darauf zählen mußteſt, warum haſt Du nicht bleiben können? warum bliebſt Du nicht drei Tage? Ich bin drei Jahre geblieben!“

„Die Königin iſt zuweilen launenhaft, Andrée.“

„Iſt es ſo, ſo konnteſt Du es ertragen, Du, ein

Mann; ich, ein Weib, muß es nicht, will es nicht; hat ſie Launen, nun wohl! ihre Dienerinnen ſind da."

„Meine Schweſter," erwiederte der junge Mann mit einem düſtern Weſen, „das erklärt mir nicht, wie Du Zwiſtigkeiten mit der Königin bekommen haſt."

„Keine, das ſchwöre ich Dir; haſt Du gehabt, Philipp, Du, der Du ſie verlaſſen? Oh! ſie iſt unausſtehbar, dieſe Frau."

„Man muß ihr verzeihen, Andrée; die Schmeichelei hat ſie ein wenig verdorben. Sie iſt im Grunde gut."

„Zeuge hievon iſt das, was ſie für Dich gethan hat, Philipp."

„Was hat ſie gethan?"

„Du haſt es ſchon vergeſſen? Oh! ich, ich habe ein beſſeres Gedächtniß! Ich bezahle auch an einem und demſelben Tage, mit einem und demſelben Entſchluß Deine und meine Schuld, Philipp."

„Zu theuer, wie mir ſcheint; in Deinem Alter, mit Deiner Schönheit verzichtet man nicht auf die Welt. Nimm Dich in Acht, liebe Freundin, Du verläſſeſt ſie jung, Du wirſt Dich alt wieder nach ihr ſehnen, und wenn es nicht mehr Zeit iſt, alle Deine Freunde, von denen eine Tollheit Dich getrennt hat, vor den Kopf ſtoßend, zurückkehren."

„Du urtheilteſt nicht ſo, Du, ein braver, ganz von Ehre und Gefühl zuſammengeſetzter, aber wenig um einen Ruf oder um ſein Vermögen bekümmerter Officier, Du, der Du da, wo hundert Andere Vermögen und Titel aufgehäuft haben, nur Schulden zu machen und Dich zu verkleinern wußteſt, Du urtheilteſt nicht ſo, als Du zu mir ſagteſt: ſie iſt launenhaft, Andrée, ſie iſt coquette, ſie iſt treulos, ich will ihr lieber nicht dienen. Dieſe Theorie praktiſch anwendend, haſt Du auf die Welt verzichtet, obgleich Du kein Kloſterbruder geworden biſt, und von uns Beiden bin nicht ich, die ich ſie ablegen will, diejenige, welche den

unwiderruflichen Gelübden am nächſten ſteht, ſondern Du biſt es, der ſie ſchon gethan hat."

„Du haſt Recht, meine Schweſter, und ohne unſern Vater . . ."

„Unſer Vater! ah! Philipp, ſprich nicht ſo," erwiederte Andrée voll Bitterkeit, „muß ein Vater nicht die Stütze ſeiner Kinder ſein oder ihre Unterſtützung annehmen? Nur unter dieſer Bedingung iſt er der Vater. Was thut der unſere, frage ich Dich? Haſt Du je den Gedanken gehabt, Herrn von Taverney ein Geheimniß anzuvertrauen? Und hältſt Du ihn für fähig, Dich zu ſich zu rufen, um Dir eines von ſeinen Geheimniſſen mitzutheilen? Nein," fuhr Andrée mit einem Ausdruck von Kummer fort, „Herr von Taverney iſt gemacht, um allein in dieſer Welt zu leben."

„Das will ich wohl glauben, Andrée, doch er iſt nicht gemacht, um allein zu ſterben."

Dieſe Worte, mit einer ſanften Strenge geſprochen, erinnerten die junge Frau daran, daß ſie ihrem Zorn, ihrer Bitterkeit, ihrem Groll gegen die Welt zu viel Platz in ihrem Herzen ließ.

„Ich möchte nicht, daß Du mich für ein Mädchen ohne Gemüth hielteſt," erwiederte ſie; „Du weißt, ob ich eine zärtliche Schweſter bin, aber es wollte hienieden Jeder in mir den ſympathetiſchen Inſtinct tödten, der ihm entſprach. Gott hatte mir bei der Geburt, wie jedem Geſchöpf, eine Seele und einen Leib gegeben, über dieſe Seele und dieſen Leib kann jedes menſchliche Geſchöpf, für ſeine Ehre, in dieſer und in der andern Welt verfügen. Ein Mann, den ich nicht kannte, hat meine Seele genommen, — Balſamo; — ein Mann, den ich kaum kannte, und der kein Mann für mich war, hat meinen Leib genommen, — Gilbert. — Ich wiederhole Dir, Philipp, um eine gute und fromme Tochter zu ſein, fehlt mir nur ein Vater. Gehen wir zu Dir über, unterſuchen wir, was Dir der Dank bei den Großen der Erde eingetragen hat, Dir, der Du ſie liebteſt."

ipp neigte das Haupt.
one mich," ſagte er, „die Großen der Erde
r mich nur mir gleiche Geſchöpfe; ich liebte
hat uns einander lieben geheißen."
! Philipp," rief Andrée, „es geſchieht nie auf
de, daß das liebende Herz dem, welcher liebt,
ar antwortet; diejenigen, welche wir gewählt
ben Andere."
ipp erhob ſeine bleiche Stirne und betrachtete
e Schweſter, ohne einen andern Ausdruck, als
rſtaunens.
rum ſagſt Du mir das? worauf zielſt Du
te er.
nichts," erwiederte edelmüthig Andrée, welche
Gedanken, zu geheimen Mittheilungen oder
bläſereien herabzuſteigen, zurückwich. „Ich
agen, mein Bruder. Ich glaube, daß meine
leidet; ſchenke meinen Worten keine Aufmerk-

r . . ."
ée näherte ſich Philipp, nahm ihn bei der
ſprach:
ug über dieſen Gegenſtand, mein geliebter
Ich bin gekommen, um Dich zu bitten, mich
oſter zu führen: ich habe Saint-Denis ge-
i unbeſorgt, ich will dort kein Gelübde able-
s wird ſpäter kommen, wenn es nothwendig
t in einem Aſyl zu ſuchen, was die meiſten
arin finden wollen, die Vergeſſenheit, verlange
die Erinnerung. Mir ſcheint, ich habe den
ſehr vergeſſen. Er iſt der einzige König,
e Gebieter, der einzige Troſt, wie er der ein-
iche Kummerbereiter iſt. Indem ich mich ihm
eute, da ich ihn begreife, werde ich mehr für
ich gethan haben, als wenn Alles, was es
Starkes, Mächtiges und Liebenswürdiges auf
lt gibt, ſich verſchworen hätte, um mir ein

glückliches Leben zu machen. In die Einſamkeit, mein Bruder, in die Einſamkeit, dieſes Vorhaus der ewigen Glückſeligkeit! . . . In der Einſamkeit ſpricht Gott zu dem Herzen des Menſchen."

Philipp hielt Andrée durch die Geberde zurück.

„Erinnere Dich," ſagte er, „daß ich mich moraliſch dieſem verzweifelten Vorhaben widerſetze; Du haſt mich nicht zum Richter der Urſachen Deiner Verzweiflung gemacht."

„Verzweiflung!" rief ſie mit einer erhabenen Verachtung, „Du ſagſt Verzweiflung! ah! Gott ſei Dank, ich gehe nicht in Verzweiflung von hinnen! Bedauern mit Verzweiflung! Nein! nein! tauſendmal nein!"

Und mit einer Geberde voll unbändigen Stolzes warf ſie auf ihre Schultern die ſeidene Mantille, welche in ihrer Nähe auf einem Lehnſtuhl lag.

„Gerade dieſes Uebermaß von Verachtung offenbart bei Dir einen Zuſtand, welcher nicht forwähren kann," ſprach Philipp. „Du willſt das Wort Verzweiflung nicht, nimm das Wort Trotz."

„Trotz!" entgegnete die junge Frau, indem ſie ihr höhniſches Lächeln in ein Lächeln voll Stolz verwandelte: „Du glaubſt nicht, mein Bruder, Fräulein von Taverney ſei ſo wenig ſtark, daß ſie ihren Platz auf dieſer Welt wegen einer Bewegung des Trotzes abtrete. Der Trotz, das iſt die Schwäche der Gefallſüchtigen oder der Dummen. Das Auge, das ſich durch den Trotz entzündet hat, befeuchtet ſich bald mit Thränen, und der Trotz iſt gelöſcht. Ich habe keinen Trotz, Philipp. Ich möchte gern, daß Du mir glaubteſt, und zu dieſem Ende brauchteſt Du Dich nur ſelbſt zu befragen, wenn Du eine Beſchwerde haben zu können vermeinſt. Antworte mir, Philipp, wenn Du Dich morgen nach la Trappe zurückzögeſt, wenn Du Karthäuſer würdeſt, wie würdeſt Du die Urſache nennen, die Dich zu dieſem Entſchluß angetrieben hätte?"

„Ich würde dieſe Urſache einen unheilbaren Kum-

mer nennen, meine Schweſter," antwortete Philipp mit der ſanften Majeſtät des Unglücks.

„Gut, Philipp, das iſt ein Wort, welches mir zuſagt und das ich annehme. Wohl! es iſt alſo ein unheilbarer Kummer, was mich nach der Einſamkeit treibt."

„Gut, und der Bruder und die Schweſter werden im Leben keine Unähnlichkeit gehabt haben. Gleich glücklich, werden ſie ſtets in demſelben Grade unglücklich geweſen ſein. Das macht die gute Familie, Andrée."

Andrée glaubte, durch ſeine Gemüthsbewegung fortgeriſſen, richte Philipp eine neue Frage an ſie, und vielleicht wäre ihr unbeugſames Herz unter dem Drucke der brüderlichen Freundſchaft gebrochen.

Aber Philipp wußte aus Erfahrung, daß die großen Seelen ſich ſelbſt genügen, er beunruhigte die von Andrée nicht in der Verſchanzung, die ſie ſich gewählt hatte.

„In welcher Stunde und an welchem Tage gedenkſt Du abzugehen?"

„Morgen; heute noch, wenn es Zeit wäre."

„Wirſt Du nicht einen letzten Spaziergang mit mir im Parke machen?"

„Nein!" antwortete ſie.

Er begriff wohl an dem Händedruck, den dieſe Weigerung begleitete, die junge Frau weiſe nur eine Gelegenheit zurück, ſich erweichen zu laſſen.

„Ich bin bereit, wann Du mich benachrichtigſt," ſagte er.

Und er küßte ihr die Hand, ohne ein Wort beizufügen, das die Bitterkeit ihres Herzens überſtrömen gemacht hätte.

Andrée, nachdem ſie die erſten Vorbereitungen getroffen, zog ſich in ihr Zimmer zurück, wo ſie folgendes Billet von Philipp erhielt:

„Du kannſt unſern Vater heute Abend um fünf Uhr beſuchen. Der Abſchied iſt unerläßlich. Herr von

Taverney würde über Vernachläſſigung, über ſchlechtes Benehmen ſchreien."

Sie antwortete:

„Um fünf Uhr werde ich im Reiſekleid bei Herrn von Taverney ſein. Um ſieben Uhr können wir in Saint-Denis ankommen. Wirſt Du mir Deinen Abend bewilligen?"

Statt jeder Antwort, rief Philipp aus ſeinem Fenſter, welches nahe genug bei der Wohnung von Andrée, daß dieſe es hören konnte:

„Um fünf Uhr die Pferde an den Wagen."

LV.

Ein Miniſter der Finanzen.

Wir haben geſehen, daß die Königin, ehe ſie Andrée empfing, ein Billet von Frau von La Mothe geleſen und gelächelt hatte.

Dieſes Billet enthielt nur, mit allen möglichen Formeln des Reſpects, die Worte:

„...Und Eure Majeſtät kann verſichert ſein, daß ihr Credit gegeben und die Waare im Vertrauen abgeliefert werden wird."

Die Königin hatte alſo gelächelt und das Billet von Jeanne verbrannt.

Nachdem ſie ſich in der Geſellſchaft von Fräulein von Taverney ein wenig verdüftert, kam Frau von Miſery und meldete, Herr von Calonne warte auf die Ehre, bei ihr zugelaſſen zu werden.

Es kann nicht ungeeignet erſcheinen, wenn wir dieſe Perſon dem Leſer ein wenig erklären. Die Geſchichte hat ihm ſo ziemlich bekannt gemacht, aber der

Roman, der die Perſpectiven und die großen Züge min-
er genau zeichnet, gibt vielleicht der Einbildungs-
raft ein befriedigenderes Detail.

Herr von Calonne war ein Mann von Geiſt, ſogar
on unendlich viel Geiſt, welcher, aus der wenig an Thrä-
en gewöhnten, aber vernünftig urtheilenden Generation
er zweiten Hälfte des Jahrhunderts hervorgehend, ſeinen
Aufſchluß in Beziehung auf das über Frankreich ſchwe-
ende Unglück gefaßt hatte, ſein Intereſſe mit dem ge-
einſchaftlichen Intereſſe vermiſchte, wie Ludwig XV.
agte: nach uns das Ende der Welt, und überall Blu-
en ſuchte, um ſeinen letzten Tag zu ſchmücken.

Er war vertraut mit der Angelegenheit, er war
ofmann. Alles, was es an Frauen gab, die ſich durch
hren Geiſt, durch ihren Reichthum und ihre Schön-
eit auszeichneten, hatte er durch ſeine Huldigungen
ultivirt, die denen ähnlich, welche die Biene den mit
romen und Säften beladenen Pflanzen darbringt.

Die Converſation von ſieben bis acht Männern
nd zehn bis zwölf Frauen war damals der Inbegriff
ller Kenntniſſe. Herr von Calonne hatte mit d'Alem-
ert rechnen, mit Diderot Vernunftſchlüſſe machen, mit
Voltaire ſpotten, mit Rouſſeau trauern können. Er
ar endlich ſtark genug geweſen, der Volksthümlichkeit
on Necker in's Geſicht zu lachen.

Herr Necker, der Weiſe und der Tiefe, deſſen Rechen-
chaftsbericht ganz Frankreich zu erhellen geſchienen
atte, als ihn Calonne wohl von allen Seiten beob-
chtet, machte er ihn am Ende lächerlich, ſelbſt in den
ugen derjenigen, welche ihn am meiſten fürchteten,
nd der König und die Königin, welche dieſer Name
eben machte, hatten ſich nur zitternd daran gewöhnt,
hn durch einen eleganten Staatsmann von guter
aune ſchmähen zu hören, der, um auf ſo viele ſchöne
Ziffern zu antworten, ſich auf die Bemerkung beſchränkte:
„Wozu nützt es, zu beweiſen, daß man nichs bewei-
en kann.“

Necker hatte in der That nur Eines bewiesen, die Unmöglichkeit, in der er sich fand, noch ferner die Finanzen zu verwalten. Herr von Calonne übernahm sie wie eine Last, die zu leicht für seine Schultern.

Was wollte Herr Necker? Reformen. Diese theilweisen Reformen erschreckten alle Geister. Wenige Menschen gewannen dabei, und diejenigen, welche dabei gewannen, gewannen wenig; viele dagegen verloren dabei, und sie verloren zu viel. Wenn Necker eine gerechte Vertheilung der Steuer in's Werk setzen wollte, wenn er die Güter des Adels und die Einkünfte der Geistlichkeit mit Abgaben zu belasten beabsichtigte, bezeichnete er brutaler Weise eine unmögliche Revolution. Er spaltete die Nation und schwächte sie zum Voraus, während er alle Kräfte hätte concentriren müssen, um sie zu einem allgemeinen Resultat der Concurrenz zu führen.

Dieses Ziel bezeichnete Necker, doch dasselbe zu erreichen, machte er schon dadurch unmöglich, daß er es bezeichnete. Von einer Reform von Mißbräuchen mit denjenigen sprechen, welche nicht wollen, daß diese Mißbräuche reformirt werden, heißt das sich nicht dem Widerstande der Betheiligten aussetzen? Darf man den Feind von der Stunde in Kenntniß setzen, zu der man einen Platz stürmen wird?

Das hatte Calonne begriffen, in dieser Hinsicht in Wirklichkeit mehr Freund der Nation, als der Genfer Necker, mehr Freund, sagen wir, in Betreff der vollendeten Thatsachen, denn, statt einem unvermeidlichen Uebel zuvorzukommen, beschleunigte Calonne den Einbruch der Geißel.

Sein Plan war kühn, riesenhaft, sicher; es handelte sich darum, in zwei Jahren zum Bankerott den König und den Adel fortzureißen, die ihn um zehn Jahre verzögert hätten; aber wenn der Bankerott gemacht war, zu sagen: „Nun, ihr Reichen, bezahlt für

die Armen, denn ſie haben Hunger und werden diejenigen verſchlingen, welche ſie nicht nähren.“

Warum ſah der König nicht von Anfang an die Folgen dieſes Planes oder dieſen Plan ſelbſt? Er, der, als er den Rechenſchaftsbericht las, vor Wuth gezittert hatte, warum ſchauerte er nicht, indem er ſeinen Miniſter errieth? Warum wählte er nicht zwiſchen dieſen zwei Syſtemen, und zog es vor, ſich dem Zufall zu überlaſſen? Das iſt die einzige wirkliche Rechnung, welche Ludwig XVI., ein Politiker, mit der Nachwelt zu ordnen hat. Es war das bekannte Princip, dem ſich ſtets Jeder widerſetzt, der nicht Macht genug hat, um das Uebel abzuſchneiden, wenn es inveterirt iſt.

Aber um zu erklären, warum ſich die Binde dergeſtalt vor den Augen des Königs verdichtete, warum die Königin, in ihren Wahrnehmungen ſo ſcharfſichtig und klar, ſich ſo blind, als ihr Gemahl, in Beziehung auf das Benehmen des Miniſters zeigte, wird die Geſchichte, man müßte vielmehr ſagen der Roman, hier iſt er willkommen, einige unerläßliche Details geben.

Herr von Calonne trat bei der Königin ein.

Er war ſchön, groß von Wuchs und edel von Manieren. Er wußte die Königinnen lachen und ſeine Geliebtinnen weinen zu machen. Feſt überzeugt, Marie Antoinette habe in einem dringenden Bedürfniſſe nach ihm verlangt, kam er mit einem Lächeln auf den Lippen. Viele Andere wären mit einer verdrießlichen Miene gekommen, um hernach das Verdienſt ihrer Einwilligung zu verdoppeln.

Die Königin war auch ſehr freundlich, ſie hieß den Miniſter ſitzen und ſprach zuerſt von tauſend Dingen, die nichts waren.

„Haben wir Geld, mein lieber Herr von Calonne?“ ſagte ſie ſodann.

„Geld,“ rief Herr von Calonne, „gewiß haben wir, wir haben immer.“

„Das iſt herrlich,“ rief die Königin, „ich habe

nie einen Mann gekannt, der so wie Sie bei Geldfrage antwortete; als Finanzmann sind Sie unvergleichlich.

„Welche Summe braucht Eure Majestät?“

„Ich bitte, erklären Sie mir zuerst, wie habe Sie es gemacht, um Geld da zu finden, wo Her Necker sagte, es gebe keines.“

„Herr Necker hatte Recht, es war kein Geld mehr in den Kassen, und das ist so wahr, daß ich an dem Tag, wo ich das Ministerium übernahm, am 3. November 1783, man vergißt dergleichen Dinge nicht Madame, als ich den öffentlichen Schatz suchte, in der Kasse nicht mehr als zwei Säcke mit zwölf hundert Livres fand.“

Die Königin lachte.

„Nun?“ sagte sie.

„Nun! Madame, wenn Necker, statt zu sagen: Es ist kein Geld mehr vorhanden, wie ich es gethan habe, hundert Millionen im ersten Jahre und hundert und fünf und zwanzig im zweiten entlehnt und die Ueberzeugung von einem weiteren Anlehen von achtzig Millionen für das dritte gehabt hätte, so wäre Necker ein wahrer Finanzmann gewesen; Jedermann kann sagen Es ist kein Geld mehr in der Kasse; aber nicht Jeder weiß zu antworten: Es ist vorhanden.

„Das sagte ich Ihnen, hierüber beglückwünsche ich Sie. Wie wird man bezahlen? das ist die Schwierigkeit.

„Oh! Madame,“ erwiederte Calonne mit einem Lächeln, dessen tiefe, erschreckliche Bedeutung kein menschliches Auge ermessen konnte, „ich stehe Ihnen dafür daß man bezahlen wird.“

„Ich verlasse mich auf Sie,“ sagte die Königin „doch sprechen wir immerhin von den Finanzen; für Ihnen ist es eine Wissenschaft voll Interesse; ein Strauß bei den Andern, ist es bei Ihnen ein Baum mit Früchten!“

Calonne verbeugte sich.

„Haben Sie einige neue Gedanken?“ fragte die Königin; „ich bitte, geben Sie mir den ersten davon.“

„Ich habe einen Gedanken, der zwanzig Millionen n die Taschen der Franzosen und sieben bis acht in ie Ihrige bringen wird; verzeihen Sie, in die Kasse Seiner Majestät.“

„Diese Millionen werden hier willkommen sein. Woher werden sie fließen?“

„Es ist Eurer Majestät nicht unbekannt, daß die Goldmünze nicht denselben Werth in allen Staaten Europas hat!“

„Ich weiß es. In Spanien ist das Gold theurer, ls in Frankreich.“

„Eure Majestät hat vollkommen Recht, und es ist in Vergnügen, mit Eurer Majestät über Finanzange- genheiten zu plaudern. Das Gold gilt in Spanien it fünf bis sechs Jahren achtzehn Unzen mehr der Mark nach, als in Frankreich. Daraus geht hervor, aß die Exportanten mit einer Mark Gold, die sie von rankreich nach Spanien ausführen, den Werth von ngefähr vierzehn Unzen Silber gewinnen.“

„Das ist bedeutend!“

„So daß in einem Jahre,“ fuhr der Minister fort, wenn die Kapitalisten wüßten, was ich weiß, kein iuziger Louisd'or mehr in unserem Lande wäre.“

„Sie werden das verhindern?“

„Unmittelbar, Madame; ich will den Werth des Goldes auf fünfzehn Mark vier Unzen erhöhen, ein fünfzehntel Nutzen. Eure Majestät begreift, daß kein Louisd'or in den Kassen bleiben wird, erfährt man, daß n der Münze dieser Nutzen denjenigen, welche Gold ringen, gegeben wird. Es wird die Umschmelzung ieser Münze vorgenommen werden, und in der Mark Gold, welche heute dreißig Louisd'or enthält, finden ir zwei und dreißig.“

„Ein gegenwärtiger Nutzen, ein zukünftiger Nutzen,“

rief die Königin; „das ist eine reizende Idee, welche Furore machen wird.“

„Ich glaube es, Madame, und bin sehr glücklich, daß sie so vollkommen Ihre Billigung erhalten hat.“

„Haben Sie immer solche, und ich bin sicher, daß Sie alle unsere Schulden bezahlen werden.“

„Erlauben Sie mir, Madame, daß ich auf das, was Sie von mir wünschen, zurückkomme.“

„Wäre es möglich, mein Herr, hätten Sie in diesem Augenblick . . .“

„Welche Summe?“

„Oh! sie ist vielleicht viel zu stark.“

Calonne lächelte auf eine Weise, welche die Königin ermuthigte.

„Fünfmal hunderttausend Livres,“ sagte sie.

„Ah! Madame,“ rief Calonne, „welche Angst hat mir Eure Majestät gemacht! ich glaubte, es handle sich um eine wahre Summe.“

„Sie können also?“

„Sicherlich.“

„Ohne daß der König . . .“

„Ah! Madame, das ist unmöglich; alle meine Rechnungen werden jeden Monat dem König vorgelegt; aber es gibt kein Beispiel, daß sie der König gelesen hat, und ich schätze es mir zur Ehre!“

„Wann kann ich auf diese Summe zählen?“

„An welchem Tage braucht sie Eure Majestät?“

„Erst am fünften des nächsten Monats.“

„Die Zahlungen sollen für den zweiten befohlen werden; Sie werden Ihr Geld am dritten haben, Madame.“

„Herr von Calonne, ich danke.“

„Mein höchstes Glück ist, Eurer Majestät zu gefallen. Ich flehe Sie an, sich bei meiner Kasse nie Zwang anzuthun. Das wird ein Vergnügen voll Eigenliebe für Ihren Generalcontroleur der Finanzen sein.“

Er ſtand auf und verbeugte ſich demüthig; die Königin reichte ihm ihre Hand zum Kuß.

„Noch ein Wort," ſagte ſie.

„Ich höre, Madame."

„Dieſes Geld koſtet mich einen Gewiſſensbiß."

„Einen Gewiſſensbiß . . ."

„Ja. Es dient zu Befriedigung einer Laune."

„Deſto beſſer, deſto beſſer. Es wird bei der Summe wenigſtens die Hälfte Nutzen für unſere Induſtrie, für unſern Handel und unſere Vergnügungen ſein."

„Das iſt in der That wahr," murmelte die Königin. „und Sie haben eine reizende Art, mich zu tröſten, mein Herr!"

„Gott ſei gelobt, Madame; mögen wir nie andere Gewiſſensbiſſe haben, als die Eurer Majeſtät, und wir werden geraden Weges in's Paradies eingehen."

„Sehen Sie, Herr von Calonne, es wäre zu grauſam für mich, wenn ich meine Launen das arme Volk bezahlen ließe."

„Wohl!" erwiederte der Miniſter, indem er auf jedes ſeiner Worte einen Nachdruck mit ſeinem unheimlichen Lächeln legte, „haben Sie keine Bedenklichkeiten mehr, Madame, denn ich ſchwöre Ihnen, es wird nie das arme Volk [illegible] bezahlt."

„Warum nicht?" fragte die Königin erſtaunt.

„Weil das arme Volk nichts mehr hat," antwortete unſtörbar der Miniſter, „und weil da, wo nichts iſt, der Kaiſer ſein Recht verliert."

Er verbeugte ſich und ging ab.

LVI.

Wiedergefundene Illusionen. — Verlore Geheimniß.

Kaum hatte Herr von Calonne die Gallerie d schritten, um nach Hause zurückzukehren, als der M einer eilfertigen Hand an der Thüre des Boudoir Königin kratzte.

Jeanne erschien.

„Madame," sagte sie, „er ist da."

„Der Cardinal?" fragte die Königin, ein w erstaunt über das Wort er, das, von einer T ausgesprochen, so viele Dinge bezeichnet.

Sie vollendete nicht. Jeanne hatte schon H von Rohan eingeführt und sich, dem beschützten schützer verstohlen die Hand drückend, wieder entf

Der Prinz befand sich allein, drei Schritte der Königin, vor der er ehrerbietig die schuld Bücklinge machte.

Die Königin, als sie diese Zurückhaltung Takt sah, war gerührt; sie reich[illegible] Hand dem C dinal, der seine Augen noch ni[illegible]e erhoben h

„Mein Herr," sprach sie, „[illegible]t mir einen von Ihnen mitgetheilt, der viel[illegible]cht tilgt."

„Erlauben Sie mir," erwiederte der Prinz, zitt von einer Gemüthsbewegung, welche nicht geheu war, „erlauben Sie mir, Madame, Sie zu versich daß das Unrecht, von dem Eure Majestät spricht, d ein Wort der Erklärung zwischen ihr und mir geschwächt würde."

„Ich verbiete Ihnen durchaus nicht, sich zu r fertigen," sprach die Königin mit Würde, „aber was Sie mir sagen würden, würfe einen Schatten die Liebe und die Achtung, die ich für mein Vater und meine Familie hege. Sie können sich nur entla

indem Sie mich verletzen, Herr Cardinal. Doch wir wollen dieses schlecht erloschene Feuer nicht anrühren, es würde vielleicht noch Ihre Finger und die meinigen verbrennen; Sie unter dem neuen Lichte sehen, das Sie mir geoffenbart haben, verbindlich, ehrerbietig, ergeben . . ."

„Ergeben bis zum Tod," unterbrach der Cardinal.

„Gut. Doch," sagte Marie Antoinette lächelnd, „doch bis jetzt handelt es sich nur um den Ruin. Sie wären mir ergeben bis zum Ruin, Herr Cardinal? Das ist sehr schön, das ist schön genug. Zum Glück bringe ich Ordnung in die Sache. Sie werden leben und nicht ruinirt sein, wenn Sie nicht etwa, wie man sagt, sich selbst ruiniren."

„Madame . . ."

„Das ist Ihre Sache. Als Freundin, da wir nun gute Freunde sind, will ich Ihnen indessen einen Rath geben: Seien Sie sparsam, das ist eine Hirtentugend; der König wird Sie mehr lieben, wenn Sie sparsam, als wenn Sie verschwenderisch sind."

„Ich werde geizig werden, um Eurer Majestät zu gefallen."

„Der König," versetzte die Königin mit einer zarten Nuance, „der König liebt auch die Geizigen nicht..."

„Ich werde werden, was Eure Majestät will," unterbrach sie der Cardinal mit einer schlecht verkleideten Leidenschaft.

„Ich sagte Ihnen also," schnitt die Königin kurz ab, „Sie werden durch meine Schuld nicht zu Grunde gerichtet werden. Sie sind für mich gut gestanden, ich danke Ihnen dafür, aber ich habe Mittel, meinen Verbindlichkeiten zu entsprechen, kümmern Sie sich also nicht mehr um diese Angelegenheiten, welche von der ersten Zahlung nur mich angehen werden."

„Damit die Sache beendigt sein möge, Madame," sprach der Cardinal, sich verbeugend, „habe ich Eurer Majestät nur noch das Halsband anzubieten."

Zu gleicher Zeit zog er aus seiner Tasche das Etui und überreichte es der Königin.

Sie schaute es nicht einmal an, was bei ihr ein sehr großes Verlangen, es zu sehen, offenbarte, und zitternd vor Freude legte sie es auf ein Arbeitstischchen, doch so, daß sie es unter ihrer Hand behielt.

Der Cardinal versuchte sodann einige Worte der Höflichkeit, welche sehr gut aufgenommen wurden, und hierauf kam er auf das zurück, was die Königin in Betreff ihrer Versöhnung gesagt hatte.

Da sie sich aber gelobt hatte, die Diamanten nicht in seiner Gegenwart anzuschauen, und da sie vor Begierde, dieselben zu sehen, brannte, so hörte sie ihn nur noch zerstreut an.

Aus Zerstreuung überließ sie ihm auch ihre Hand, die er mit entzückter Miene küßte. Dann nahm er Abschied, da er zu beengen glaubte, was ihn mit Freude erfüllte. Ein einfacher Freund beengt nie, ein Gleichgültiger noch viel weniger.

Das war der Verlauf dieser Zusammenkunft, welche alle Wunden im Herzen des Cardinals schloß. Er verließ die Königin begeistert, trunken von Hoffnung, und bereit, Frau von La Mothe für die Unterhandlung, die sie so glücklich geführt, eine grenzenlose Dankbarkeit zu beweisen.

Jeanne erwartete ihn in ihrem Wagen, hundert Schritte von der Barrière; sie empfing die glühende Betheurung seiner Freundschaft.

„Nun," sagte sie nach dem ersten Ausbruch dieser Dankbarkeit, „werden Sie Richelieu oder Mazarin sein? Hat Ihnen die österreichische Lippe Ermuthigungen des Ehrgeizes oder der Zärtlichkeit gegeben? Sind Sie in die Politik oder in die Intrigue versetzt?"

„Scherzen Sie nicht, Gräfin, ich bin wahnsinnig vor Glück."

„Schon!"

„Stehen Sie mir bei, und in drei Wochen kann ich ein Miniſterium in den Händen haben.“

„Teufel! in drei Wochen; wie lange das iſt: der Verfall der erſten Verbindlichkeiten iſt auf vierzehn Tage geſtellt.“

„Ah! alles Glück kommt zugleich; die Königin hat Geld, ſie wird bezahlen; ich werde nur das Verdienſt der Abſicht haben. Das iſt zu wenig, Gräfin, auf Ehre, es iſt zu wenig. Gott iſt mein Zeuge, daß ich dieſe Verſöhnung gern um den Preis von fünfmal hunderttauſend Livres bezahlt hätte...“

„Seien Sie unbeſorgt,“ unterbrach ihn lächelnd die Gräfin, „Sie werden dieſes Verdienſt neben den anderen haben. Iſt Ihnen viel daran gelegen?“

„Ich geſtehe, daß ich es vorzöge; wäre die Königin meine Schuldnerin geworden...“

„Monſeigneur, es ſagt mir Etwas, es werde Ihnen dieſe Befriedigung zu Theil werden. Sind Sie darauf vorbereitet?“

„Ich habe meine letzten Güter verkaufen laſſen, und für das nächſte Jahr meine Einkünfte und Pfründen verpfändet.“

„Sie haben alſo die fünfmalhunderttauſend Livres?“

„Ich habe ſie; nur weiß ich nicht, wenn dieſe Zahlung geleiſtet iſt, wie ich es nachher machen werde.“

„Dieſe Zahlung,“ rief Jeanne, „gibt uns ein Vierteljahr Ruhe. In drei Monaten, guter Gott! welche Ereigniſſe können da eintreten!“

„Das iſt wahr; doch der König läßt mir ſagen, ich ſoll keine Schulden machen.“

„Ein Aufenthalt von zwei Monaten im Miniſterium wird Ihnen alle Ihre Schulden vereinigen.“

„Oh! Gräfin...“

„Empören Sie ſich nicht. Wenn Sie es nicht thäten, würden es Ihre Vetter thun.“

„Sie haben immer Recht. Wohin gehen Sie?“

„Ich will die Königin wieder aufſuchen und in

Erfahrung bringen, welche Wirkung Ihre Gegenwart gemacht hat.“

„Sehr gut, ich kehre nach Paris zurück.“

„Warum? Sie wären heute Abend zum Spiel zurückgekommen. Das iſt gute Taktik; verlaſſen Sie den Platz nicht.“

„Ich muß leider bei einem Rendezvous ſein, das ich dieſen Morgen vor meinem Abgang erhalten habe.“

„Ein Rendezvous?“

„Von ziemlich ernſter Natur, nach dem Inhalt des Billets zu urtheilen, das man mir zugeſchickt hat. Sehen Sie.“

„Eine männliche Handſchrift,“ ſagte die Gräfin. Und ſie las:

„„Monſeigneur, es will ſich Jemand mit Ihnen über die Betreibung einer bedeutenden Summe beſprechen. Dieſe Perſon wird ſich heute Abend bei Ihnen, in Paris, einfinden, um die Ehre einer Audienz zu erhalten.““

„Anonym... Ein Bettler.“

„Nein, Gräfin, man ſetzt ſich nicht mit heiterem Herzen der Gefahr aus, von meinen Leuten durchgeprügelt zu werden, weil man mich hintergangen hat. Ich weiß nicht warum, doch mir ſcheint, ich kenne dieſe Handſchrift.“

„Wohl denn! Monſeigneur; überdies wagt man nie viel bei Leuten, welche Geld verſprechen. Das Schlimmſte wäre, wenn ſie nicht bezahlen würden. Guten Tag, Monſeigneur.“

„Gräfin, ich rechne auf das Glück, Sie wiederzuſehen.“

„Ah! Monſeigneur, zwei Dinge!“

„Sprechen Sie.“

„Wenn Ihnen unerwartet eine große Summe einginge?“

„Nun! Gräfin?“

„Etwas Verlorenes; ein Fund! ein Schatz!

verſtehe Sie, Schlimme, Halbpart, nicht

iner Treue, Monſeigneur!“
bringen mir Glück, Gräfin, warum ſollte
nicht dafür Rechenſchaft tragen? Das wird
Nun das Andere?“
en Sie. Laſſen Sie ſich nicht einfallen, die
underttauſend Livres anzugreifen.“
! ſeien Sie unbeſorgt.“
ſie trennten ſich. Es kehrte der Cardinal
Atmoſphäre himmliſcher Glückſeligkeit nach
rück.
Leben nahm für ihn in der That ſeit zwei
ein anderes Geſicht an. War er nur ver-
hatte ihm die Königin mehr gegeben, als er
u hoffen gewagt hätte; war er ehrgeizig, ſo
in noch mehr hoffen.
ickt von ſeiner Frau geleitet, wurde der
s Werkzeug eines Glückes, das fortan nichts
halten konnte. Der Prinz Louis fühlte ſich
: er hatte ſo viel politiſches Genie, als nicht
ſeinen Nebenbuhlern, er verſtand die Frage
fferung, er verband die Geiſtlichkeit mit dem
eine von den feſten Majoritäten zu bil-
ie lange durch die Stärke und das Recht re-

ie Spitze dieſer Reformbewegung die Königin
ie er anbetete, und deren beſtändig zuneh-
beliebtheit er in eine Popularität ohne Glei-
anbelt hätte: das war der Traum des Prä-
o dieſen Traum konnte ein einziges zärtliches
Königin Marie Antoinette in eine Wirklich-
ndeln.
verzichtete der Unbeſonnene auf ſeine leich-
, der Weltliche machte ſich zum Philoſophen,
ge wurde ein unermüdlicher Arbeiter. Es iſt
te Aufgabe für die großen Charaktere, die

Bläſſe der Schwelgereien mit der Ermüdung durch das Studium zu vertauſchen. Fortgezogen durch das Geſpann, das man den Ehrgeiz und die Liebe nennt, war Herr von Rohan weit gegangen.

Er glaubte ſich ſchon bei ſeiner Rückkehr nach Paris beim Werke, verbrannte auf einmal eine Kiſte voll Liebesbillets, rief ſeinen Intendanten, um Reformen anzuordnen, ließ durch einen Secretär Federn ſchneiden, um Memoiren über die Politik Englands zu ſchreiben, die er vortrefflich verſtand, und, ſeit einer Stunde bei der Arbeit, fing er an wieder in den Beſitz ſeiner ſelbſt zurückzukehren, als ihm der Ton einer Klingel in ſeinem Cabinet verkündigte, es erſcheine ein wichtiger Beſuch bei ihm.

Ein Huiſſier trat ein.

„Wer iſt da?“ fragte der Prälat.

„Die Perſon, welche dieſen Morgen an Monſeigneur geſchrieben hat.“

„Ohne zu unterzeichnen?“

„Ja, Monſeigneur.“

„Doch dieſe Perſon hat einen Namen. Fragen Sie dieſelbe danach.“

Der Huiſſier kam nach einem Augenblick zurück und meldete:

„Der Herr Graf von Caglioſtro.“

Der Prinz bebte.

„Er trete ein.“

Der Graf trat ein, die Thüren ſchloſſen ſich wieder hinter ihm.

„Großer Gott!“ rief der Cardinal, „was ſehe ich?“

„Nicht wahr, Monſeigneur, daß ich mich kaum verändert habe.“

„Iſt es möglich...“ murmelte Herr von Rohan, „Joſeph Balſamo lebendig, er, von dem man ſagte, er ſei bei jenem Brande umgekommen. Joſeph Balſamo...“

„Graf von Fönix lebendig, ja, Monſeigneur, und lebendiger, als je.“

„Aber, mein Herr, unter welchem Namen erſchei-
Sie denn? und warum haben Sie nicht den alten
ten?“
„Gerade, Monſeigneur, weil er alt iſt und, vor
i bei mir, ſodann bei den Andern zu viele traurige
eſchwerliche Erinnerungen zurückruft. Ich ſpreche
on Ihnen, Monſeigneur, hätten Sie Joſeph Bal-
nicht von Ihrer Thüre gewieſen?“
„Ich? oh! nein, mein Herr, nein.“
Und der Cardinal bot, immer noch erſtaunt, Ca-
ro nicht einmal einen Stuhl an.
„Dann hat Eure Eminenz mehr Gedächtniß und
chkeit, als alle Menſchen miteinander,“ ſagte
oſtro.
„Mein Herr, Sie haben mir einſt einen ſolchen
t geleiſtet . . .“
„Nicht wahr, Monſeigneur, ich habe mein Alter
verändert,“ unterbrach ihn Balſamo, „und ich bin
jönes Muſter der Reſultate meiner Lebenstropfen.“
„Ich geſtehe es, mein Herr, doch Sie ſind über
lenſchheit, Sie, der Sie ſo freigebig das Gold
ie Geſundheit Allen ſpenden.“
„Die Geſundheit, ich leugne das nicht, Monſeig-
doch das Gold . . . nein, oh! nein . . .“
„Sie machen kein Gold mehr?“
„Nein, Monſeigneur.“
„Und warum nicht?“
„Weil ich das letzte Theilchen von einem unerläß-
Ingredienz verloren habe, das mir mein Lehrer,
iſe Althotas, nach ſeinem Abgange aus Aegypten
n hatte; es iſt dies das einzige Recept, welches
ht eigen beſaß.“
„Er hat es behalten?“
„Nein, das heißt, ja, behalten oder mit in's Grab
men, wie Sie wollen.“
„Er iſt geſtorben?“
„Ich habe ihn verloren.“

„Warum haben Sie nicht das Leben di
nes, des unumgänglich nothwendigen Verw
ſes unumgänglich nothwendigen Recepts,
Sie, der Sie ſich ſeit Jahrhunderten lebendig
erhalten haben, wie Sie ſagen?“

„Weil ich Alles gegen die Krankheit,
Wunde vermag und nichts gegen den Unfall,
ohne daß man mich ruft.“

„Und es war ein Unfall, der die Tage
tas endigte?

„Sie mußten es erfahren, da Sie me
wußten.“

„Der Brand der Rue Saint-Claude, b
Sie verſchwanden?“

„Hat Althotas allein getödtet, oder der W
vielmehr, des Lebens müde, ſterben.“

„Das iſt ſeltſam.“

„Nein, es iſt natürlich. Ich habe
hundertmal daran gedacht, ich ſollte zu leben

„Aber Sie haben dennoch auf dem Leben

„Weil ich mir einen Jugendzuſtand
welchem die ſchöne Geſundheit, die Leidenſch
Vergnügungen des Körpers mir noch einige
verſchaffen; Althotas dagegen hatte ſich den
ſtand gewählt.“

„Althotas mußte es machen, wie Sie.“

„Nein, er war ein tiefer und erhaben
von allen Dingen dieſer Welt wollte er nur
ſchaft. Und dieſe Jugend mit dem gebieteriſ
dieſe Leidenſchaften, dieſe Vergnügungen hätt
der ewigen Beſchauung abgelenkt; Monſeigr
von Gewicht, daß man immer fieberfrei iſ
zu denken, muß man ſich in einer unſtörbar
ſucht abſorbiren können. Der Greis ſinnt
als der junge Mann; wenn ihn die Traurigk
gibt es auch kein Mittel mehr. Althotas
Opfer ſeiner Ergebenheit für die Wiſſenſchaft

wie ein Weltlicher, verliere meine Zeit und
haus nichts. Ich bin eine Pflanze. Ich darf
en, eine Blume, ich lebe nicht, ich athme."
!" murmelte der Cardinal, „mit dem wieder-
en Mann erſteht auch wieder mein ganzes
n. Sie geben mich jener Zeit zurück, mein
die Zauberkraft Ihrer Worte, wo das Wun-
Ihrer Handlungen alle meine Fähigkeiten ver-
und in meinen Augen den Werth eines Ge-
erhöhten. Sie erinnern mich an die zwei
meiner Jugend. Wiſſen Sie, es ſind ſiebenzehn
aß Sie mir erſchienen."
weiß es, wir haben Beide ſehr abgenommen.
ieur, ich bin kein Weiſer mehr, ſondern ein
:. Sie, Sie ſind nicht mehr ein ſchöner junger
ondern ein ſchöner Fürſt. Erinnern Sie ſich,
ieur, jenes Tages, wo ich in meinem heute
Tapeten verjüngten Cabinet Ihnen die Liebe
u verſprach, deren blonde Haare meine Seherin
atte?"
Cardinal erbleichte und erröthete dann plötzlich.
recken und die Freude hatten hinter einander
äge ſeines Herzens unterbrochen.
erinnere mich," ſagte er, „doch nur verworren."
r wollen ſehen," ſprach Caglioſtro lächelnd,
llen ſehen, ob ich noch für einen Zauberer
nnte. Warten Sie, daß ich mich in dieſem
ı feſtſtelle."
dachte nach.
e blonde junge Perſon Ihrer Liebesträume,"
nach einem Stillſchweigen, „wo iſt ſie? was
? Ah! bei Gott, ich ſehe ſie; ja . . . . und
ſt haben ſie heute geſehen. Mehr noch, Sie
von ihr her."
Cardinal drückte eine eiskalte Hand auf ſein
s Herz.
ein Herr," ſagte er ſo leiſe, daß es Caglioſtro
rte, „ich bitte . . ."

„Wollen Sie, daß wir von etwas Anderem sprechen“ versetzte der Wahrsager mit höflichem Tone. „Oh! bin ganz zu Ihren Befehlen, Monseigneur. Ho Sie die Güte, über mich zu verfügen.“

Und er streckte sich ziemlich frei auf einem G aus, den der Cardinal ihm zu bezeichnen seit Anfang dieses interessanten Gespräches vergessen ha

---

LVII.

Der Gläubiger und der Schuldner.

Der Cardinal sah seinem Gaste mit einer beha verdutzten Miene zu.

„Nun!“ sagte Cagliostro, „da wir unsere Bekan schaft erneuert haben, Monseigneur, plaudern wir, w es Ihnen beliebt.“

„Ja,“ erwiederte der Prälat, der sich allmä erholte, „ja, sprechen wir von der Beitreibung, wel . . . welche . . .“

„Die ich in meinem Briefe bezeichnet habe, al wahr, Eure Eminenz wünscht eiligst zu erfahren.

„Oh! das war ein Vorwand . . . so denke wenigstens.“

„Nein, mein Herr, durchaus nicht; es war Wirklichkeit, und zwar eine höchst ernste. Diese treibung lohnt sich wohl der Mühe, bewerkstelli werden, in Betracht, daß es sich um fünfmal hun tausend Livres handelt, und daß fünfmal hundertta Livres eine Summe sind.“

„Und zwar eine Summe, die Sie mir zuw mend geliehen haben,“ rief der Cardinal, auf Gesicht eine leichte Blässe

a, Monſeigneur, die ich Ihnen geliehen habe,“
Balſamo; „ich ſehe mit Vergnügen bei einem
en Fürſten, wie Sie, ein ſo gutes Gedächtniß.“
r Cardinal hatte den Schlag empfangen, er
einen kalten Schweiß von ſeiner Stirne nach
Wangen herabrieſeln.
ch glaubte einen Augenblick,“ ſagte er, indem
ächeln ſuchte, „Joſeph Balſamo, der übernatür-
ann, habe ſeine Schuldforderung in ſein Grab
mmen, wie er meinen Schein in's Feuer ge-
hatte.“
lonſeigneur,“ erwiederte der Graf mit ernſtem
,das Leben von Joſeph Balſamo iſt unzerſtörbar,
dieſes Blatt Papier iſt, das Sie für vernichtet

er Tod vermag nichts gegen das Lebenselixir,
ier vermag nichts gegen den Asbeſt.“
ch verſtehe nicht,“ ſagte der Cardinal, dem eine
ng vor den Augen vorüberzog.
ie werden verſtehen, Monſeigneur, deſſen bin
r.“
ie ſo?“
ndem Sie Ihre Unterſchrift erkennen.“
d er gab dem Prinzen ein zuſammengelegtes
und dieſer rief, ſogar ehe er es geöffnet:
ein Schein!“
a, Monſeigneur, Ihr Schein,“ erwiederte Ca-
mit einem leichten Lächeln, das noch durch eine
erbeugung gemildert wurde.
ie verbrannten ihn doch, ich ſah die Flamme

ch habe das Papier allerdings in's Feuer ge-
aber, wie geſagt, Monſeigneur, der Zufall
daß Sie auf ein Stück Asbeſt geſchrieben hatten,
f gewöhnliches Papier zu ſchreiben, ſo daß ich
ein unverſehrt auf den verzehrten Kohlen ge-
habe.“

„Mein Herr,“ ſprach der Cardinal mit gewiſſen Stolz, denn er glaubte in der Vorw des Scheins ein Zeichen von Mißtrauen zu „mein Herr, glauben Sie mir, daß ich dieſe eben ſo wenig ohne dieſes Papier geleugnet hätt ich ſie mit dieſem Papier leugne. Sie hatte Unrecht, daß Sie mich täuſchten.“

„Ich, Sie täuſchen? Ich hatte nicht einen blick dieſe Abſicht, das ſchwöre ich Ihnen.“

„Sie haben mich glauben gemacht, das Unte ſei vernichtet.“

„Um Ihnen den ruhigen und glücklichen Gen fünfmal hundert tauſend Livres zu laſſen,“ erw Balſamo mit einer leichten Bewegung der Schu

„Aber, mein Herr,“ fuhr der Cardinal fort, „ haben ſie zehn Jahre lang eine ſolche Summe ſetzt gelaſſen?“

„Monſeigneur, ich wußte, bei wem ich ſie a hatte. Die Ereigniſſe, das Spiel, die Diebe mich allmälig aller meiner Güter beraubt. aber wußte, daß ich dieſes Geld in Sicherheit ſo wartete ich geduldig bis zum letzten Augenbli

„Und der letzte Augenblick iſt gekommen?“

„Ach! ja, Monſeigneur.“

„So, daß Sie ſich weder mehr gedulden warten können?“

„Das iſt mir in der That unmöglich,“ antw Caglioſtro.

„Sie verlangen alſo Ihr Geld von mir zu

„Ja, Monſeigneur.“

„Schon heute?“

„Wenn es Ihnen beliebt?“

Der Cardinal beobachtete ein ganz von Ver lung zuckendes Stillſchweigen.

Dann ſprach er mit bebender Stimme:

„Herr Graf, die unglücklichen Fürſten der improviſiren nicht ſo raſche Vermögen, wie Ih

die Ihr über die ister der Finsterniß und des gebietet."
Oh! Monseigneur, glauben Sie mir, ich würde Summe nicht von Ihnen gefordert haben, hätte ht vorher gewußt, daß Sie dieselbe besitzen."
Ich habe fünfmal hundert tausend Livres, ich?"
r Cardinal.
0,000 Livres in Gold, 10,000 in Silber, das e in Bankscheinen."
er Cardinal erbleichte.
Welche dort in jenem Schranke von Boule sind," Cagliostro bei.
Oh! mein Herr, Sie wissen das?"
Ja, Monseigneur, und ich kenne auch alle die die Sie bringen mußten, um sich diese Summe schaffen. Ich hörte sogar sagen, Sie haben die- ld um seinen doppelten Werth gekauft."
Oh! das ist wahr."
Doch . . ."
Doch?" rief der unglückliche Prinz.
Doch ich, ich wäre seit zehn Jahren zwanzigmal e vor Hunger oder in Verlegenheit neben diesem : gestorben, das für mich eine halbe Million te, und dennoch habe ich, um Sie nicht zu beun- n, gewartet. Ich glaube daher, daß wir so unge- uitt sind, Monseigneur."
Quitt, mein Herr," rief der Prinz, „oh! sagen icht, wir seien quitt, da Ihnen der Vortheil mir so großmüthig eine Summe von dieser Be- g geliehen zu haben; quitt! oh! nein, nein! ich ıb bleibe ewig Ihr Schuldner. Nur frage ich Herr Graf, warum Sie, der Sie seit zehn Jahren Summe von mir zurückverlangen konnten, ge- ɔen haben? Seit zehn Jahren hätte ich zwan- Gelegenheit gehabt, Ihnen dieses Geld zurück- n, ohne daß es mir schwer gefallen wäre."

„Während heute?“ . . . fragte Cagliostro.

„Oh! heute verberge ich Ihnen nicht, daß Wiedererſtattung, die Sie fordern, denn nicht Sie fordern ſie?“

„Leider, Monſeigneur.“

„Mir gewaltig ſchwer fällt.“

Cagliostro machte mit dem Kopf und den E tern eine kleine Bewegung, welche bedeutete: Wa len Sie, Monſeigneur, das iſt ſo und kann nic ders ſein.

„Aber Sie, der Sie Alles errathen,“ rie Prinz, „Sie, der Sie im Grunde der Herzen w Grunde der Schränke zu leſen wiſſen, was zu noch viel ſchlimmer iſt, Sie brauchen ohne Z nicht erſt zu erfahren, warum mir ſo viel an d Gelde liegt, und was der geheimnißvolle und h Gebrauch iſt, zu dem ich es beſtimme?“

„Sie irren ſich, Monſeigneur,“ erwiederte C ſtro mit einem eiſigen Ton, „nein, ich habe kein nung, und meine Geheimniſſe haben mir genu trübniſſe, Täuſchungen und Jammer zugezogen, d mich durchaus nicht um die Geheimniſſe Andere kümmere, wenn ſie mich nicht intereſſiren. Es eſſirte mich, zu wiſſen, ob Sie Geld hatten ob Sie keines hatten, inſofern ich von Ihnen zu fo befugt war. Als ich aber einmal wußte, daß hatten, lag mir wenig daran, zu erfahren, wozu es beſtimmten. Ueberdies, Monſeigneur, wenn i dieſem Augenblick die Urſache Ihrer Verlegenheit n würde ſie mir vielleicht gewichtig genug und ſo ach werth erſcheinen, daß ich die Schwäche hätte, noc zuwarten, was mir unter den gegenwärtigen Umſtä ich wiederhole es Ihnen, den größten Nachtheil br Ich ziehe es daher vor, nichts zu wiſſen.“

„Oh! mein Herr,“ rief der Cardinal, deſſen und Empfindlichkeit dieſe letzten Worte wieder er hatten, „glauben Sie wenigſtens n :, ich wolle

Mitleid in Beziehung auf meine persönlichen Verle-
genheiten erregen; Sie haben Ihre Interessen, sie sind
vertreten und garantirt durch diesen Schein, dieser
Schein ist von meiner Hand unterzeichnet, das ist ge-
nug. Sie sollen Ihre fünfmal hundert tausend Livres
bekommen."

Cagliostro verbeugte sich.

„Ich weiß wohl," sprach der Cardinal, verzehrt
von dem Schmerz, in einer Minute so viel mühsam
aufgehäuftes Geld zu verlieren, „ich weiß, daß dieses
Papier nur eine Anerkennung der Schuld ist und keine
Verfallzeit für die Bezahlung bestimmt."

„Eure Eminenz wolle mich entschuldigen," erwie-
derte der Graf, „ich berufe mich auf den Buchstaben
des Scheins und sehe hier geschrieben:

„„Ich bescheinige, von Herrn Joseph Balsamo die
Summe von 500,000 Livres empfangen zu haben, die
ich ihm auf seine erste Forderung zurückbezahlen werde.

„„Unterz. Louis von Rohan.""

Der Cardinal schauerte an allen seinen Gliedern;
er hatte nicht nur die Schuld, sondern auch die Worte,
in denen sie bescheinigt war, vergessen.

„Sie sehen, Monseigneur, daß ich nicht das Un-
mögliche verlange," fuhr Balsamo fort. „Sie können
nicht, gut. Nur bedaure ich, daß Eure Eminenz zu
vergessen scheint, daß die Summe aus freien Stücken
von Joseph Balsamo in einer bedeutungsvollen Stunde
gegeben worden ist, und dies wem? Herrn von Rohan,
den er nicht kannte. Das ist, wie mir scheint, das
Benehmen eines vornehmen Mannes, das Herr von
Rohan, in jeder Hinsicht ein so vornehmer Mann, bei
der Wiedererstattung hätte nachahmen können. Doch
Sie dachten, das müßte nicht so geschehen, sprechen wir
also nicht mehr davon; ich nehme meinen Schein zurück.
Gott befohlen, Monseigneur."

Nach diesen Worten legte Cagliostro das Papier

kalt zuſammen und ſchickte ſich an, es wieder in ſeine Taſche zu ſtecken.

Der Cardinal hielt ihn zurück.

„Herr Graf,“ ſagte er, „ein Rohan duldet nicht, daß ihm irgend Jemand in der Welt Lectionen in der Großmuth gibt. Ueberdies wäre es hier ganz einfach eine Lection der Redlichkeit. Ich bitte Sie, mein Herr, geben Sie mir den Schein, damit ich ihn bezahle.“

Nun war es Caglioſtro, der ſeinerſeits zu zögern ſchien.

Das bleiche Geſicht, die angeſchwollenen Augen, die bebende Hand des Cardinals ſchienen in der That ein lebhaftes Mitleid in ihm zu erregen.

Der Cardinal, ſo ſtolz er war, begriff dieſen guten Gedanken von Caglioſtro. Einen Augenblick hoffte er, es würde ein gutes Reſultat daraus hervorgehen.

Plötzlich aber verhärtete ſich das Auge des Grafen, eine Wolke lief über ſeine gefaltete Stirn hin und er ſtreckte die Hand und den Schein gegen den Cardinal aus.

Im Herzen getroffen, verlor Herr von Rohan nicht einen Augenblick; er wandte ſich nach dem Schranke, den Caglioſtro bezeichnet hatte, und zog daraus ein Bündel Anweiſungen auf die Waſſer- und Forſtkaſſe; dann bezeichnete er mit dem Finger mehrere Säcke Silber und öffnete eine Schublade voll Gold.

„Herr Graf,“ ſagte er, „hier ſind Ihre fünfmal hunderttauſend Livres; nur bin ich Ihnen zu dieſer Stunde noch weitere zweimal hundert und fünfzig tauſend Livres ſchuldig, indem ich annehme, daß Sie Zins aus Zins ausſchlagen, was eine noch viel beträchtlichere Summe machen würde. Ich will die Rechnungen durch meinen Intendanten ſtellen laſſen und Ihnen Sicherheiten für dieſe Bezahlung geben, wobei ich Sie bitte, mir Zeit bewilligen zu wollen.“

„Monſeigneur,“ erwiederte Caglioſtro, „ich habe Herrn von Rohan fünfmal hundert tauſend Livres ge-

iehen. Herr von Rohan iſt mir fünfmal hundert tau-
nd Livres ſchuldig und nicht mehr. Hätte ich Inter-
ſſen ziehen wollen, ſo würde ich ſie in dem Schein
usbedungen haben. Mandatar oder Erbe von Joſeph
alſamo, wie es Ihnen beliebt, denn Joſeph Bal-
mo iſt wohl todt, darf ich nur die in der Schuld-
rkunde ausgeſprochenen Summen annehmen, Sie be-
ahlen mir dieſelben, dafür ſage ich Ihnen meinen ehr-
:bietigen Dank. Ich nehme alſo die Anweiſung an,
Monſeigneur, und da ich noch am heutigen Tage der
anzen Summe bedarf, ſo werde ich das Gold und das
ilber, was ich Sie bereit zu halten bitte, abholen
aſſen."

Nach dieſen Worten, auf welche der Cardinal
ichts zu erwiedern wußte, ſteckte Caglioſtro das Bün-
el mit den Papieren in die Taſche, verbeugte ſich ehr-
urchtsvoll vor dem Prinzen, in deſſen Hände er den
chein legte, und entfernte ſich.

„Das Unglück," ſeufzte der Prinz, nach dem Ab-
ang von Caglioſtro, „das Unglück trifft nur mich, da
ie Königin zu bezahlen im Stande iſt, und zu ihr
enigſtens kein unerwarteter Joſeph Balſamo kommen
:ird, um einen Rückſtand von fünfmal hundert tauſend
ivres zu fordern.

LVIII.

Haushaltungsrechnungen.

Es war zwei Tage vor der erſten von der Köni-
in beſtimmten Zahlung. Herr von Calonne hatte ſein
Verſprechen noch nicht gehalten. Seine Rechnungen
waren noch nicht vom König unterzeichnet.

Der Miniſter hatte viel zu thun gehabt und da-
urch die Königin ein wenig vergeſſen. Sie, ihrerſeits,

hielt es nicht ihrer Würde angemeſſen, das Gedächtniß des Controleur der Finanzen aufzufriſchen. Da ſie ſeine Zuſage erhalten hatte, ſo wartete ſie.

Sie fing indeſſen an unruhig zu werden und [illegible] zu erkundigen, ſie ſuchte die Mittel, Herrn von Calonne zu ſprechen, ohne die Königin zu compromittiren, als ihr ein Billet folgenden Inhalts vom Miniſter zukam:

„Dieſen Abend wird die Sache, mit der mich Eure Majeſtät gnädigſt beauftragt hat, im Rathe unterzeichnet werden, und die Gelder werden morgen früh bei der Königin ſein.“

Ihre ganze Heiterkeit kehrte auf die Lippen von Marie Antoinette zurück. Sie dachte an nichts mehr, nicht mehr an den ſo ſchweren andern Tag.

Man ſah ſie ſogar auf ihren Spaziergängen die einſamſten Alleen ſuchen, als wollte ſie ihre Gedanken von aller materiellen und weltlichen Berührung abſondern.

Sie ging noch mit Frau von Lamballe und dem Grafen d'Artois ſpazieren, als der König nach ſeinem Mittagsmahle in der Sitzung des Rathes erſchien.

Der König war von einer wunderlichen Laune. Aus Rußland kamen ſchlimme Nachrichten. Ein Schiff war im Golf von Lyon untergegangen. Einige Provinzen verweigerten die Steuerbezahlung. Eine ſchöne, vom König ſelbſt polirte und gefirnißte Weltkugel war vor Hitze zerſprungen, und Europa fand ſich bei der Vereinigung des 30. Grades der Breite mit dem 55. der Länge in zwei Theile geſchnitten. Seine Majeſtät ſchmollte mit der ganzen Welt, ſelbſt mit Herrn von Calonne.

Vergebens bot dieſer ſein ſchönes parfumirtes Portefeuille mit ſeiner lachenden Miene an. Schweigſam und verdrießlich kritzelte der König auf ein Stück weißes Papier Schraffirungen, welche Sturm bedeuteten, wie die guten Alten und Pferde ſchön Wetter bedeuteten.

Es war eine Manie des Königs, während der Rathssitzungen zu zeichnen. Ludwig XVI. liebte es nicht, den Leuten in's Gesicht zu sehen, er war schüchtern; eine Feder in seiner Hand gab ihm Sicherheit und Haltung. Während er sich so beschäftigte, konnte der Redner seine Beweisgründe entwickeln; der König, indem er das Auge verstohlen aufschlug, nahm da und dort ein wenig Feuer mit seinen Blicken — gerade so viel, als er brauchte, um die Idee beurtheilend, den Menschen nicht zu vergessen.

Sprach er selbst, und er sprach gut, so benahm seine Zeichnung seiner Rede jedes Aussehen der Anmaßung; er brauchte keine Geberde mehr zu machen; er konnte nach Belieben sich unterbrechen oder erwärmen, der Zug auf dem Papier ersetzte im Nothfall die Zierrathen des Wortes.

Der König nahm also, seiner Gewohnheit gemäß, die Feder, und die Minister fingen an Entwürfe oder diplomatische Noten vorzulesen.

Der König gab keine Sylbe von sich, er ließ die auswärtige Correspondenz vorüber gehen, als begriffe er kein Wort von dieser Art von Arbeit.

Aber man kam zum Detail der Rechnungen des Monats; er erhob das Haupt.

Herr von Calonne hatte einen Aufsatz in Beziehung auf das für das folgende Jahr beabsichtigte Anlehen eröffnet.

Der König machte mit der größten Wuth Schraffirungen.

„Immer entlehnen, ohne zu wissen, wie man es zurückgeben wird," sagte er; „das ist doch ein Problem, Herr von Calonne."

„Sire, ein Anlehen ist ein Aderlaß, den man an einer Quelle macht, das Wasser verschwindet hier, um dort im Ueberfluß zu strömen. Mehr noch, es sieht sich verdoppelt durch die unterirdischen Anpumpungen. Und vor Allem, statt zu sagen, wie werden wir bezahlen,

müßte man ſagen: wie und worauf werden wir entlehnen? Denn das Problem, von dem Ihre Majeſtät ſprach, iſt nicht: womit wird man zurückgezahlt ſondern: wird man wohl Gläubiger finden?"

Der König trieb ſeine Schraffirungen bis zum undurchſichtigſten Schwarz, doch er fügte kein Wort mehr bei; ſeine Züge ſprachen von ſelbſt.

Nachdem Herr von Calonne ſeinen Plan, mit dem Gutheißen ſeiner Collegen, auseinandergeſetzt hatte, nahm der König den Entwurf und unterzeichnete ihn, obwohl ſeufzend.

„Nun, da wir Geld haben, geben wir aus," ſagte Herr von Calonne lachend.

Der König ſchaute ſeinen Miniſter mit einer Grimaſſe an und machte aus der Schraffirung einen ungeheuren Tintenklecks.

Herr von Calonne gab ihm einen Etat, und Ruhegehalten, Gratificationen, Aufmunterungen, Geſchenken und Beſoldungen beſtehend.

Die Arbeit war kurz, gut auseinandergeſetzt. Der König wandte die Blätter um und eilte zur Geſammtſumme.

„Eine Million und viermal hundert tauſend Livres für ſo wenig! Wie kommt das?"

Und er ließ die Feder ruhen.

„Leſen Sie, Sire, leſen Sie, und wollen Sie bemerken, daß bei den elfmal hundert tauſend Livres einziger Artikel auf fünfmal hundert tauſend Livres geſtellt iſt."

„Welcher Artikel, Herr Generalcontroleur?"

„Der Vorſchuß für Ihre Majeſtät die Königin, Sire."

„Für die Königin!" rief Ludwig XVI. „Fünfmal hundert tauſend Livres der Königin! Oh, mein Herr, das iſt nicht möglich!"

„Verzeihen Sie, Sire, die Zahl iſt genau."

„Fünfmal hundert tauſend Livres der Königin!" wiederholte der König. „Es muß ein Irrthum obwalten.

In der vorigen Woche, nein, vor vierzehn Tagen habe ich Ihrer Majestät ihre drei Monate ausbezahlen lassen."

„Sire, wenn die Königin Geld nöthig hat, und man weiß, wie Ihre Majestät Gebrauch davon macht, so ist es nichts Außerordentliches..."

„Nein, nein!" rief der König; — er fühlte nämlich das Bedürfniß, von seiner Sparsamkeit sprechen zu machen, um der Königin einiges Beifallklatschen zu verschaffen, wenn sie in die Oper gehen würde —; „die Königin will diese Summe nicht, Herr von Calonne. Die Königin hat mir gesagt, ein Schiff sei mehr werth, als Juwelen. Die Königin denkt, wenn Frankreich entlehne, um seine Armen zu ernähren, so müssen die reichen Leute Frankreich borgen. Braucht die Königin dieses Geld, so wird ihr Verdienst größer sein, wenn sie darauf wartet; und ich stehe Ihnen dafür, daß sie warten wird."

Die Minister zollten viel Beifall diesem patriotischen Erguß des Königs, den der göttliche Horaz in diesem Augenblick nicht Uxorius genannt hätte.

Nur Herr von Calonne, der die Verlegenheit der Königin kannte, beharrte auf der Genehmigung des Postens.

„Wahrhaftig," sprach der König, „Sie sind mehr für uns interessirt, als wir selbst. Beruhigen Sie sich, Herr von Calonne."

„Die Königin, Sire, wird mich beschuldigen, ich sei wenig eifrig für ihren Dienst gewesen."

„Ich werde Ihre Sache bei ihr vertheidigen."

„Die Königin, Sire, verlangt nie, wenn sie nicht durch die Nothwendigkeit gezwungen wird."

„Hat die Königin Bedürfnisse, so sind sie, wie ich hoffe, minder gebieterisch, als die der Armen, und das wird sie zuerst zugestehen."

„Sire . . ."

„Besagter Artikel..." sprach der König entschlossen.

Und er nahm die Feder von den Schaffirungen.

„Sie durchstreichen diesen Credit, Sire?“ rief der Herr von Calonne bestürzt.

„Ich durchstreiche ihn,“ antwortete Ludwig XVI majestätisch. „Und es ist mir, als hörte ich diese edle Stimme der Königin mir danken, daß ich ihr Herz so gut erkannt.“

Herr von Calonne biß sich auf die Lippen. Mit diesem heldenmüthigen persönlichen Opfer zufrieden, unterschrieb der König alles Uebrige mit einem blinden Vertrauen.

Und er zeichnete ein schönes Zebra, umgeben von Nullen, und wiederholte:

„Ich habe heute Abend fünfmal hundert tausend Livres gewonnen, ein schöner Königstag, Herr von Calonne; Sie werden diese gute Kunde der Königin überbringen, Sie werden sehen, Sie werden sehen.“

„Ah! mein Gott, Sire,“ murmelte der Minister, „ich wäre in Verzweiflung, wenn ich Ihnen die Freude dieses Bekenntnisses rauben sollte. Jedem nach seinen Verdiensten!“

„Es sei,“ erwiederte der König, „heben wir die Sitzung auf. Genug der Arbeit, wenn die Arbeit gut ist. Ah! dort kommt die Königin; gehen wir ihr entgegen, Calonne.“

„Sire, ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, ich habe meine Unterschrift.“

Und er machte sich so schnell als möglich durch den Corridor aus dem Staube.

Der König ging muthig und ganz glänzend Marie Antoinette entgegen, welche, sich mit ihrem Arm auf den des Grafen d'Artois stützend, im Haufe sang.

„Madame,“ sagte er, „nicht wahr, Sie haben einen guten Spaziergang gemacht?“

„Einen vortrefflichen, und Sie, haben Sie eine gute Arbeit gemacht?“

„Beurtheilen Sie ſelbſt, ich habe fünfmal hundert ıuſend Livres für Sie gewonnen.“

„Calonne hat Wort gehalten,“ dachte die Königin.

„Stellen Sie ſich vor,“ fügte Ludwig XVI. bei, Calonne hatte Sie für eine halbe Million auf den redit geſetzt.“

„Oh!“ machte Marie Antoinette lächelnd.

„Und ich .... ich habe durchſtrichen. So ſind infmal hundert tauſend Livres mit einem Federſtrich ewonnen.“

„Wie, durchſtrichen?“ rief die Königin erbleichend.

„Gerade zu; das wird ungeheuer wohlthätig für ie ſein. Guten Abend, Madame, guten Abend.“

„Sire! Sire!“

„Ich verſpüre gewaltigen Hunger und kehre in eine Gemächer zurück. Habe ich mein Abendbrod icht wohl verdient?“

„Sire, hören Sie doch!“

Doch Ludwig hüpfte und entfloh, ſtrahlend über inen Scherz, und ließ die Königin erſtaunt, ſtumm nd beſtürzt zurück.

„Mein Schwager,“ ſagte ſie endlich zum Grafen Artois, „laſſen Sie mir Herrn von Calonne holen, ıhinter iſt ein ſchlimmer Streich.“

Gerade in dieſem Augenblick brachte man der Kö igin folgendes Billet des Miniſters:

„Eure Majeſtät wird erfahren haben, daß der redit vom König verweigert worden iſt. Das iſt un greiflich, Madame, und ich habe mich krank und von ſchmerz durchdrungen aus dem Rathe entfernt.“

„Leſen Sie,“ ſagte ſie, das Billet dem Grafen Artois reichend.

„Und es gibt Leute, welche behaupten, wir ver hleudern die Staatseinkünfte, meine Schwägerin,“ ef der Prinz. „Das iſt das Verfahren . . .“

„Eines Ehemanns,“ murmelte die Königin. „Gu n Abend, mein Schwager.“

„Empfangen Sie meine Beileidsbezeigungen, liebe chwägerin; ich bin nun gewarnt, ich, der ich morgen rlangen wollte.“

„Man hole mir Frau von La Mothe,“ ſagte die önigin nach einem langen Nachſinnen zu Frau von Niſery, „wo ſie auch ſein mag, und auf der Stelle.“

LIX.

Marie Antoinette, Königin. Frau von La Mothe, Weib.

Der Courier, den man nach Paris an Frau von La Mothe abſandte, fand die Gräfin oder fand ſie vielmehr nicht beim Cardinal von Rohan.

Jeanne hatte Seiner Eminenz einen Beſuch gemacht, ſie hatte hier zu Mittag geſpeiſt, ſie ſpeiſte hier zu Nacht und unterhielt ſich mit ihm von der unſeligen Rückerſtattung, als der Läufer anfragte, ob ſich die Gräfin bei Herrn von Rohan befinde.

Der Portier, als ein gewandter Mann, erwiederte, Seine Eminenz ſei ausgefahren, und Frau von La Mothe befinde ſich nicht im Hotel, doch nichts ſe leichter, als ihr das ſagen zu laſſen, womit Ihre Ma jeſtät ihren Boten beauftragt, inſofern ſie wahrſcheinli dieſen Abend in das Hotel kommen würde.

„Sie ſoll ſich ſo ſchnell als möglich nach Verſaill begeben,“ ſagte der Läufer; und er entfernte ſich, na dem er denſelben Auftrag in allen muthmaßlichen T micilen der nomadiſchen Gräfin ausgeſtreut hatte.

Doch kaum war der Läufer weggegangen, als Portier, der ſeinen Auftrag beſorgte, ohne weit zu hen, Frau von La Mothe durch ſeine Frau bei H

han, wo die zwei Verbündeten nach Muße über
haltbarkeit großer Geldſummen philoſophirten,
ichtigen ließ.
e Gräfin begriff bei dieſer Mittheilung, es ſei
d, daß ſie ſogleich abgehe. Sie verlangte ein
ute Pferde vom Cardinal, der ſie ſelbſt in eine
ohne Wappen ſetzte, und während er viele
ntare über dieſe Botſchaft machte, fuhr die
ſo gut, daß ſie in einer Stunde vor das
kam.
wartete hier Jemand, um ſie ohne Verzug bei
Antoinette einzuführen.
e Königin hatte ſich in ihr Zimmer zurückgezogen.
achtdienſt war abgethan und keine Frau mehr
Gemächern, außer Frau von Miſery, welche im
Boudoir las.
arie Antoinette ſtickte, oder gab ſich den Anſchein,
:te ſie, und horchte dabei mit unruhigem Ohr
s Geräuſch außen, als Jeanne auf ſie zuſtürzte.
h!" rief die Königin, „Sie ſind hier, deſto
Eine Neuigkeit, Gräfin . . ."
ine gute, Madame?"
eurtheilen Sie. Der König hat die fünfmal
tauſend Livres verweigert."
errn von Calonne?"
:dermann. Der König will mir kein Geld mehr
Dergleichen Dinge begegnen nur mir."
:ein Gott!" murmelte die Gräfin.
as iſt unglaublich, nicht wahr, Gräfin? Ver-
, die ſchon ausgefertigte Anweiſung durchſtrei-
Doch, ſprechen wir nicht mehr von dem, was
Sie werden ſogleich nach Paris zurückkehren."
i, Madame."
ıd dem Cardinal ſagen, da er mit ſo viel Hin-
zu Werke gegangen, um mir Vergnügen zu
ſo nehme ich ſeine fünfmal hundert tauſend
bis zum nächſten Quartal an. Das iſt ſelbſt-

süchtig von mir, Gräfin, doch ich muß .... ich mißbrauche seine Güte."

„Ah! Madame," murmelte Jeanne, „wir sind verloren. Der Herr Cardinal hat kein Geld mehr."

Die Königin sprang auf, als wäre sie verwundet oder beleidigt worden.

„Kein ... Geld ... mehr?" stammelte sie.

„Madame, eine Schuldforderung, an die Herr von Rohan nicht mehr dachte, ist an ihn gestellt worden. Es war eine Ehrenschuld, er hat bezahlt."

„Fünfmal hundert tausend Livres?"

„Ja, Madame."

„Aber ..."

„Sein letztes Geld ... Kein Mittel mehr."

Die Königin hielt, wie betäubt durch dieses Unglück, inne.

„Nicht wahr, ich bin wohl wach?" sagte sie dann. „Mir begegnen alle diese Verrechnungen? Woher wissen Sie, Gräfin, daß Herr von Rohan kein Geld mehr hat?"

„Er erzählte mir diesen Umstand vor anderthalb Stunden, Madame. Das Unglück ist um so weniger wieder gut zu machen, als diese fünfmal hundert tausend Livres das waren, was man den Boden der Schublade nennt."

Die Königin stützte ihre Stirne auf ihre beiden Hände.

„Man muß einen großen Entschluß fassen," sagte sie.

„Was will die Königin thun?" dachte Jeanne.

„Sehen Sie, Gräfin, das ist eine furchtbare Lection, die mich dafür bestrafen wird, daß ich hinter dem Rücken des Königs eine Handlung von mittelmäßiger Wichtigkeit, von geringer Ehrsucht oder von gemeiner Coquetterie begangen habe. Gestehen Sie, dieses Halsband war kein Bedürfniß für mich?"

„Das ist wahr, Madame, doch wenn eine Königin nur ihre Bedürfnisse und ihren Geschmack um Rath fragte ..."

„Ich will vor Allem meine Ruhe, das Glück meines Hauses zu Rathe ziehen. Es brauchte nicht mehr, als dieſe erſte Niederlage, um mir darzuthun, wie vielen Verdrießlichkeiten ich mich auszuſetzen im Begriff ſtand, wie fruchtbar an Widerwärtigkeiten der Weg war, den ich gewählt hatte. Geben wir offen, gehen wir frei, gehen wir einfach zu Werke."

„Madame!"

„Und um anzufangen, opfern wir unſere Eitelkeit auf dem Altar der Pflicht, wie Herr Dorat ſagen würde."

Dann murmelte ſie mit einem Seufzer:

„Oh! das Halsband war doch ſehr ſchön!"

„Es iſt noch ſo."

„Von nun an iſt es nur noch ein Haufen Steine für mich. Mit den Steinen macht man, wenn man damit geſpielt hat, was die Kinder nach dem Mühlenſpiel damit machen, man wirft ſie weg, man läßt ſie liegen."

„Was will die Königin hiemit ſagen?"

„Die Königin will ſagen, liebe Gräfin, Sie werden das . . . von Herrn von Rohan mir überbrachte Etui zurücknehmen und wieder zu den Juwelieren Böhmer und Boſſange tragen."

„Es ihnen zurückgeben?"

„Allerdings."

„Aber, Madame, Eure Majeſtät hat zweimal hunderttauſend Livres Angeld gegeben!"

„Dabei gewinne ich abermals zweimal hundert und fünfzig tauſend Livres, und ich bin nun im Einklang mit den Rechnungen des Königs."

„Madame! Madame!" rief die Gräfin, „ſo eine Viertelsmillion verlieren! Denn es kann geſchehen, daß die Juweliere Schwierigkeiten machen, die Gelder zurückzugeben, über die ſie verfügt haben werden."

„Darauf zähle ich und ich überlaſſe ihnen das Angeld unter der Bedingung, daß der Handel rückgängig wird. Seitdem ich dieſes Ziel erſchaue, Gräfin, fühle ich mich viel leichter. Mit dieſem Halsband

haben ſich hier die Sorgen, der Verdruß, die Angſt, der Argwohn einquartiert. Nie hätten dieſe Diamanten Feuer genug gehabt, um alle die Thränen zu trocknen, die ich in Wolken über mir laſten fühle. Gräfin, tragen Sie mir dieſes Etui auf der Stelle fort. Die Juweliere machen da ein gutes Geſchäft. Zweimal hundert und fünfzig tauſend Livres Reukauf, das iſt ein Gewinn; es iſt der Nutzen, den ſie an mir machten, und dabei haben ſie noch das Halsband. Ich denke, ſie werden ſich nicht beklagen, und Niemand wird etwas davon erfahren."

„Aber Herr von Rohan, Madame?"

„Der Cardinal hat nur in der Abſicht, mir Vergnügen zu machen, gehandelt. Sie ſagen ihm, es ſei mein Vergnügen, das Halsband nicht mehr zu haben, und wenn er ein Mann von Geiſt iſt, ſo wird er mich verſtehen; iſt er ein guter Prieſter, ſo wird er mein Benehmen billigen und mich in meinem Opfer beſtärken."

So ſprechend, reichte die Königin Jeanne das geſchloſſene Etui. Dieſe ſchob es ſanft zurück und ſagte:

„Madame, warum wollen Sie es nicht verſuchen, noch eine Friſt zu erlangen?"

„Verlangen... nein!"

„Ich habe geſagt erlangen, Madame."

„Verlangen, heißt ſich demüthigen, Madame; erlangen, heißt gedemüthigt werden. Ich würde vielleicht begreifen, da man ſich für eine geliebte Perſon demüthigte, daß man ſich demüthigte, um ein lebendes Geſchöpf zu retten, und wäre es nur ſein Hund; doch um das Recht zu haben, dieſe Steine zu behalten, welche brennen, wie die angezündete Kohle, ohne mehr leuchtend und ebenſo dauerhaft zu ſein, oh! Gräfin, nie wird mich ein Rath beſtimmen, das anzunehmen! Tragen Sie das Etui fort, meine Liebe, tragen Sie es fort."

„Aber bedenken Sie, Madame, welchen Lärmen

ieſe Juweliere machen werden, aus Höflichkeit wenig-
ens, und um Sie zu beklagen. Ihre Zurückweiſung
ird Sie eben ſo ſehr dem Verdruß und der Nachrede
usſetzen, als Ihre Einwilligung. Das ganze Publi-
um wird erfahren, daß Sie die Diamanten in Ihrer
ewalt gehabt haben."

„Niemand wird es erfahren. Ich bin dieſen Ju-
elieren nichts mehr ſchuldig; ich werde ſie nicht mehr
mpfangen; es iſt doch das Wenigſte, daß ſie für meine
weimal hundert und fünfzigtauſend Livres ſchweigen;
nd meine Feinde, ſtatt zu ſagen, ich kaufe für andert-
alb Millionen Diamanten, werden nun ſagen, ich
erfe mein Geld in den Handel. Das iſt minder un-
ngenehm. Tragen Sie es fort, Gräfin, tragen Sie
s fort, und danken Sie Herrn von Rohan für ſeine
reundlichkeit und ſeinen guten Willen."

Und mit einer gebieteriſchen Geberde reichte die
önigin das Etui abermals Jeanne, welche dieſe Laſt
icht ohne eine gewiſſe Bewegung in ihren Händen
ühlte.

„Sie haben keine Zeit zu verlieren," fuhr die Kö-
igin fort; „je weniger die Juweliere Unruhe haben
erden, deſto ſicherer werden wir der Geheimhaltung
ein; fahren Sie raſch zurück, und Niemand ſehe das
tui. Begeben Sie ſich zuerſt in Ihre Wohnung, denn
ch befürchte, ein Beſuch bei Böhmer zu dieſer Stunde
önnte Verdacht bei der Polizei erregen, die ſich ſicher-
ich mit dem beſchäftigt, was man bei mir thut; dann,
enn Ihre Rückkehr die Spione von der Fährte abge-
acht hat, gehen Sie zu den Juwelieren und bringen
Sie mir einen Empfangſchein von ihnen."

„Ja, Madame, es ſoll ſo geſchehen, da Sie es
ollen."

Sie ſteckte das Etui unter ihr Mäntelchen, wobei
e dafür beſorgt war, daß nichts den Umfang deſſelben
errieth, und ſtieg in den Wagen mit all dem Eifer,
en die Genoſſin ihrer Handlung forderte.

Zuerſt ließ ſie ſich nach Hauſe fahren und ſchickte den Wagen zu Herrn von Rohan zurück, um dem Kutſcher, der ſie geführt, nichts von dem Geheimniß zu enthüllen. Dann ließ ſie ſich umkleiden, um ein minder elegantes und mehr für dieſes nächtliche Unternehmen geeignetes Gewand anzuthun.

Ihre Kammerfrau kleidete ſie raſch an, und bemerkte, daß ſie während dieſer Operation, welche gewöhnlich mit der ganzen Aufmerkſamkeit einer Dame von Hofe beehrt wurde, nachdenkend und zerſtreut war.

Jeanne dachte in der That nicht an ihre Toilette, ſie ließ mit ſich machen, und richtete ihr Nachdenken auf einen ſeltſamen, ihr von der Gelegenheit eingegebenen Gedanken.

Sie fragte ſich, ob der Cardinal nicht einen großen Fehler begehe, wenn er die Königin dieſen Schmuck zurückgeben laſſe, und ob der begangene Fehler nicht eine Verminderung für das Glück herbeiführen werde, das Herr von Rohan träume, und welches zu erreichen er, die kleinen Geheimniſſe der Königin theilend, ſich ſchmeicheln könne.

Dem Befehle von Marie Antoinette gemäß handeln, ohne ſich mit Herrn von Rohan zu berathen, hieß das nicht ſich gegen die erſten Pflichten des Bündniſſes verfehlen? Würde der Cardinal, wenn er mit allen ſeinen Mitteln am Ende, nicht lieber ſich ſelbſt verkaufen, als die Königin eines Gegenſtands beraubt laſſen, nach dem ſie begehrt hatte?

„Ich kann es nicht anders machen, als mich mit dem Cardinal berathen," ſagte Jeanne zu ſich ſelbſt.

„Vierzehnmal hundert tauſend Livres," fügte ſie in ihrem Geiſte bei; „nie wird er vierzehnmal hundert tauſend Livres haben!"

Dann wandte ſie ſich plötzlich gegen ihre Kammerfrau um und ſagte:

„Gehen Sie, Roſe."

Die Kammerfrau gehorchte, und Frau von La Mothe setzte ihren geistigen Monolog fort.

„Welche Summe! welch' ein Vermögen, und wie all die Glückseligkeit, all der Glanz, den eine solche Summe verschafft, durch die kleine Schlange in Edelsteinen, welche in diesem Etui hier flammt, gut dargestellt sind!"

Sie öffnete das Etui und versengte sich die Augen bei der Berührung dieser rieselnden Flammen. Sie zog das Halsband aus dem Atlas, rollte es in ihren Fingern, schloß es in ihre zwei kleinen Hände und sagte:

„Vierzehnmal hundert tausend Livres, welche hierin Raum haben, denn dieses Halsband hat wirklich einen Geldwerth von vierzehnmal hundert tausend Livres, und die Juweliere würden noch heute diesen Preis bezahlen.

„Ein seltsames Geschick, das Jeanne von Valois, der Bettlerin, der Unbekannten, gestattet; mit ihrer Hand die Hand der Königin, der größten der Welt, zu berühren, und auch in ihren Händen, allerdings für eine Stunde, vierzehnmal hundert tausend Livres zu besitzen, eine Summe, die in dieser Welt nie allein geht, und die man stets durch bewaffnete Wächter oder durch Garantien begleiten läßt, welche in Frankreich nicht geringer sein können, als die eines Cardinals und einer Königin.

„Das Alles in meinen Fingern! Wie schwer das ist und wie es leicht ist!

„Um in Gold, diesem kostbaren Metall, das Equivalent dieses Kleinods fortzuschaffen, hätte ich zwei Pferde nöthig; um es in Kassenbillets fortzuschaffen... und werden die Kassenbillets immer bezahlt? muß man nicht unterzeichnen, controliren? Und dann ist ein Billet Papier; das Feuer, die Luft, das Wasser zerstören es. Ein Kassenbillet hat nicht in allen Ländern Curs; es verräth seinen Ursprung, es offenbart den

Namen des Ausstellers, den Namen seines Inhabers. Ei
Kassenbillet verliert nach einiger Zeit einen Theil seine
Werthes, oder seinen ganzen Werth. Die Diamante
dagegen sind die harte Materie, welche Allem wider
steht, und die Jedermann kennt, schätzt, bewundert un
kauft, in London, in Berlin, in Madrid, in Brasilie
sogar. Alle verstehen einen Diamant, einen Diaman
besonders von dem Schnitt und dem Wasser, wie ma
es in diesen findet! Wie schön sind sie! Wie bewun
derungswürdig sind sie! Welche Gesammtmasse un
welche Einzelheit! Jeder von ihnen ist vielleicht ge
trennt, verhältnißmäßig mehr werth, als alle mitein
ander!

„Doch woran denke ich!“ sagte sie plötzlich; „fasse
wir rasch den Entschluß, entweder den Cardinal auf
zusuchen, oder das Halsband, dem Auftrage der Köni
gin gemäß, Böhmer zurückzugeben.“

Sie erhob sich, immer in ihrer Hand die Dia
manten haltend, die sich erwärmten und glänzten.

„Sie werden also zu dem kalten Juwelier zurück
kehren, der sie abwägen und mit seiner Bürste pe
liren wird. Sie, die am Busen von Marie Antoinet
glänzen könnten... Böhmer wird zuerst aufschreie
dann sich bei dem Gedanken, er habe den Nutzen u
behalte die Waare, beruhigen. Ah! ich vergaß,
welcher Form soll ich den Empfangschein der Ju
liere abfassen lassen? Das ist ernster Natur, es
bei dieser Abfassung mit viel Diplomatie zu Werke
gehen. Die Schrift darf weder Böhmer, noch
Königin, noch den Cardinal, noch mich verbin
machen.

„Ich werde nie eine solche Urkunde allein en
fen. Ich bedarf eines Rathes.

„Der Cardinal... Oh! nein. Wenn der
dinal mich liebte oder reicher wäre und mir die
manten schenkte...“

Sie setzte sich auf ihr Sopha, die Diamant

Hand gewickelt, den Kopf brennend, voll verwor-
Gedanken, die ſie bald erſchreckten, bald von ihr
einer fieberhaften Energie zurückgeſtoßen würden.
Plötzlich ward ihr Auge ruhiger, feſter, mehr
ein Bild des Geiſtes geheftet; ſie gewahrte nicht,
die Minuten vergingen, daß Alles in ihr eine
n unerſchütterliche Haltung annahm; daß ſie, jenen
immern ähnlich, die den Fuß in den Schlamm
flüſſe geſetzt haben, jede Bewegung, die ſie machte,
ſich zu befreien, weiter hinabzog. Eine Stunde
ing in dieſer ſtummen und tiefen Beſchauung eines
inmißvollen Ziels.
Wonach ſie langſam aufſtand, erbleicht wie die
ſterin durch die Inſpiration, und ihrer Kammer-
läutete.
Es war zwei Uhr Morgens,
„Suchen Sie mir einen Fiacre," ſagte ſie, „oder
Handwagen, wenn kein anderes Gefährt mehr
t."
Die Dienerin fand einen Fiacre, der in der Vieille
du Temple ſchlief.
Frau von La Mothe ſtieg allein ein und ſchickte
Kammerfrau zurück.
Nach zehn Minuten hielt der Fiacre vor der
e des Pamphletſchreibers Reteaux von Villette.

LX.

Empfangſchein von Böhmer und die Verſchreibung der Königin.

Das Reſultat dieſes nächtlichen Beſuchs bei dem
phletſchreiber Reteaux von Villette erſchien erſt
ndern Tag, und zwar auf folgende Weiſe:

ſüchtig von mir, Gräfin, doch ich muß .... ich mißbrauche ſeine Güte."

„Ah! Madame," murmelte Jeanne, „wir ſind verloren. Der Herr Cardinal hat kein Geld mehr."

Die Königin ſprang auf, als wäre ſie verwundet oder beleidigt worden.

„Kein ... Geld ... mehr?" ſtammelte ſie.

„Madame, eine Schuldforderung, an die Herr von Rohan nicht mehr dachte, iſt an ihn geſtellt worden. Es war eine Ehrenſchuld, er hat bezahlt."

„Fünfmal hundert tauſend Livres?"

„Ja, Madame."

„Aber ..."

„Sein letztes Geld ... Kein Mittel mehr."

Die Königin hielt, wie betäubt durch dieſes Unglück, inne.

„Nicht wahr, ich bin wohl wach?" ſagte ſie dann. „Mir begegnen alle dieſe Verrechnungen? Woher wiſſen Sie, Gräfin, daß Herr von Rohan kein Geld mehr hat?"

„Er erzählte mir dieſen Unſtern vor anderthalb Stunden, Madame. Das Unglück iſt um ſo weniger wieder gut zu machen, als dieſe fünfmal hundert tauſend Livres das waren, was man den Boden der Schublade nennt."

Die Königin ſtützte ihre Stirne auf ihre beiden Hände.

„Man muß einen großen Entſchluß faſſen," ſagte ſie.

„Was will die Königin thun?" dachte Jeanne.

„Sehen Sie, Gräfin, das iſt eine furchtbare Lection, die mich dafür beſtrafen wird, daß ich hinter dem Rücken des Königs eine Handlung von mittelmäßiger Wichtigkeit, von geringer Ehrſucht oder von gemeiner Coquetterie begangen habe. Geſtehen Sie, dieſes Halsband war kein Bedürfniß für mich?"

„Das iſt wahr, Madame, doch wenn eine Königin nur ihre Bedürfniſſe und ihren Geſchmack um Rath fragte ..."

„Ich will vor Allem meine Ruhe, das Glück meines Hauses zu Rathe ziehen. Es brauchte nicht mehr, als dieſe erſte Niederlage, um mir darzuthun, wie vielen Verdrießlichkeiten ich mich auszuſetzen im Begriff ſtand, wie fruchtbar an Widerwärtigkeiten der Weg war, den ich gewählt hatte. Gehen wir offen, gehen wir frei, gehen wir einfach zu Werke."

„Madame!"

„Und um anzufangen, opfern wir unſere Eitelkeit auf dem Altar der Pflicht, wie Herr Dorat ſagen würde."

Dann murmelte ſie mit einem Seufzer:

„Oh! das Halsband war doch ſehr ſchön!"

„Es iſt noch ſo."

„Von nun an iſt es nur noch ein Haufen Steine für mich. Mit den Steinen macht man, wenn man damit geſpielt hat, was die Kinder nach dem Mühlenſpiel damit machen, man wirft ſie weg, man läßt ſie liegen."

„Was will die Königin hiemit ſagen?"

„Die Königin will ſagen, liebe Gräfin, Sie werden das . . . von Herrn von Rohan mir überbrachte Etui zurücknehmen und wieder zu den Juwelieren Böhmer und Boſſange tragen."

„Es ihnen zurückgeben?"

„Allerdings."

„Aber, Madame, Eure Majeſtät hat zweimal hunderttauſend und fünfzig tauſend Livres Angeld gegeben!"

„Dabei gewinne ich abermals zweimal hundert und fünfzig tauſend Livres, und ich bin nun im Einklang mit den Rechnungen des Königs."

„Madame! Madame!" rief die Gräfin, „ſo eine Viertelsmillion verlieren! Denn es kann geſchehen, daß die Juweliere Schwierigkeiten machen, die Gelder zurückzugeben, über die ſie verfügt haben werden."

„Darauf zähle ich und ich überlaſſe ihnen das Angeld unter der Bedingung, daß der Handel rückgängig wird. Seitdem ich dieſes Ziel erſchaue, Gräfin, fühle ich mich viel leichter. Mit dieſem Halsband

haben ſich hier die Sorgen, der Verdruß, die Angſt
der Argwohn einquartiert. Nie hätten dieſe Diamanten
Feuer genug gehabt, um alle die Thränen zu trocknen
die ich in Wolken über mir laſten fühle. Gräfin, tra
gen Sie mir dieſes Etui auf der Stelle fort. Di
Juweliere machen da ein gutes Geſchäft. Zweima
hundert und fünfzig tauſend Livres Reukauf, das i
ein Gewinn; es iſt der Nutzen, den ſie an mir machten
und dabei haben ſie noch das Halsband. Ich denke
ſie werden ſich nicht beklagen, und Niemand wird etwa
davon erfahren."

„Aber Herr von Rohan, Madame?"

„Der Cardinal hat nur in der Abſicht, mir Ver
gnügen zu machen, gehandelt. Sie ſagen ihm, es ſe
mein Vergnügen, das Halsband nicht mehr zu haben
und wenn er ein Mann von Geiſt iſt, ſo wird er mich
verſtehen; iſt er ein guter Prieſter, ſo wird er mein
Benehmen billigen und mich in meinem Opfer be
ſtärken."

So ſprechend, reichte die Königin Jeanne das ge
ſchloſſene Etui. Dieſe ſchob es ſanft zurück und ſagte

„Madame, warum wollen Sie es nicht verſuchen
noch eine Friſt zu erlangen?"

„Verlangen... nein!"

„Ich habe geſagt erlangen, Madame."

„Verlangen, heißt ſich demüthigen, Madame;
langen, heißt gedemüthigt werden. Ich würde vielle
begreifen, da man ſich für eine geliebte Perſon
müthigte, daß man ſich demüthigte, um ein leben
Geſchöpf zu retten, und wäre es nur ſein Hund;
um das Recht zu haben, dieſe Steine zu beha
welche brennen, wie die angezündete Kohle, ohne
leuchtend und ebenſo dauerhaft zu ſein, oh! Ei
nie wird mich ein Rath beſtimmen, das anzuneh
Tragen Sie das Etui fort, meine Liebe, trage
es fort."

„Aber bedenken Sie, Madame, welchen L

Juweliere machen werden, aus Höflichkeit wenig- und um Sie zu beklagen. Ihre Zurückweisung Sie eben so sehr dem Verdruß und der Nachrede en, als Ihre Einwilligung. Das ganze Publi- pird erfahren, daß Sie die Diamanten in Ihrer t gehabt haben."

Niemand wird es erfahren. Ich bin diesen Ju- en nichts mehr schuldig; ich werde sie nicht mehr ngen; es ist doch das Wenigste, daß sie für meine al hundert und fünfzigtausend Livres schweigen; eine Feinde, statt zu sagen, ich kaufe für andert- Millionen Diamanten, werden nun sagen, ich mein Geld in den Handel. Das ist minder un- hm. Tragen Sie es fort, Gräfin, tragen Sie t, und danken Sie Herrn von Rohan für seine lichkeit und seinen guten Willen."

nd mit einer gebieterischen Geberde reichte die in das Etui abermals Jeanne, welche diese Last ohne eine gewisse Bewegung in ihren Händen

Sie haben keine Zeit zu verlieren," fuhr die Kö- fort; „je weniger die Juweliere Unruhe haben ı, desto sicherer werden wir der Geheimhaltung fahren Sie rasch zurück, und Niemand sehe das Begeben Sie sich zuerst in Ihre Wohnung, denn fürchte, ein Besuch bei Böhmer zu dieser Stunde Verdacht bei der Polizei erregen, die sich sicher- it dem beschäftigt, was man bei mir thut; dann, Ihre Rückkehr die Spione von der Fährte abge- hat, gehen Sie zu den Juwelieren und bringen air einen Empfangschein von ihnen."

Ja, Madame, es soll so geschehen, da Sie es ."

Sie steckte das Etui unter ihr Mäntelchen, wobei für besorgt war, daß nichts den Umfang desselben lh, und stieg in den Wagen mit all dem Eifer, e Genossin ihrer Handlung forderte.

Zuerſt ließ ſie ſich nach Hauſe fahren und ſchickte den Wagen zu Herrn von Rohan zurück, um dem Kutſcher, der ſie geführt, nichts von dem Geheimniß zu enthüllen. Dann ließ ſie ſich umkleiden, um ein minder elegantes und mehr für dieſes nächtliche Unternehmen geeignetes Gewand anzuthun.

Ihre Kammerfrau kleidete ſie raſch an, und bemerkte, daß ſie während dieſer Operation, welche gewöhnlich mit der ganzen Aufmerkſamkeit einer Dame von Hofe beehrt wurde, nachdenkend und zerſtreut war.

Jeanne dachte in der That nicht an ihre Toilette, ſie ließ mit ſich machen, und richtete ihr Nachdenken auf einen ſeltſamen, ihr von der Gelegenheit eingegebenen Gedanken.

Sie fragte ſich, ob der Cardinal nicht einen großen Fehler begehe, wenn er die Königin dieſen Schmuck zurückgeben laſſe, und ob der begangene Fehler nicht eine Verminderung für das Glück herbeiführen werde, das Herr von Rohan träume, und welches zu erreichen er, die kleinen Geheimniſſe der Königin theilend, ſich ſchmeicheln könne.

Dem Befehle von Marie Antoinette gemäß handeln, ohne ſich mit Herrn von Rohan zu berathen, hieß das nicht ſich gegen die erſten Pflichten des Bündniſſes verfehlen? Würde der Cardinal, wenn er mit allen ſeinen Mitteln am Ende, nicht lieber ſich ſelbſt verkaufen, als die Königin eines Gegenſtands beraubt laſſen, nach dem ſie begehrt hatte?

„Ich kann es nicht anders machen, als mich mit dem Cardinal berathen," ſagte Jeanne zu ſich ſelbſt.

„Vierzehnmal hundert tauſend Livres," fügte ſie in ihrem Geiſte bei; „nie wird er vierzehnmal hundert tauſend Livres haben!"

Dann wandte ſie ſich plötzlich gegen ihre Kammerfrau um und ſagte:

„Gehen Sie, Roſe."

Die Kammerfrau gehorchte, und Frau von La Mothe setzte ihren geistigen Monolog fort.

„Welche Summe! welch' ein Vermögen, und wie all die Glückseligkeit, all der Glanz, den eine solche Summe verschafft, durch die kleine Schlange in Edelsteinen, welche in diesem Etui hier flammt, gut dargestellt sind!"

Sie öffnete das Etui und versengte sich die Augen bei der Berührung dieser rieselnden Flammen. Sie zog das Halsband aus dem Atlas, rollte es in ihren Fingern, schloß es in ihre zwei kleinen Hände und sagte:

„Vierzehnmal hundert tausend Livres, welche hierin Raum haben, denn dieses Halsband hat wirklich einen Geldwerth von vierzehnmal hundert tausend Livres, und die Juweliere würden noch heute diesen Preis bezahlen.

„Ein seltsames Geschick, das Jeanne von Valois, der Bettlerin, der Unbekannten, gestattet; mit ihrer Hand die Hand der Königin, der größten der Welt, zu berühren, und auch in ihren Händen, allerdings für eine Stunde, vierzehnmal hundert tausend Livres zu besitzen, eine Summe, die in dieser Welt nie allein geht, und die man stets durch bewaffnete Wächter oder durch Garantien begleiten läßt, welche in Frankreich nicht geringer sein können, als die eines Cardinals und einer Königin.

„Das Alles in meinen Fingern! Wie schwer das ist und wie es leicht ist!

„Um in Gold, diesem kostbaren Metall, das Equivalent dieses Kleinods fortzuschaffen, hätte ich zwei Pferde nöthig; um es in Kassenbillets fortzuschaffen... und werden die Kassenbillets immer bezahlt? muß man nicht unterzeichnen, controliren? Und dann ist ein Billet Papier; das Feuer, die Luft, das Wasser zerstören es. Ein Kassenbillet hat nicht in allen Ländern Curs; es verräth seinen Ursprung, es offenbart den

Namen des Ausstellers, den Namen seines Inhabers. Ein Kassenbillet verliert nach einiger Zeit einen Theil seines Werthes, oder seinen ganzen Werth. Die Diamanten dagegen sind die harte Materie, welche Allem widersteht, und die Jedermann kennt, schätzt, bewundert und kauft, in London, in Berlin, in Madrid, in Brasilien sogar. Alle verstehen einen Diamant, einen Diamant besonders von dem Schnitt und dem Wasser, wie man es in diesen findet! Wie schön sind sie! Wie bewunderungswürdig sind sie! Welche Gesammtmasse und welche Einzelheit! Jeder von ihnen ist vielleicht getrennt, verhältnißmäßig mehr werth, als alle miteinander!

„Doch woran denke ich!“ sagte sie plötzlich; „fassen wir rasch den Entschluß, entweder den Cardinal aufzusuchen, oder das Halsband, dem Auftrage der Königin gemäß, Böhmer zurückzugeben.“

Sie erhob sich, immer in ihrer Hand die Diamanten haltend, die sich erwärmten und glänzten.

„Sie werden also zu dem kalten Juwelier zurückkehren, der sie abwägen und mit seiner Bürste poliren wird. Sie, die am Busen von Marie Antoinette glänzen könnten... Böhmer wird zuerst aufschreien, dann sich bei dem Gedanken, er habe den Nutzen und behalte die Waare, beruhigen. Ah! ich vergaß, in welcher Form soll ich den Empfangschein der Juweliere abfassen lassen? Das ist ernster Natur, es ist bei dieser Abfassung mit viel Diplomatie zu Werke zu gehen. Die Schrift darf weder Böhmer, noch die Königin, noch den Cardinal, noch mich verbindlich machen.

„Ich werde nie eine solche Urkunde allein entwerfen. Ich bedarf eines Rathes.

„Der Cardinal... Oh! nein. Wenn der Cardinal mich liebte oder reicher wäre und mir die Diamanten schenkte...“

Sie setzte sich auf ihr Sopha, die Diamanten

ire Hand gewickelt, den Kopf brennend, voll verwor-
ner Gedanken, die ſie bald erſchreckten, bald von ihr
it einer fieberhaften Energie zurückgeſtoßen würden.

Plötzlich ward ihr Auge ruhiger, feſter, mehr
if ein Bild des Geiſtes geheftet; ſie gewahrte nicht,
ß die Minuten vergingen, daß Alles in ihr eine
rtau unerſchütterliche Haltung annahm; daß ſie, jenen
ſchwimmern ähnlich, die den Fuß in den Schlamm
r Flüſſe geſetzt haben, jede Bewegung, die ſie machte,
m ſich zu befreien, weiter hinabzog. Eine Stunde
rging in dieſer ſtummen und tiefen Beſchauung eines
heimnißvollen Ziels.

Wonach ſie langſam aufſtand, erbleicht wie die
rieſterin durch die Inſpiration, und ihrer Kammer-
an läutete.

Es war zwei Uhr Morgens,

„Suchen Sie mir einen Fiacre," ſagte ſie, „oder
nen Handwagen, wenn kein anderes Gefährt mehr
i iſt."

Die Dienerin fand einen Fiacre, der in der Vieille
ue du Temple ſchlief.

Frau von La Mothe ſtieg allein ein und ſchickte
re Kammerfrau zurück.

Nach zehn Minuten hielt der Fiacre vor der
hüre des Pamphletſchreibers Reteaux von Villette.

LX.

er Empfangſchein von Böhmer und die Ver-ſchreibung der Königin.

Das Reſultat dieſes nächtlichen Beſuchs bei dem
mphletſchreiber Reteaux von Villette erſchien erſt
s andern Tag, und zwar auf folgende Weiſe:

Um sieben Uhr Morgens übersandte Frau von La Mothe der Königin einen Brief, der den Empfangschein der Juweliere enthielt. Dieses wichtige Aktenstück war also abgefaßt:

„Wir, die Unterzeichneten, anerkennen, das ursprünglich an die Königin gegen eine Summe von sechszehnmal hundert tausend Livres verkaufte Diamanten-Halsband wieder in Besitz genommen zu haben, da die Diamanten Ihrer Majestät nicht angestanden sind, welche uns für unsere Bemühungen und Auslagen durch die Ueberlassung einer in unsere Hände bezahlten Summe von zweimal hundert und fünfzig tausend Livres entschädigt hat.

Unterz. Böhmer und Bossange."

Nunmehr über die Angelegenheit, welche sie lange gequält hatte, beruhigt, schloß die Königin den Schein in ihr Arbeitstischchen ein und dachte nicht mehr daran.

Aber in einem seltsamen Widerspruch mit diesem Schein, erhielten die Juweliere Böhmer und Bossange zwei Tage nachher einen Besuch vom Cardinal von Rohan, der einige Bangigkeit über die Bezahlung der zwischen den Verkäufern und der Königin festgesetzten ersten Rate gehegt hatte.

Herr von Rohan fand Böhmer in seinem Hause auf dem Quai de l'Ecole. Seit dem Morgen, der Verfallzeit der ersten Rate, mußte, wenn Verzug oder Weigerung stattgefunden hätte, Lärm im Lager der Juweliere sein.

Aber das Haus von Böhmer athmete ganz im Gegentheil Ruhe, und Herr von Rohan fühlte sich glücklich, als er ein gutes Gesicht bei den Dienern, einen runden Rücken und einen wedelnden Schwanz bei dem Hunde des Juweliers fand. Böhmer empfing seinen vornehmen Kunden mit der freudigen Miene der Befriedigung.

„Nun!" sagte Herr von Rohan, „es ist heute Zahlungstermin. Die Königin hat also bezahlt?"

„Monſeigneur, nein,“ antwortete Böhmer, „Ihre Majeſtät konnte kein Geld geben. Sie wiſſen, daß Herr von Calonne ſich vom König abgewieſen geſehen hat; die ganze Welt ſpricht davon.“

„Ja, die ganze Welt ſpricht davon, Böhmer, und es iſt gerade dieſe Abweiſung, was mich hierherführt.“

„Doch Ihre Majeſtät iſt vortrefflich und vom beſten Willen. Da ſie nicht bezahlen konnte, ſo hat ſie die Schuld garantirt, und wir verlangen nicht mehr.“

„Ah! deſto beſſer!“ rief der Cardinal, „die Schuld garantirt, ſagen Sie? Das iſt ſehr gut, doch... wie?“

„Auf die einfachſte und zarteſte Weiſe,“ erwiederte der Juwelier, „auf eine ganz königliche Weiſe.“

„Durch die Vermittelung der geiſtreichen Gräfin vielleicht?“

„Nein, Monſeigneur, nein. Frau von La Mothe iſt nicht einmal erſchienen, und das hat uns ungemein geſchmeichelt, Herrn Boſſange und mir.“

„Nicht erſchienen! die Gräfin iſt nicht erſchienen? Glauben Sie mir, daß ſie von Bedeutung bei dieſer Sache iſt, Herr Böhmer. Jede gute Eingebung muß der Gräfin entfließen. Sie begreifen, ich benehme hiedurch Ihrer Majeſtät nichts.“

„Monſeigneur wird beurtheilen, ob Ihre Majeſtät zart und gut gegen uns geweſen iſt. Es hatten ſich Gerüchte über die Weigerung des Königs in Betreff der Anweiſung der fünfmal hundert tauſend Livres verbreitet; wir ſchrieben an Frau von La Mothe.“

„Wann dies?“

„Geſtern, Monſeigneur.“

„Was antwortete ſie?“

„Eure Eminenz weiß nichts davon?“ fragte Böhmer mit einer unmerklichen Nuance ehrerbietiger Vertraulichkeit.

„Nein, ſeit drei Tagen habe ich nicht die Ehre gehabt, die Frau Gräfin zu ſehen,“ erwiederte der Prinz als wahrer Prinz.

„Wohl! Frau von La Mothe erwiederte mir die zwei Worte: „Warten Sie.““

„Schriftlich?“

„Nein, Monseigneur, mündlich. In unserm Briefe baten wir Frau von La Mothe, Sie um eine Audienz zu ersuchen und die Königin darauf aufmerksam zu machen, daß der Zahlungstermin herannahe.“

„Das Wort: Warten Sie, war ganz natürlich,“ sagte der Cardinal.

„Wir warteten also, Monseigneur, und gestern Abend erhielten wir von der Königin, durch einen sehr geheimnißvollen Courier, einen Brief.“

„Einen Brief! an Sie, Böhmer?“

„Oder vielmehr eine Verschreibung in guter Form, Monseigneur.“

„Lassen Sie sehen.“

„Oh! ich würde sie Ihnen zeigen, hätten wir, mein Associé und ich, nicht geschworen, sie Niemand sehen zu lassen.“

„Und warum?“

„Weil diese Behutsamkeit uns von der Königin selbst auferlegt worden ist; beurtheilen Sie, Ihro Majestät empfiehlt uns Geheimhaltung.“

„Ah! das ist etwas Anderes; Sie sind sehr glücklich, meine Herren Juweliere, daß Sie Briefe von der Königin besitzen.“

„Für dreizehnmal hundert und fünfzig tausend Livres, Monseigneur,“ sagte lächelnd der Juwelier, „man kann haben . . .“

„Zehn Millionen, und hundert Millionen bezahlen gewisse Dinge nicht,“ erwiederte der Cardinal mit strengem Tone. „Sie haben also gute Garantie?“

„So gut als möglich, Monseigneur.“

„Die Königin hat die Schuld anerkannt?“

„In gehöriger Form.“

„Und macht sich verbindlich, zu bezahlen . . .“

„In drei Monaten fünfmal hundert tausend Livres; den Rest in einem halben Jahr.“

„Und . . . die Interessen?“

„Oh! Monseigneur, ein Wort Ihrer Majestät verbürgt uns dieselben. „„Machen wir,““ fügt Ihre Majestät voll Güte bei, „„machen wir diese Angelegenheit unter uns ab;““ unter uns, Eure Eminenz begreift die Empfehlung; „„Sie werden keinen Anlaß haben, es zu bereuen.““ Und sie unterzeichnet. Von nun an, sehen Sie, Monseigneur, ist das für mich und meinen Associé eine Ehrensache.“

„Ich bin nun quitt gegen Sie, Herr Böhmer,“ sagte der Cardinal entzückt; „bald ein anderes Geschäft.“

„Wenn uns Eure Eminenz mit Ihrem Vertrauen beehren wird . . .“

„Doch bemerken Sie abermals hierin die Hand dieser liebenswürdigen Gräfin . . .“

„Wir sind Frau von La Mothe sehr dankbar, Monseigneur, und wir haben beschlossen, Herr Bossange und ich, für diese Güte erkenntlich zu sein, wenn uns das Halsband, völlig bezahlt, wieder zu baarem Geld gebracht haben wird.“

„St! st!“ machte der Cardinal, „Sie haben mich nicht begriffen.“

Und er kehrte zu seinem Wagen zurück, geleitet von den Ehrfurchtsbezeigungen des ganzen Hauses.

Man kann nun die Larve aufheben. Für Niemand ist der Schleier auf der Bildsäule geblieben. Was Jeanne von La Mothe gegen ihre Wohlthäterin gethan, Jeder hat das begriffen, als er sie die Feder des Pamphletschreibers Reteaux von Villette entlehnen sah. Keine Unruhe bei den Juwelieren, keine Bedenklichkeiten bei der Königin, keine Zweifel bei dem Cardinal mehr. Drei Monate sind der Ergründung des Betrugs und des Verbrechens gegeben; in diesen drei Monaten wer-

den die unſeligen Früchte hinreichend gereift ſein, daß die ruchloſe Hand ſie pflücken kann.

Jeanne kehrte zu Herrn von Rohan zurück, und dieſer fragte ſie, wie ſich die Königin benommen habe, um ſo den Forderungen der Juweliere zu entſprechen.

Frau von La Mothe erwiederte, die Königin habe den Juwelieren eine vertrauliche Mittheilung gemacht; die Geheimhaltung ſei empfohlen worden; eine Königin, welche bezahle, habe ſchon genug nöthig, ſich zu verbergen, aber ſie ſei hiezu noch ganz anders gezwungen, wenn ſie Credit verlange.

Der Cardinal gab zu, ſie habe Recht, und zu gleicher Zeit fragte er, ob man ſich noch ſeiner guten Abſichten erinnere.

Jeanne entwarf ein ſolches Gemälde von der Dankbarkeit der Königin, daß Herr von Rohan viel mehr als Liebhaber, denn als Unterthan, viel mehr in ſeinem Stolze, als in ſeiner Ergebenheit begeiſtert war.

Jeanne, indem ſie dieſe Unterredung zu ihrem Ziele führte, hatte be[illegible] friedlich nach Hauſe zurückzukehren, ſich mit [illegible]delſteinhändler zu beſprechen, für hundert tauſ[illegible] Thaler Diamanten zu verkaufen und damit nach [illegible]d oder Rußland, freien Ländern, zu entweichen, in denen ſie mit dieſer Summe fünf bis ſechs Jahre reich leben würde, nach deren Ablauf ſie, ohne beunruhigt werden zu können, vortheilhaft, im Einzelnen, den Reſt der Diamanten verkaufen würde.

Doch es gelang nicht Alles nach ihren Wünſchen. Bei den erſten Diamanten, die ſie zwei Kenner ſehen ließ, erſchreckten das Erſtaunen dieſer Menſchen mit den Argusaugen und ihr [illegible]ckhaltendes Benehmen die Verkäuferin. Der [illegible]t verächtliche Summen der Andere gerieth in [illegible]vor den Steinen und ſagte, er habe nie ähnl[illegible]en, wenn nicht in dem Halsband von

Jeanne hi[illegible] b[illegible] unvorſich-

tigkeit in einem ſolchen Fall der Ruin, daß der Ruin der Schandpfahl und ein lebenslängliches Gefängniß waren Sie verſchloß die Diamanten in das tiefſte ihrer Verſtecke und faßte den Entſchluß, ſich mit ſo ſoliden Vertheidigungswaffen, mit ſo ſcharfen Angriffswaffen zu verſehen, daß im Falle eines Krieges diejenigen, welche ſich im Kampfe zeigen würden, zum Voraus verloren wären.

Zwiſchen dem Verlangen des Cardinals, der immer zu erfahren ſuchen würde, zwiſchen den Indiscretionen der Königin, die immer ſich rühmen würde, daß ſie ausgeſchlagen habe, laviren, war eine furchtbare Gefahr. Ein Wort zwiſchen der Königin und dem Cardinal ausgetauſcht, und Alles war entdeckt. Jeanne tröſtete ſich wieder dadurch, daß ſie bedachte, verliebt in die Königin, habe der Cardinal, wie alle Verliebte, eine Binde auf der Stirne und er würde folglich in alle Fallen ſtürzen, die ihm die Liſt unter einem Schatten von Liebe ſtellen würde.

Doch dieſe Falle mußte eine geſchickte Hand ſo bieten, daß die zwei Intereſſirten darin gefangen würden. Entdeckte die Königin den Diebſtahl, ſo durfte ſie es nicht wagen, ſich zu beklagen, entdeckte der Cardinal den Betrug, ſo mußte er ſich verloren fühlen. Es war ein Meiſterſtreich gegen zwei Gegner zu ſpielen, welche zum Voraus die ganze Gallerie für ſich hatten.

Jeanne wich nicht zurück. Sie gehörte zu jenen unerſchrockenen Naturen, welche das Böſe bis zum Heldenmuth, das Gute bis zum Schlimmen treiben. Ein einziger Gedanke beſchäftigte ſie von dieſem Augenblick an, der, eine Zuſammenkunft des Cardinals mit der Königin zu verhindern.

So lange ſie, Jeanne, zwiſchen ihnen ſtünde, war nichts verloren, wechſelten ſie hinter ihr ein Wort, ſo richtete dieſes Wort bei Jeanne das Glück der Zukunft zu Grunde, deſſen Gerüſte auf der Harmloſigkeit der Vergangenheit errichtet war.

„Sie werden ſich nicht mehr ſehen," ſagte ſie. „Nie mehr.

„Aber," warf ſie ein, „der Cardinal wird die Königin wiederſehen wollen; er wird Verſuche zu dieſem Ende machen.

„Warten wir nicht, bis er es verſucht," dachte die Schlaue; „geben wir ihm einen Gedanken ein. Er wolle ſie ſehen; er bitte ſie darum; er compromittire ſich, indem er darum bittet.

„Ja, doch wenn nur er compromittirt iſt?"

Dieſer Gedanke verſetzte ſie in eine ſchmerzliche Verlegenheit.

„Wäre er allein compromittirt, ſo hatte die Königin ihre Zuflucht; ſie ſpricht ſo laut, die Königin; ſie weiß ſo gut den Betrügern eine Larve zu entreißen.

„Was iſt zu thun? Damit die Königin nicht anſchuldigen kann, muß ſie den Mund nicht öffnen können; um dieſen edlen und muthigen Mund zu ſchließen, muß man die Federn deſſelben durch die Initiative einer Anklage niederdrücken.

„Vor einem Gerichte ſeinen Diener eines Diebſtahls zu bezüchtigen, wagt derjenige nicht, der durch ſeinen Diener eines Verbrechens, welches ſo entehrend iſt, als der Diebſtahl, überwieſen werden kann. Wird Herr von Rohan in Beziehung auf die Königin compromittirt, ſo iſt es beinahe ſicher, daß die Königin in Beziehung auf Herrn von Rohan compromittirt werden wird.

„Doch der Zufall nähere einander dieſe zwei Perſonen nicht, in deren Intereſſe es liegt, dieſes Geheimniß zu entdecken."

Jeanne wich Anfangs vor der Unermeßlichkeit des Felſen zurück, den ſie über ihrem Haupte aufgehängt hatte. So keuchend, erſchrocken, angſtvoll, unter der Drohung eines ſolchen Sturzes leben!

Ja, doch wie dieſer Angſt entgehen? Durch die Verbannung, durch die Flucht! durch die Ueberſchaffung

amanten vom Halsband der Königin in ein
Land!
ıftliehen! ein Leichtes. Eine gute Chaiſe bringt
ıche in zehn Stunden zu Wege; der Raum
:em jener koſtbaren Schlafen der Königin; der
:nraum, den der Cardinal zwiſchen ein Abend-
ait ſeinen Freunden und ſein Aufſtehen am
Tag legt. Die Landſtraße entrolle ſich vor
, ſie biete ihr endloſes Pflaſter den brennenden
der Roſſe, das genügt. Jeanne wird in zehn
n frei und unverſehrt ſein.
)ch welches Aergerniß! welche Schmach! Ver-
)en, obgleich frei; in Sicherheit, obgleich geächtet;
iſt keine Frau von Stand mehr, es iſt eine
, eine dem Gerichte Entwichene, welche die Juſtiz
reicht, aber bezeichnet, die das Eiſen des Hen-
weil ſie zu weit entfernt iſt, nicht brandmarkt,
e öffentliche Meinung zermalmt.
:in. Sie wird nicht fliehen. Der Gipfel der
jenheit und der Gipfel der Gewandtheit ſind wie
)ei Spitzen des Atlas, die den Zwillingen der
leichen. Der eine führt zum andern, der eine
ıſelben Werth, wie der andere. Wer den einen
:eht den andern.
anne beſchloß, mit Verwegenheit zu bezahlen
bleiben. Sie beſchloß dies beſonders, als ſie
)glichkeit erſchaut hatte, zwiſchen dem Cardinal
r Königin eine Solidarität der Angſt für den
ſchaffen, wo der Eine oder die Andere wahr-
: wollte, es ſei ein Diebſtahl innerhalb ihrer
: Freundſchaft begangen worden.
anne hatte ſich gefragt, wie viel in zwei Jahren
nſt der Königin und die Liebe des Cardinals
en würden; ſie hatte den Ertrag von dieſen
)lücken zu ſechsmal hundert tauſend Livres ge-
wonach der Ueberdruß, die Ungnade und die

Vernachläſſigung die Gunſt und die Bevorzugung
nen laſſen würden.

„Ich gewinne bei meinem Plane ſieben- bis
mal hundert tauſend Livres,“ ſagte die Gräfin z
ſelbſt.

Man wird ſehen, wie dieſe tiefe Seele de
krümmten Weg zurücklegte, der zur Schande fi
zur Verzweiflung für die Andern auslaufen ſollt

„In Paris bleiben,“ faßte die Gräfin zuſan
„feſten Fußes dem ganzen Spiele der zwei Per
beiwohnen, ſie nur die meinen Intereſſen nützliche
ſpielen laſſen; unter den guten Augenblicken eine
die Flucht günſtigen Augenblick wählen, mag die
von der Königin gegebener Auftrag oder eine Un
ſein, die man im Fluge auffangen würde.

„Den Cardinal verhindern, ſich je mit Mari
toinette zu unterreden.

„Das iſt hauptſächlich die Schwierigkeit, da
von Rohan verliebt iſt, da er Prinz iſt, da er m
Male im Jahr das Recht des Eintritts bei der Kö
hat, und die Königin, coquette, huldigungsſüchtig,
dies dankbar gegen den Cardinal, nicht entfliehen
wenn man ſie aufſucht.

„Das Mittel, dieſe zwei erhabenen Perſon
trennen, wird der Zufall liefern. Man wird di
eigniſſe unterſtützen.

„Nichts wäre ſo gut, ſo geſchickt, als d
Königin den Stolz anzuſtacheln, der die Keuſ
krönt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein
lebhaftes Vordringen des Cardinals die zarte
empfindliche Frau verletzt. Naturen, wie die der
nigin, lieben die Huldigungen, fürchten aber die
griffe und weiſen ſie zurück.

„Ja, das Mittel iſt unfehlbar. Indem man
von Rohan räth, ſich frei zu erklären, wird ma
Geiſte der Königin eine Bewegung des Ekels,

villens bewerkſtelligen, welche für immer, nicht
rſten von der Fürſtin, ſondern den Mann von
nn, das Männchen vom Weibchen trennen wird.
eſem Grunde wird man Waffen gegen den Car-
griffen haben, deſſen Manoeuvres man insgeſammt
ßen Tage der Feindſeligkeiten lähmt.
ut. Doch ich wiederhole, wenn man den Car-
er Königin zuwider macht, wirkt man nur auf
rdinal; man läßt die Tugend der Königin
t, das heißt, man befreit die Prinzeſſin, und man
r jene Freiheit der Sprache, welche jede Anklage
ert und ihr das Gewicht des Anſehens verleiht.
Was man braucht, iſt ein Beweis gegen Herrn
han und die Königin; es iſt ein zweiſchneidiges
t, das rechts und links verwundet, das verwundet,
es aus der Scheide geht, das die Scheide ſelbſt
dend verwundet.
Was man braucht, iſt eine Anklage, welche die
n erbleichen, den Cardinal erröthen machen muß,
beglaubigt, Jeanne, die Vertraute der zwei
chuldigen, von allem Verdachte reinigt. Was
aucht, iſt eine Combination, hinter der Jeanne,
ter Zeit und geeigneten Ortes verſchanzt, ſagen
Klagt mich nicht an, oder ich klage Euch an;
mich nicht zu Grunde, oder ich richte Euch zu
. Laßt mir das Vermögen, ich werde Euch die
ffen.
das lohnt der Mühe, daß man ſucht," dachte die
Gräfin, „und ich werde ſuchen. Meine Zeit
ir von heute an bezahlt."
der That, Frau von La Mothe verſenkte ſich
Polſter, rückte näher zu ihrem von einer mil-
nne beſchienenen Fenſter und ſuchte in Gegen-
ottes mit der Fackel Gottes.

„Wohl! Frau von La Mothe erwiederte mir di zwei Worte: „„Warten Sie.““

„Schriftlich.“

„Nein, Monſeigneur, mündlich. In unſerm Brief baten wir Frau von La Mothe, Sie um eine Audien zu erſuchen und die Königin darauf aufmerkſam z machen, daß der Zahlungstermin herannahe.“

„Das Wort: Warten Sie, war ganz natürlich, ſagte der Cardinal.

„Wir warteten alſo, Monſeigneur, und geſter Abend erhielten wir von der Königin, durch einen ſeh geheimnißvollen Courier, einen Brief.“

„Einen Brief! an Sie, Böhmer?“

„Oder vielmehr eine Verſchreibung in guter Form Monſeigneur.“

„Laſſen Sie ſehen.“

„Oh! ich würde ſie Ihnen zeigen, hätten wi mein Aſſocié und ich, nicht geſchworen, ſie Nieman ſehen zu laſſen.“

„Und warum?“

„Weil dieſe Behutſamkeit uns von der Königi ſelbſt auferlegt worden iſt; beurtheilen Sie, Ihre Ma jeſtät empfiehlt uns Geheimhaltung.“

„Ah! das iſt etwas Anderes; Sie ſind ſehr glück lich, meine Herren Juweliere, daß Sie Briefe von de Königin beſitzen.“

„Für dreizehnmal hundert und fünfzig tauſend L vres, Monſeigneur,“ ſagte kichernd der Juwelier, „ma kann haben . . .“

„Zehn Millionen, und hundert Millionen bezahle gewiſſe Dinge nicht,“ erwiederte der Cardinal mi ſtrengem Tone. „Sie haben alſo gute Garantie?“

„So gut als möglich, Monſeigneur.“

„Die Königin hat die Schuld anerkannt?“

„In gebührender Form.“

„Und macht ſich verbindlich, zu bezahlen . . .“

„In drei Monaten fünfmal hundert tausend Livres; den Rest in einem halben Jahr.“

„Und . . . die Interessen?“

„Oh! Monseigneur, ein Wort Ihrer Majestät verbürgt uns dieselben. „„Machen wir,““ fügt Ihre Majestät voll Güte bei, „„machen wir diese Angelegenheit unter uns ab;““ unter uns, Eure Eminenz begreift die Empfehlung; „„Sie werden keinen Anlaß haben, es zu bereuen.““ Und sie unterzeichnet. Von nun an, sehen Sie, Monseigneur, ist das für mich und meinen Associé eine Ehrensache.“

„Ich bin nun quitt gegen Sie, Herr Böhmer,“ sagte der Cardinal entzückt; „bald ein anderes Geschäft.“

„Wenn uns Eure Eminenz mit Ihrem Vertrauen beehren wird . . .“

„Doch bemerken Sie abermals hierin die Hand dieser liebenswürdigen Gräfin . . .“

„Wir sind Frau von La Mothe sehr dankbar, Monseigneur, und wir haben beschlossen, Herr Bossange und ich, für diese Güte erkenntlich zu sein, wenn uns das Halsband, völlig bezahlt, wieder zu baarem Geld gebracht haben wird.“

„St! st!“ machte der Cardinal, „Sie haben mich nicht begriffen.“

Und er kehrte zu seinem Wagen zurück, geleitet von den Ehrfurchtsbezeigungen des ganzen Hauses.

Man kann nun die Larve aufheben. Für Niemand der Schleier auf der Bildsäule geblieben. Was anne von La Mothe gegen ihre Wohlthäterin gethan, der hat das begriffen, als er sie die Feder des Pamretschreibers Reteaux von Villette entlehnen sah. ne Unruhe bei den Juwelieren, keine Bedenklichkeiten der Königin, keine Zweifel bei dem Cardinal mehr. i Monate sind der Ergründung des Betrugs und Verbrechens gegeben; in diesen drei Monaten wer-

den die unſeligen Früchte hinreichend gereift ſein, daß die ruchloſe Hand ſie pflücken kann.

Jeanne kehrte zu Herrn von Rohan zurück, und dieſer fragte ſie, wie ſich die Königin benommen habe, um ſo den Forderungen der Juweliere zu entſprechen.

Frau von La Mothe erwiederte, die Königin habe den Juwelieren eine vertrauliche Mittheilung gemacht; die Geheimhaltung ſei empfohlen worden; eine Königin, welche bezahle, habe ſchon genug nöthig, ſich zu verbergen, aber ſie ſei hiezu noch ganz anders gezwungen, wenn ſie Credit verlange.

Der Cardinal gab zu, ſie habe Recht, und zu gleicher Zeit fragte er, ob man ſich noch ſeiner guten Abſichten erinnere.

Jeanne entwarf ein ſolches Gemälde von der Dankbarkeit der Königin, daß Herr von Rohan viel mehr als Liebhaber, denn als Unterthan, viel mehr in ſeinem Stolze, als in ſeiner Ergebenheit begeiſtert war.

Jeanne, indem ſie dieſe Unterredung zu ihrem Ziele führte, hatte beſchloſſen, friedlich nach Hauſe zurückzukehren, ſich mit einem Edelſteinhändler zu beſprechen, für hundert tauſend Thaler Diamanten zu verkaufen und damit nach England oder Rußland, freien Ländern, zu entweichen, in denen ſie mit dieſer Summe fünf bis ſechs Jahre reich leben würde, nach deren Ablauf ſie, ohne beunruhigt werden zu können, vortheilhaft, im Einzelnen, den Reſt der Diamanten verkaufen würde.

Doch es gelang nicht Alles nach ihren Wünſchen. Bei den erſten Diamanten, die ſie zwei Kenner ſehen ließ, erſchreckten das Erſtaunen dieſer Menſchen mit den Argusaugen und ihr zurückhaltendes Benehmen die Verkäuferin. Der Eine bot verächtliche Summen der Andere gerieth in Extaſe vor den Steinen und ſagte, er habe nie ähnliche geſehen, wenn nicht in dem Halsband von Böhmer.

Jeanne hielt inne. Sie begriff, daß die Unvorſich-

t in einem ſolchen Fall der Ruin, daß der Ruin
Schandpfahl und ein lebenslängliches Gefängniß
Sie verſchloß die Diamanten in das tiefſte ihrer
ecke und faßte den Entſchluß, ſich mit ſo ſoliden
eidigungswaffen, mit ſo ſcharfen Angriffswaffen
rſehen, daß im Falle eines Krieges diejenigen,
e ſich im Kampfe zeigen würden, zum Voraus
ren wären.
Zwiſchen dem Verlangen des Cardinals, der immer
fahren ſuchen würde, zwiſchen den Indiscretionen
Königin, die immer ſich rühmen würde, daß ſie
ſchlagen habe, laviren, war eine furchtbare Ge-
Ein Wort zwiſchen der Königin und dem Car-
ausgetauſcht, und Alles war entdeckt. Jeanne
e ſich wieder dadurch, daß ſie bedachte, verliebt
Königin, habe der Cardinal, wie alle Verliebte,
Binde auf der Stirne und er würde folglich in
allen ſtürzen, die ihm die Liſt unter einem Schat-
on Liebe ſtellen würde.
Doch dieſe Falle mußte eine geſchickte Hand ſo
, daß die zwei Intereſſirten darin gefangen wür-
Entdeckte die Königin den Diebſtahl, ſo durfte
nicht wagen, ſich zu beklagen, entdeckte der Car-
den Betrug, ſo mußte er ſich verloren fühlen. Es
in Meiſterſtreich gegen zwei Gegner zu ſpielen,
zum Voraus die ganze Gallerie für ſich hatten.
Jeanne wich nicht zurück. Sie gehörte zu jenen
hrockenen Naturen, welche das Böſe bis zum
nmuth, das Gute bis zum Schlimmen treiben.
inziger Gedanke beſchäftigte ſie von dieſem Augen-
an, der, eine Zuſammenkunft des Cardinals mit
önigin zu verhindern.
So lange ſie, Jeanne, zwiſchen ihnen ſtünde, war
verloren, wechſelten ſie hinter ihr ein Wort, ſo
e dieſes Wort bei Jeanne das Glück der Zukunft
runde, deſſen Gerüſte auf der Harmloſigkeit der
ngenheit errichtet war.

„Sie werden ſich nicht mehr ſehen," ſagte ſie. „
mehr.

„Aber," warf ſie ein, „der Cardinal wird
Königin wiederſehen wollen; er wird Verſuche zu
ſem Ende machen.

„Warten wir nicht, bis er es verſucht," dachte
Schlaue; „geben wir ihm einen Gedanken ein.
wolle ſie ſehen; er bitte ſie darum; er compromit
ſich, indem er darum bittet.

„Ja, doch wenn nur er compromittirt iſt?"

Dieſer Gedanke verſetzte ſie in eine ſchmerzl
Verlegenheit.

„Wäre er allein compromittirt, ſo hatte die
nigin ihre Zuflucht; ſie ſpricht ſo laut, die König
ſie weiß ſo gut den Betrügern eine Larve zu entreiß

„Was iſt zu thun? Damit die Königin nicht
ſchuldigen kann, muß ſie den Mund nicht öffnen könn
um dieſen edlen und muthigen Mund zu ſchließen, n
man die Federn deſſelben durch die Initiative ei
Anklage niederdrücken.

„Vor einem Gerichte ſeinen Diener eines Diebſta
zu bezüchtigen, wagt derjenige nicht, der durch ſei
Diener eines Verbrechens, welches ſo entehrend iſt,
der Diebſtahl, überwieſen werden kann. Wird H
von Rohan in Beziehung auf die Königin compron
tirt, ſo iſt es beinahe ſicher, daß die Königin in
ziehung auf Herrn von Rohan compromittirt wer
wird.

„Doch der Zufall nähere einander dieſe z
Perſonen nicht, in deren Intereſſe es liegt, dieſes
heimniß zu entdecken."

Jeanne wich Anfangs vor der Unermeßlichkeit
Felſen zurück, den ſie über ihrem Haupte aufgehä
hatte. So keuchend, erſchrocken, angſtvoll, unter
Drohung eines ſolchen Sturzes leben!

Ja, doch wie dieſer Angſt entgehen? Durch
Verbannung, durch die Flucht! durch die Ueberſchaffu

er Diamanten vom Halsband der Königin in ein rembes Land!

Entfliehen! ein Leichtes. Eine gute Chaise bringt ie Sache in zehn Stunden zu Wege; der Raum on einem jener koſtbaren Schlafen der Königin; der wiſchenraum, den der Cardinal zwiſchen ein Abend= rod mit ſeinen Freunden und ſein Aufſtehen am ndern Tag legt. Die Landſtraße entrolle ſich vor eanne, ſie biete ihr endloſes Pflaſter den brennenden ßen der Roſſe, das genügt. Jeanne wird in zehn Stunden frei und unverſehrt ſein.

Doch welches Aergerniß! welche Schmach! Ver= chwunden, obgleich frei; in Sicherheit, obgleich geächtet; eanne iſt keine Frau von Stand mehr, es iſt eine Diebin, eine dem Gerichte Entwichene, welche die Juſtiz nicht erreicht, aber bezeichnet, die das Eiſen des Hen= ers, weil ſie zu weit entfernt iſt, nicht brandmarkt, ber die öffentliche Meinung zermalmt.

Nein. Sie wird nicht fliehen. Der Gipfel der Verwegenheit und der Gipfel der Gewandtheit ſind wie ene zwei Spitzen des Atlas, die den Zwillingen der Erde gleichen. Der eine führt zum andern, der eine hat denſelben Werth, wie der andere. Wer den einen ieht, ſieht den andern.

Jeanne beſchloß, mit Verwegenheit zu bezahlen nd zu bleiben. Sie beſchloß dies beſonders, als ſie die Möglichkeit erſchaut hatte, zwiſchen dem Cardinal nd der Königin eine Solidarität der Angſt für den Tag zu ſchaffen, wo der Eine oder die Andere wahr= nehmen wollte, es ſei ein Diebſtahl innerhalb ihrer innigen Freundſchaft begangen worden.

Jeanne hatte ſich gefragt, wie viel in zwei Jahren die Gunſt der Königin und die Liebe des Cardinals eintragen würden; ſie hatte den Ertrag von dieſen zwei Glücken zu ſechsmal hundert tauſend Livres ge= ſchätzt, wonach der Ueberdruß, die Ungnade und die

„Sie werden ſich nicht mehr ſehen," ſagte ſie. „Nie mehr.

„Aber," warf ſie ein, „der Cardinal wird die Königin wiederſehen wollen; er wird Verſuche zu dieſem Ende machen.

„Warten wir nicht, bis er es verſucht," dachte die Schlaue; „geben wir ihm einen Gedanken ein. Er wolle ſie ſehen; er bitte ſie darum; er compromittire ſich, indem er darum bittet.

„Ja, doch wenn nur er compromittirt iſt?"

Dieſer Gedanke verſetzte ſie in eine ſchmerzliche Verlegenheit.

„Wäre er allein compromittirt, ſo hatte die Königin ihre Zuflucht; ſie ſpricht ſo laut, die Königin; ſie weiß ſo gut den Betrügern eine Larve zu entreißen.

„Was iſt zu thun? Damit die Königin nicht anſchuldigen kann, muß ſie den Mund nicht öffnen können; um dieſen edlen und muthigen Mund zu ſchließen, muß man die Federn deſſelben durch die Initiative einer Anklage niederdrücken.

„Vor einem Gerichte ſeinen Diener eines Diebſtahls zu bezüchtigen, wagt derjenige nicht, der durch ſeinen Diener eines Verbrechens, welches ſo entehrend iſt, als der Diebſtahl, überwieſen werden kann. Wird Herr von Rohan in Beziehung auf die Königin compromittirt, ſo iſt es beinahe ſicher, daß die Königin in Beziehung auf Herrn von Rohan compromittirt werden wird.

„Doch der Zufall nähere einander dieſe zwei Perſonen nicht, in deren Intereſſe es liegt, dieſes Geheimniß zu entdecken."

Jeanne wich Anfangs vor der Unermeßlichkeit des Felſen zurück, den ſie über ihrem Haupte aufgehängt hatte. So keuchend, erſchrocken, angſtvoll, unter der Drohung eines ſolchen Sturzes leben!

Ja, doch wie dieſer Angſt entgehen? Durch die Verbannung, durch die Flucht! durch die Ueberſchaffung

Diamanten vom Halsband der Königin in ein
›es Land!
Entfliehen! ein Leichtes. Eine gute Chaise bringt
Sache in zehn Stunden zu Wege; der Raum
einem jener koſtbaren Schlafen der Königin; der
chenraum, den der Cardinal zwiſchen ein Abend-
mit ſeinen Freunden und ſein Aufſtehen am
n Tag legt. Die Landſtraße entrolle ſich vor
ne, ſie biete ihr endloſes Pflaſter den brennenden
n der Roſſe, das genügt. Jeanne wird in zehn
iden frei und unverſehrt ſein.
Doch welches Aergerniß! welche Schmach! Ver-
inden, obgleich frei; in Sicherheit, obgleich geächtet;
ne iſt keine Frau von Stand mehr, es iſt eine
in, eine dem Gerichte Entwichene, welche die Juſtiz
erreicht, aber bezeichnet, die das Eiſen des Hen-
weil ſie zu weit entfernt iſt, nicht brandmarkt,
die öffentliche Meinung zermalmt.
Nein. Sie wird nicht fliehen. Der Gipfel der
›egenheit und der Gipfel der Gewandtheit ſind wie
zwei Spitzen des Atlas, die den Zwillingen der
gleichen. Der eine führt zum andern, der eine
›enſelben Werth, wie der andere. Wer den einen
ſieht den andern.
Jeanne beſchloß, mit Verwegenheit zu bezahlen
zu bleiben. Sie beſchloß dies beſonders, als ſie
Möglichkeit erſchaut hatte, zwiſchen dem Cardinal
der Königin eine Solidarität der Angſt für den
zu ſchaffen, wo der Eine oder die Andere wahr-
ien wollte, es ſei ein Diebſtahl innerhalb ihrer
ien Freundſchaft begangen worden.
Jeanne hatte ſich gefragt, wie viel in zwei Jahren
Gunſt der Königin und die Liebe des Cardinals
agen würden; ſie hatte den Ertrag von dieſen
Glücken zu ſechsmal hundert tauſend Livres ge-
t, wonach der Ueberdruß, die Ungnade und die

Vernachläſſigung die Gunſt und die Bevorzugung fühnen laſſen würden.

„Ich gewinne bei meinem Plane ſieben- bis achtmal hundert tauſend Livres,“ ſagte die Gräfin zu ſich ſelbſt.

Man wird ſehen, wie dieſe tiefe Seele den gekrümmten Weg zurücklegte, der zur Schande für ſie, zur Verzweiflung für die Andern auslaufen ſollte.

„In Paris bleiben,“ faßte die Gräfin zuſammen, „feſten Fußes dem ganzen Spiele der zwei Perſonen beiwohnen, ſie nur die meinen Intereſſen nützliche Rolle ſpielen laſſen; unter den guten Augenblicken einen für die Flucht günſtigen Augenblick wählen, mag dies ein von der Königin gegebener Auftrag oder eine Ungnade ſein, die man im Fluge auffangen würde.

„Den Cardinal verhindern, ſich je mit Marie Antoinette zu unterreden.

„Das iſt hauptſächlich die Schwierigkeit, da Herr von Rohan verliebt iſt, da er Prinz iſt, da er mehrere Male im Jahr das Recht des Eintritts bei der Königin hat, und die Königin, coquette, huldigungsſüchtig, überdies dankbar gegen den Cardinal, nicht entfliehen wird, wenn man ſie aufſucht.

„Das Mittel, dieſe zwei erhabenen Perſonen zu trennen, wird der Zufall liefern. Man wird die Ereigniſſe unterſtützen.

„Nichts wäre ſo gut, ſo geſchickt, als bei der Königin den Stolz anzuſtacheln, der die Keuſchheit krönt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein etwas lebhaftes Vordringen des Cardinals die zarte und empfindliche Frau verletzt. Naturen, wie die der Königin, lieben die Huldigungen, fürchten aber die Angriffe und weiſen ſie zurück.

„Ja, das Mittel iſt unfehlbar. Indem man Herrn von Rohan räth, ſich frei zu erklären, wird man im Geiſte der Königin eine Bewegung des Ekels, des

rwillens bewerkſtelligen, welche für immer, nicht Fürſten von der Fürſtin, ſondern den Mann von frau, das Männchen vom Weibchen trennen wird. dieſem Grunde wird man Waffen gegen den Car- ergriffen haben, deſſen Manoeuvres man insgeſammt roßen Tage der Feindſeligkeiten lähmt.

„Gut. Doch ich wiederhole, wenn man den Car- der Königin zuwider macht, wirkt man nur auf Cardinal; man läßt die Tugend der Königin len, das heißt, man befreit die Prinzeſſin, und man ihr jene Freiheit der Sprache, welche jede Anklage htert und ihr das Gewicht des Anſehens verleiht.

„Was man braucht, iſt ein Beweis gegen Herrn kohan und die Königin; es iſt ein zweiſchneidiges ert, das rechts und links verwundet, das verwundet, t es aus der Scheide geht, das die Scheide ſelbſt nelbend verwundet.

„Was man braucht, iſt eine Anklage, welche die gin erbleichen, den Cardinal erröthen machen muß, e, beglaubigt, Jeanne, die Vertraute der zwei ſchuldigen, von allem Verdachte reinigt. Was braucht, iſt eine Combination, hinter der Jeanne, chter Zeit und geeigneten Ortes verſchanzt, ſagen

Klagt mich nicht an, oder ich klage Euch an; t mich nicht zu Grunde, oder ich richte Euch zu de. Laßt mir das Vermögen, ich werde Euch die laſſen.

„Das lohnt der Mühe, daß man ſucht,“ dachte die ſe Gräfin, „und ich werde ſuchen. Meine Zeit mir von heute an bezahlt.“

In der That, Frau von La Mothe verſenkte ſich te Polſter, rückte näher zu ihrem von einer mil- Sonne beſchienenen Fenſter und ſuchte in Gegen- Gottes mit der Fackel Gottes.

LXI.

Die Gefangene.

Während dieser geistigen Bewegungen der Grä
während ihrer Träumerei, ereignete sich eine Sc
anderer Art in der Rue Saint-Claude, dem von Jea
bewohnten Hause gegenüber.

Herr von Cagliostro hatte, wie man sich erinn
in das ehemalige Hotel von Balsamo die flüchtige,
der Polizei von Herrn von Crosne verfolgte Ol
einquartiert.

Sehr in Angst, hatte Mlle. Oliva mit Freu
die Gelegenheit, zugleich der Polizei und Beaufire
entfliehen, angenommen; sie lebte also zurückgezog
verborgen, zitternd in der geheimnißvollen Wohnu
welche so viele furchtbare Dramen, ach! furchtbar
als das tragi-komische Abenteuer von Mlle. Nic
Legay, beherbergt hatte.

Cagliostro hatte jede Fürsorge, jede Zuvorkomm
heit für sie gehabt; es kam der jungen Frau süß v
von diesem vornehmen Herrn beschützt zu werden,
nichts verlangte, aber viel zu hoffen schien.

Und was hoffte er? das fragte sich umsonst
Klausnerin.

Für Mlle. Oliva war Herr von Cagliostro,
Beaufire gebändigt und über die Polizeiagenten gesi
hatte, ein rettender Gott. Er war auch ein sehr v
liebter Liebhaber, da er respectirte.

Denn die Eitelkeit von Oliva erlaubte ihr nic
zu glauben, Cagliostro habe eine andere Absicht
ihr, als sie eines Tages zu seiner Geliebten zu mach
Es ist eine Tugend für die Frauen, welche ke
haben, zu glauben, man könne sie ehrfurchtsvoll lieb
Das Herz ist sehr verwelkt, sehr dürr, sehr todt, d
nicht mehr auf die Liebe zählt, und auf die Achtu
welche der Liebe folgt.

Oliva baute Luftſchlöſſer in der Tiefe ihrer Behauſung in der Rue Saint-Claude, chimäriſche Schlöſſer, worin, man muß es geſtehen, der arme Beauſire ſelten ſeinen Platz fand.

Wenn ſie am Morgen, geſchmückt mit allen Annehmlichkeiten, womit Caglioſtro ihr Ankleidecabinet ausgeſtattet hatte, die vornehme Dame ſpielte und die Nuancen der Rolle von Celimene durchging, lebte ſie nur für die Stunde des Tags, zu der Caglioſtro zweimal in der Woche kam, um ſich zu erkundigen, ob ſie das Leben leicht ertrage.

In ihrem ſchönen Salon, inmitten eines wirklichen Luxus und eines verſtändigen Luxus, geſtand dann die kleine Creatur berauſcht ſich ſelbſt, Alles in ihrem vergangenen Leben ſei Täuſchung, Irrthum geweſen; im Widerſpruche mit der Behauptung des Moraliſten: Die Tugend macht das Glück, ſei es das Glück, was unfehlbar die Tugend mache.

Leider fehlte es bei der Zuſammenſetzung dieſes Glücks an einem für ſeine Dauer unerläßlichen Element.

Oliva war glücklich, aber Oliva langweilte ſich.

Bücher, Gemälde, muſikaliſche Inſtrumente hatten ſie nicht hinreichend zerſtreut. Die Bücher waren nicht alt genug, oder die, welche es waren, hatte ſie zu ſchnell geleſen. Die Gemälde ſind immer daſſelbe, wenn man ſie einmal angeſchaut hat, — Oliva urtheilt, und recht wir, — und die muſikaliſchen Inſtrumente haben nur einen Schrei und nie eine Stimme für die unſichtbare Hand, die ihnen anliegt.

Es iſt nicht zu leugnen, Oliva langweilte ſich bald ſehr ſam bei ihrem Glück, und oft ſehnte ſie ſich unter ihnen nach jenen guten, kleinen, am Fenſter in der Dauphine zugebrachten Morgen zurück, da ſie, die Füße mit ihren Blicken magnetiſirend, den Kopf Vorübergehenden ſich erheben machte.

Und welche ſüße Spaziergänge im Quartier Saint-Germain, als, indem der zierliche Pantoffel auf

seinen Absätzen um zwei Zoll einen Fuß von einer wollüstigen Biegung erhöhte, jeder Schritt der Wandlerin ein Triumph war und den Bewunderern einen kleinen Schrei der Angst, wenn er ausglitschte, oder des Verlangens, wenn sich nach dem Fuß das Bein zeigte, entriß.

Das dachte die eingeschlossene Nicole. »Allerdings waren die Agenten des Herrn Polizeilieutenants furchtbare Leute, allerdings hatte das Hospital, in dem die Weiber in einer schmutzigen Gefangenschaft ersticken, nicht den Werth der ephemeren und glänzenden Einkerkerung der Rue Saint-Claude. Doch wozu würde es dienen, Frau zu sein und das Recht der Frauen zu haben, wenn man nicht zuweilen gegen das Gute aufstünde, um es in Böses zu verwandeln, oder wenigstens in Träume?

Und dann wird bald Alles schwarz für denjenigen, welcher sich langweilt. Nicole bedauerte die Abwesenheit von Beaufire, nachdem sie den Verlust ihrer Freiheit beklagt hatte. Gestehen wir, daß nichts in der Welt die Frauen ändert seit der Zeit, wo die Töchter Judä am Vorabend einer Liebesheirath ihre Jungfrauschaft auf dem Berge beweinten.

Wir sind zu einem Tage der Trauer, der Gereiztheit gelangt, an welchem Oliva, seit zwei Wochen jeder Gesellschaft, jedes Anblicks beraubt, in die traurigste Periode des Uebels der Langweile eintrat.

Nachdem sie Alles erschöpft, da sie es weder wagte, an das Fenster zu treten, noch auszugehen, fing sie an den Appetit des Magens zu verlieren, aber nicht den der Einbildungskraft, der im Gegentheil in demselben Maße sich verdoppelte, in welchem der andere abnahm.

In diesem Augenblick moralischer Aufregung erhielt sie einen an diesem Tage unerwarteten Besuch von Cagliostro.

Er trat, wie dies seine Gewohnheit war, durch

tere Thüre des Hotel ein, ging durch den neu
ten Garten in die Höfe und klopfte an die
der Wohnung von Oliva.
er Schläge, in bestimmten Zwischenräumen gethan,
das verabredete Zeichen, daß die junge Frau die
zurückzog, welche sie als Sicherheit zwischen
einem mit Schlüsseln versehenen Besuche for-
müssen geglaubt hatte.
iva dachte, die Vorsichtsmaßregeln seien nicht
g, um eine Tugend zu bewahren, die sie bei
Gelegenheiten lästig fand.
dem von Cagliostro gegebenen Signal öffnete
Riegel mit einer Geschwindigkeit, welche für
ürfniß, eine Unterredung zu haben, zeugte.
haft wie eine Pariser Grisette, eilte sie den
en des edlen Kerkermeisters entgegen, ergriff
inde, mehr, um ihn zu kneipen, als um ihn zu
n, und rief mit einer gereizten, heisern, abge-
Stimme:
kein Herr, ich langweile mich; erfahren Sie das."
gliostro schaute sie mit einer leichten Kopfbewe-
n.
ie langweilen sich," sagte er, während er die
wieder schloß, „ach! meine Liebe, das ist ein
s Uebel."
h mißfalle mir hier. Ich sterbe hier."
ahrhaftig!"
n, ich habe schlimme Gedanken."
n! Ja!" machte der Graf, indem er sie besänftigte,
n einen Pudel besänftigt, „wenn Sie sich nicht
h bei mir fühlen, so grollen Sie mir darum
n sehr. Bewahren Sie all Ihren Zorn für
rn Polizeilieutenant, der Ihr Feind ist."
ie bringen mich in Verzweiflung mit Ihrer
tigkeit," sagte Oliva. „Ein guter Zorn, ein
sen ist mir lieber, als eine solche Sanftheit;

Sie finden das Mittel, mich zu beruhigen und das macht mich toll vor Wuth."

„Gestehen Sie, daß Sie ungerecht sind," erwiederte Cagliostro, indem er sich fern von ihr mit jener Affectation von Achtung oder von Gleichgültigkeit niedersetzte, die ihm so gut bei Oliva gelang.

„Sie sprechen sehr nach Ihrem Gefallen, Sie," sagte Oliva, „Sie gehen, Sie kommen, Sie athmen, Ihr Leben besteht aus einer Anzahl von Vergnügungen, die Sie sich wählen; ich vegetire in dem Raum, den Sie begrenzt haben; ich athme nicht, ich zittere. Ich erkläre Ihnen, mein Herr, daß mir Ihr Beistand unnütz ist, wenn er mich nicht zu sterben hindert."

„Sterben! Sie!" versetzte lächelnd der Graf, „gehen Sie doch!"

„Ich sage Ihnen, daß Sie sich sehr schlecht gegen mich benehmen; Sie vergessen, daß ich tief, leidenschaftlich Einen liebe."

„Herrn Beaufire?"

„Ja, Beaufire. Ich liebe ihn, sage ich Ihnen. Ich denke, ich habe es Ihnen nie verborgen. Sie konnten sich nicht einbilden, ich würde meinen theuren Beaufire vergessen?"

„Ich habe es so wenig gedacht, daß ich Allem aufbot, um Nachricht von ihm zu erhalten, und ich bringe Ihnen."

„Ah!" machte Oliva.

„Herr von Beaufire," fuhr Cagliostro fort, „ist ein reizender Junge."

„Bei Gott!" rief Oliva, welche nicht sah, wohin man sie führte.

„Jung und hübsch."

„Nicht wahr?"

„Voll Einbildungskraft."

„Voll Feuer . . . Ein wenig brutal gegen mich. Doch . . . wer gut liebt, züchtigt gut."

„Sie ſprechen goldene Worte. Sie haben ebenſo viel Gemüth, als Geiſt, ebenſo viel Geiſt, als Schönheit, und ich, der ich das weiß, der ich mich für jede Schönheit der Welt intereſſire, — das iſt eine Manie, — ich habe daran gedacht, Sie Beaufire näher zu bringen.“

„Das war vor einem Monat nicht Ihre Idee,“ ſagte Oliva mit einer gezwungenen Miene lächelnd.

„Hören Sie doch, mein liebes Kind, jeder galante Mann, der eine hübſche Perſon ſieht, ſucht ihr zu gefallen, wenn er frei iſt, wie ich es bin. Sie werden jedoch geſtehen, daß, wenn ich Ihnen ein Bischen den Hof gemacht habe, dies nicht lange gedauert, nicht ſo?“

„Das iſt wahr,“ erwiederte Oliva in demſelben Ton, „höchſtens eine Viertelſtunde.“

„Es war ſehr natürlich, daß ich abließ, da ich ſah, wie ſehr Sie Herrn von Beaufire liebten.“

„Oh! ſpotten Sie meiner nicht.“

„Nein, auf Ehre; Sie haben mir ſehr widerſtanden.“

„Oh! nicht wahr?“ rief Oliva, entzückt, auf friſcher That des Widerſtands ertappt worden zu ſein. „Ja, geſtehen Sie, daß ich widerſtanden habe.“

„Das war die Folge Ihrer Liebe,“ bemerkte Caglioſtro phlegmatiſch.

„Doch die Ihrige,“ entgegnete Oliva, „ſie war nicht ſehr zähe.“

„Ich bin weder alt genug, noch häßlich genug, noch dumm genug, noch arm genug, um die Weigerungen oder die Chancen einer Niederlage zu ertragen, Mademoiſelle; Sie hätten ſtets Herrn von Beaufire mir vorgezogen, das habe ich gefühlt, und ich habe meinen Entſchluß gefaßt.“

„Ah! nein, nein!“ rief die Coquette. „Das herrliche Bündniß, das Sie mir vorgeſchlagen, Sie wiſſen wohl, das Recht, mir den Arm zu geben, mich zu beſuchen, mir in allen Ehren den Hof zu machen, war das nicht ein kleiner Reſt von Hoffnung?“

Und indem ſie dieſe Worte ſprach, verſengte die

Treuloſe mit ihren zu lange müßig geweſenen Augen den Beſuch, der ſich in der Falle gefangen hatte.

„Ich muß es bekennen,“ erwiederte Caglioſtro, „Sie ſind von einem Scharfſinne, dem nichts widerſteht.“

Und er ſtellte ſich, als ſchlüge er die Augen nieder, um nicht von dem doppelten Flammenſtrom verzehrt zu werden, der aus den Blicken von Oliva hervorſprang.

„Kommen wir auf Beauſire zurück,“ ſagte ſie, gereizt durch die Unbeweglichkeit des Grafen; „was macht er, wo iſt er, der theure Freund?“

Da ſchaute ſie Caglioſtro mit einem Reſte von Schüchternheit an und erwiederte:

„Ich ſagte, ich habe Sie mit ihm vereinigen wollen.“

„Nein, Sie ſagten das nicht,“ murmelte ſie mit Verachtung; „doch da ſie es mir ſagen, ſo nehme ich es für geſagt an. Fahren Sie fort. Warum haben Sie ihn nicht gebracht? Das wäre liebreich geweſen. Er iſt frei, er . . .“

„Weil,“ antwortete Caglioſtro, ohne ſich über dieſe Ironie zu wundern, „weil Herr von Beauſire, der iſt wie Sie, der zu viel Geiſt beſitzt, ſich auch eine kleine Angelegenheit mit der Polizei gemacht hat.“

„Auch!“ rief Oliva erbleichend, denn diesmal erkannte ſie das Gepräge der Wahrheit.

„Auch,“ wiederholte Caglioſtro artig.

„Was hat er gemacht?“ ſtammelte die junge Frau.

„Einen reizenden Schelmenſtreich, ein äußerſt geiſtreiches Stückchen, ich nenne das einen drolligen Einfall; aber die verdrießlichen Leute, Herr von Crosne zum Beiſpiel, Sie wiſſen, wie ſchwerfällig er iſt, dieſer Herr von Crosne; nun! ſie nennen das einen Diebſtahl.“

„Ein Diebſtahl!“ rief Oliva erſchrocken; „mein Gott!“

„Ah! ein hübſcher Diebſtahl! das beweiſt, wie viel Geſchmack dieſer arme Beauſire für ſchöne Dinge hat.“

„Mein Herr ... mein Herr ... er iſt verhaftet?“

„Nein, doch er iſt ſignaliſirt.“

„Sie ſchwören mir, daß er nicht verhaftet iſt, daß er keine Gefahr läuft?“

„Ich kann Ihnen wohl ſchwören, daß er nicht verhaftet iſt; was aber den zweiten Punkt betrifft, da bekommen Sie mein Wort nicht. Sie fühlen, mein liebes Kind, daß man, wenn man ſignaliſirt iſt, verfolgt oder wenigſtens aufgeſucht wird, und daß Herr von Beauſire mit ſeiner Geſtalt, mit ſeiner Haltung, mit allen ſeinen wohlbekannten Eigenſchaften, wenn er ſich zeigte, ſogleich von den Leithunden von Herrn von Crosne gewittert würde. Bedenken Sie ein wenig, welchen Netzzug Herr von Crosne machen würde ... Sie durch Herrn von Beauſire, und Herrn von Beauſire durch Sie feſtnehmen ...“

„Oh! ja, ja, er muß ſich verbergen! Armer Junge! Ich will mich auch verbergen. Laſſen Sie mich aus Frankreich fliehen, mein Herr. Suchen Sie mir dieſen Dienſt zu leiſten; denn ſehen Sie, eingeſchloſſen, erſtickt, würde ich hier nicht dem Verlangen widerſtehen, eines Tages eine Unvorſichtigkeit zu begehen.“

„Was nennen Sie Unvorſichtigkeit, meine Liebe?“

„Mich zeigen, mir ein wenig Luft geben.“

„Uebertreiben Sie nicht, meine Freundin. Sie ſind ſchon ganz bleich, und Sie werden am Erde Ihre ſchöne Geſundheit verlieren. Herr von Beauſire würde ſie nicht mehr lieben. Nein, nehmen Sie ſo viel Luft, als Sie wollen, bewirthen Sie ſich damit, daß Sie einige menſchliche Geſtalten vorübergehen ſehen.“

„Oh! rief Oliva, „nun ſind Sie gegen mich aufgebracht, und Sie werden mich auch verlaſſen. Ich bin Ihnen vielleicht beſchwerlich?“

LXI.

Die Gefangene.

Während dieſer geiſtigen Bewegungen der Gräfin, während ihrer Träumerei, ereignete ſich eine Scene anderer Art in der Rue Saint-Claude, dem von Jeanne bewohnten Hauſe gegenüber.

Herr von Caglioſtro hatte, wie man ſich erinnert, in das ehemalige Hotel von Balſamo die flüchtige, von der Polizei von Herrn von Crosne verfolgte Oliva einquartiert.

Sehr in Angſt, hatte Mlle. Oliva mit Freuden die Gelegenheit, zugleich der Polizei und Beauſire zu entfliehen, angenommen; ſie lebte alſo zurückgezogen, verborgen, zitternd in der geheimnißvollen Wohnung, welche ſo viele furchtbare Dramen, ach! furchtbarer, als das tragi-komiſche Abenteuer von Mlle. Nicole Legay, beherbergt hatte.

Caglioſtro hatte jede Fürſorge, jede Zuvorkommenheit für ſie gehabt; es kam der jungen Frau ſüß vor, von dieſem vornehmen Herrn beſchützt zu werden, der nichts verlangte, aber viel zu hoffen ſchien.

Und was hoffte er? das fragte ſich umſonſt die Klausnerin.

Für Mlle. Oliva war Herr von Caglioſtro, der Beauſire gebändigt und über die Polizeiagenten geſiegt hatte, ein rettender Gott. Er war auch ein ſehr verliebter Liebhaber, da er reſpectirte.

Denn die Eitelkeit von Oliva erlaubte ihr nicht, zu glauben, Caglioſtro habe eine andere Abſicht mit ihr, als ſie eines Tages zu ſeiner Geliebten zu machen.

Es iſt eine Tugend für die Frauen, welche keine haben, zu glauben, man könne ſie ehrfurchtsvoll lieben. Das Herz iſt ſehr verwelkt, ſehr dürr, ſehr todt, das nicht mehr auf die Liebe zählt, und auf die Achtung, welche der Liebe folgt.

Oliva baute Luftſchlöſſer in der Tiefe ihrer Behauſung in der Rue Saint-Claude, chimäriſche Schlöſſer, worin, man muß es geſtehen, der arme Beauſire ſelten ſeinen Platz fand.

Wenn ſie am Morgen, geſchmückt mit allen Annehmlichkeiten, womit Caglioſtro ihr Ankleidecabinet ausgeſtattet hatte, die vornehme Dame ſpielte und die Nuancen der Rolle von Celimene durchging, lebte ſie nur für die Stunde des Tags, zu der Caglioſtro zweimal in der Woche kam, um ſich zu erkundigen, ob ſie das Leben leicht ertrage.

In ihrem ſchönen Salon, inmitten eines wirklichen Luxus und eines verſtändigen Luxus, geſtand dann die kleine Creatur berauſcht ſich ſelbſt, Alles in ihrem vergangenen Leben ſei Täuſchung, Irrthum geweſen; im Widerſpruche mit der Behauptung des Moraliſten: Die Tugend macht das Glück, ſei es das Glück, was unfehlbar die Tugend mache.

Leider fehlte es bei der Zuſammenſetzung dieſes Glückes an einem für ſeine Dauer unerläßlichen Element.

Oliva war glücklich, aber Oliva langweilte ſich.

Bücher, Gemälde, muſikaliſche Inſtrumente hatten ſie nicht hinreichend zerſtreut. Die Bücher waren nicht frei genug, oder die, welche es waren, hatte ſie zu ſchnell geleſen. Die Gemälde ſind immer daſſelbe, wenn man ſie einmal angeſchaut hat, — Oliva urtheilt, und nicht wir, — und die muſikaliſchen Inſtrumente haben nur einen Schrei und nie eine Stimme für die unwiſſende Hand, die ihnen anliegt.

Es iſt nicht zu leugnen, Oliva langweilte ſich bald grauſam bei ihrem Glück, und oft ſehnte ſie ſich unter Thränen nach jenen guten, kleinen, am Fenſter in der Rue Dauphine zugebrachten Morgen zurück, da ſie, die Straße mit ihren Blicken magnetiſirend, den Kopf aller Vorübergehenden ſich erheben machte.

Und welche ſüße Spaziergänge im Quartier Saint-Germain, als, indem der zierliche Pantoffel auf

seinen Absätzen um zwei Zoll einen Fuß von einer wollüstigen Biegung erhöhte, jeder Schritt der Wandlerin ein Triumph war und den Bewunderern einen kleinen Schrei der Angst, wenn er ausglitschte, oder des Verlangens, wenn sich nach dem Fuß das Bein zeigte, entriß.

Das dachte die eingeschlossene Nicole. Allerdings waren die Agenten des Herrn Polizeilieutenants furchtbare Leute, allerdings hatte das Hospital, in dem die Weiber in einer schmutzigen Gefangenschaft ersticken, nicht den Werth der ephemeren und glänzenden Einkerkerung der Rue Saint-Claude. Doch wozu würde es dienen, Frau zu sein und das Recht der Frauen zu haben, wenn man nicht zuweilen gegen das Gute aufstünde, um es in Böses zu verwandeln, oder wenigstens in Träume?

Und dann wird bald Alles schwarz für denjenigen, welcher sich langweilt. Nicole bedauerte die Abwesenheit von Beaufire, nachdem sie den Verlust ihrer Freiheit beklagt hatte. Gestehen wir, daß nichts in der Welt die Frauen ändert seit der Zeit, wo die Töchter Judä am Vorabend einer Liebesheirath ihre Jungfrauschaft auf dem Berge beweinten.

Wir sind zu einem Tage der Trauer, der Gereiztheit gelangt, an welchem Oliva, seit zwei Wochen jeder Gesellschaft, jedes Anblicks beraubt, in die traurigste Periode des Uebels der Langweile eintrat.

Nachdem sie Alles erschöpft, da sie es weder wagte, an das Fenster zu treten, noch auszugehen, fing sie an den Appetit des Magens zu verlieren, aber nicht den der Einbildungskraft, der im Gegentheil in demselben Maße sich verdoppelte, in welchem der andere abnahm.

In diesem Augenblick moralischer Aufregung erhielt sie einen an diesem Tage unerwarteten Besuch von Cagliostro.

Er trat, wie dies seine Gewohnheit war, durch

die hintere Thüre des Hotel ein, ging durch den neu angelegten Garten in die Höfe und klopfte an die Läden der Wohnung von Oliva.

Vier Schläge, in bestimmten Zwischenräumen gethan, waren das verabredete Zeichen, daß die junge Frau die Riegel zurückzog, welche sie als Sicherheit zwischen ihr und einem mit Schlüsseln versehenen Besuche fordern zu müssen geglaubt hatte.

Oliva dachte, die Vorsichtsmaßregeln seien nicht unnöthig, um eine Tugend zu bewahren, die sie bei gewissen Gelegenheiten lästig fand.

Bei dem von Cagliostro gegebenen Signal öffnete sie die Riegel mit einer Geschwindigkeit, welche für ihr Bedürfniß, eine Unterredung zu haben, zeugte.

Lebhaft wie eine Pariser Grisette, eilte sie den Schritten des edlen Kerkermeisters entgegen, ergriff seine Hände, mehr, um ihn zu kneipen, als um ihn zu liebkosen, und rief mit einer gereizten, heisern, abgestoßenen Stimme:

„Mein Herr, ich langweile mich; erfahren Sie das."

Cagliostro schaute sie mit einer leichten Kopfbewegung an.

„Sie langweilen sich," sagte er, während er die Thüre wieder schloß, „ach! meine Liebe, das ist ein häßliches Uebel."

„Ich mißfalle mir hier. Ich sterbe hier."

„Wahrhaftig!"

„Ja, ich habe schlimme Gedanken."

„La! la!" machte der Graf, indem er sie besänftigte, wie man einen Pudel besänftigt, „wenn Sie sich nicht behaglich bei mir fühlen, so grollen Sie mir darum nicht zu sehr. Bewahren Sie all Ihren Zorn für den Herrn Polizeilieutenant, der Ihr Feind ist."

„Sie bringen mich in Verzweiflung mit Ihrer Kaltblütigkeit," sagte Oliva. „Ein guter Zorn, ein Aufbrausen ist mir lieber, als eine solche Sanftheit;

Sie finden das Mittel, mich zu beruhigen und das macht mich toll vor Wuth."

„Gestehen Sie, daß Sie ungerecht sind," erwiederte Cagliostro, indem er sich fern von ihr mit jener Affectation von Achtung oder von Gleichgültigkeit niedersetzte, die ihm so gut bei Oliva gelang.

„Sie sprechen sehr n[illegible] Ihrem Gefallen, Sie," sagte Oliva, „Sie gehen. [illegible]e kommen, Sie athmen, Ihr Leben besteht aus e[illegible]zahl von Vergnügungen, die Sie sich wählen; i[illegible]tire in dem Raum, den Sie begrenzt haben; ich a[illegible]e nicht, ich zittere. Ich erkläre Ihnen, mein Herr, daß mir Ihr Beistand unnütz ist, wenn er mich nicht zu sterben hindert."

„Sterben! Sie!" versetzte lächelnd der Graf, „gehen Sie doch!"

„Ich sage Ihnen, daß Sie sich sehr schlecht gegen mich benehmen; Sie vergessen, daß ich tief, leidenschaftlich Einen liebe."

„Herrn Beausire?"

„Ja, Beausire. Ich liebe ihn, sage ich Ihnen. Ich denke, ich habe es Ihnen nie verborgen. Sie konnten sich nicht einbilden, ich würde meinen theuren Beausire vergessen?"

„Ich habe es so wenig gedacht, daß ich Allem aufbot, um Nachricht von [illegible]m zu erhalten, und ich bringe Ihnen."

„Ah!" machte Oliva.

„Herr von Beausire," fuhr Cagliostro fort, „ist ein reizender Junge."

„Bei Gott!" rief Oliva, welche nicht sah, wohin man sie führte.

„Jung und hübsch."

„Nicht wahr?"

„Voll Einbildungskraft."

„Voll Feuer . . . Ein wenig brutal gegen mich. Doch . . . wer gut liebt, züchtigt gut."

„Sie sprechen goldene Worte. Sie haben ebenso viel Gemüth, als Geist, ebenso viel Geist, als Schönheit, und ich, der ich das weiß, der ich mich für jede Schönheit der Welt interessire, — das ist eine Manie, — ich habe daran gedacht, Sie Beaufire näher zu bringen."

„Das war vor einem Monat nicht Ihre Idee," sagte Oliva mit einer gezwungenen Miene lächelnd.

„Hören Sie doch, mein liebes Kind, jeder galante Mann, der eine hübsche Person sieht, sucht ihr zu gefallen, wenn er frei ist, wie ich es bin. Sie werden jedoch gestehen, daß, wenn ich Ihnen ein Bischen den Hof gemacht habe, dies nicht lange gedauert, nicht so?"

„Das ist wahr," erwiederte Oliva in demselben Ton, „höchstens eine Viertelstunde."

„Es war sehr natürlich, daß ich abließ, da ich sah, wie sehr Sie Herrn von Beaufire liebten."

„Oh! spotten Sie meiner nicht."

„Nein, auf Ehre; Sie haben mir sehr widerstanden."

„Oh! nicht wahr?" rief Oliva, entzückt, auf frischer That des Widerstands ertappt worden zu sein. „Ja, gestehen Sie, daß ich widerstanden habe."

„Das war die Folge Ihrer Liebe," bemerkte Cagliostro phlegmatisch.

„Doch die Ihrige," entgegnete Oliva, „sie war nicht sehr zähe."

„Ich bin weder alt genug, noch häßlich genug, noch dumm genug, noch arm genug, um die Weigerungen oder die Chancen einer Niederlage zu ertragen, Mademoiselle; Sie hätten stets Herrn von Beaufire mir vorgezogen, das habe ich gefühlt, und ich habe meinen Entschluß gefaßt."

„Ah! nein, nein!" rief die Coquette. „Das herrliche Bündniß, das Sie mir vorgeschlagen, Sie wissen wohl, das Recht, mir den Arm zu geben, mich zu besuchen, mir in allen Ehren den Hof zu machen, war das nicht ein kleiner Rest von Hoffnung?"

Und indem sie diese Worte sprach, versengte die

Treuloſe mit ihren zu lange müßig geweſenen 2
den Beſuch, der ſich in der Falle gefangen hatte.

„Ich muß es bekennen,“ erwiederte Cagli
„Sie ſind von einem Scharfſinne, dem nichts v
ſteht.“

Und er ſtellte ſich, als ſchlüge er die Augen n
um nicht von dem doppelten Flammenſtrom verzeh
werden, der aus den Blicken von Oliva hervorſp

„Kommen wir auf Beauſire zurück,“ ſagte ſi
reizt durch die Unbeweglichkeit des Grafen; „was
er, wo iſt er, der theure Freund?“

Da ſchaute ſie Caglioſtro mit einem Reſt
Schüchternheit an und erwiederte:

„Ich ſagte, ich habe Sie mit ihm verei
wollen.“

„Nein, Sie ſagten das nicht,“ murmelte ſi
Verachtung; „doch da ſie es mir ſagen, ſo nehm
es für geſagt an. Fahren Sie fort. Warum
Sie ihn nicht gebracht? Das wäre liebreich ge
Er iſt frei, er . . .“

„Weil,“ antwortete Caglioſtro, ohne ſich über
Ironie zu wundern, „weil Herr von Beauſire, d
wie Sie, der zu viel Geiſt beſitzt, ſich auch eine
Angelegenheit mit der Polizei gemacht hat.“

„Auch!“ rief Oliva erbleichend, denn diesm
kannte ſie das Gepräge der Wahrheit.

„Auch,“ wiederholte Caglioſtro artig.

„Was hat er gemacht?“ ſtammelte die junge

„Einen reizenden Schelmenſtreich, ein ä
geiſtreiches Stückchen, ich nenne das einen dro
Einfall; aber die verdrießlichen Leute, Herr von C
zum Beiſpiel, Sie wiſſen, wie ſchwerfällig er iſt,
Herr von Crosne; nun! ſie nennen das einen
ſtahl.“

„Ein Diebſtahl!“ rief Oliva erſchrocken;
Gott!“

„Ah! ein hübſcher Diebſtahl! das beweiſt, wie viel Geſchmack dieſer arme Beauſire für ſchöne Dinge hat.“

„Mein Herr ... mein Herr ... er iſt verhaftet?“

„Nein, doch er iſt ſignaliſirt.“

„Sie ſchwören mir, daß er nicht verhaftet iſt, daß er keine Gefahr läuft?“

„Ich kann Ihnen wohl ſchwören, daß er nicht verhaftet iſt; was aber den zweiten Punkt betrifft, da bekommen Sie mein Wort nicht. Sie fühlen, mein liebes Kind, daß man, wenn man ſignaliſirt iſt, verfolgt oder wenigſtens aufgeſucht wird, und daß Herr von Beauſire mit ſeiner Geſtalt, mit ſeiner Haltung, mit allen ſeinen wohlbekannten Eigenſchaften, wenn er ſich zeigte, ſogleich von den Leithunden von Herrn von Crosne gewittert würde. Bedenken Sie ein wenig, welchen Netzzug Herr von Crosne machen würde ... Sie durch Herrn von Beauſire, und Herrn von Beauſire durch Sie feſtnehmen ...“

„Oh! ja, ja, er muß ſich verbergen! Armer Junge! Ich will mich auch verbergen. Laſſen Sie mich aus Frankreich fliehen, mein Herr. Suchen Sie mir dieſen Dienſt zu leiſten; denn ſehen Sie, eingeſchloſſen, erſtickt, würde ich hier nicht dem Verlangen widerſtehen, eines Tages eine Unvorſichtigkeit zu begehen.“

„Was nennen Sie Unvorſichtigkeit, meine Liebe?“

„Mich zeigen, mir ein wenig Luft geben.“

„Uebertreiben Sie nicht, meine Freundin. Sie ſind ſchon ganz bleich, und Sie werden am Ende Ihre ſchöne Geſundheit verlieren. Herr von Beauſire würde ſie nicht mehr lieben. Nein, nehmen Sie ſo viel Luft, als Sie wollen, bewirthen Sie ſich damit, daß Sie einige menſchliche Geſtalten vorübergehen ſehen.“

„Oh! rief Oliva, „nun ſind Sie gegen mich aufgebracht, und Sie werden mich auch verlaſſen. Ich bin Ihnen vielleicht beſchwerlich?“

„Ich! ſind Sie toll? Warum ſollten Sie mir beſchwerlich ſein?“ ſprach der Graf mit einem eiſigen Ernſt.

„Weil . . . ein Mann, der Geſchmack für eine Frau hat, ein ſo bedeutender Mann, wie Sie, ein ſo ſchöner Herr, wie Sie es ſind, berechtigt iſt, in Zorn zu gerathen, Ekel zu bekommen, ſelbſt wenn eine Tolle, wie ich, ihn abweiſt. Oh! verlaſſen Sie mich nicht, richten Sie mich nicht zu Grunde, faſſen Sie keinen Haß gegen mich, mein Herr!“ rief die junge Frau.

Und eben ſo erſchrocken, als ſie coquette geweſen war, ſchlang ſie ihren Arm um den Hals von Caglioſtro.

„Arme Kleine!“ ſagte dieſer, indem er einen keuſchen Kuß auf die Stirne von Oliva hauchte, „wie ſie bange hat! Haben Sie keine ſo abſcheuliche Meinung von mir, meine Tochter, Sie liefen Gefahr, ich habe ihnen einen Dienſt geleiſtet; ich hatte Ideen mit Ihnen, ich bin davon zurückgekommen, doch das iſt das Ganze. Ich habe Ihnen nicht mehr Haß zu bezeigen, als Sie mir Dankbarkeit zu bieten haben. Ich habe für mich gehandelt, Sie haben für ſich gehandelt, wir ſind quitt.“

„Oh! mein Herr, wie viel Güte, welch ein edelmüthiger Mann ſind Sie!“

Und Oliva legte zwei Arme ſtatt eines einzigen auf die Schultern von Caglioſtro.

Doch dieſer ſchaute ſie mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe an und ſprach:

„Sie ſehen wohl, Oliva, trügen Sie mir nur ihre Liebe an, ich . . .“

„Nun?“ fragte ſie ganz roth.

„Trügen Sie mir nun Ihre anbetungswürdige Perſon an, ich würde ſie zurückweiſen, ſo ſehr liebe ich es, nur wahre, reine und von allem Intereſſe freie Gefühle einzuflößen. Sie haben mich für intereſſirt gehalten. Sie ſind in Abhängigkeit von mir gerathen. Sie halten ſich für verbunden; ich würde glauben, Sie

dankbar, als gefühlvoll, mehr erſchrocken,
: bleiben wir, wie wir ſind. Ich erfülle in
cht Ihren Wunſch. Ich komme allen ihren
zuvor."
ließ ihre Arme fallen und entfernte ſich be-
:müthigt, bethört durch dieſe Großmuth von
worauf ſie nicht gerechnet hatte.
alſo," ſagte der Graf, „es iſt alſo abge-
e liebe Oliva, Sie werden mich als Freund
Sie werden alles Zutrauen zu mir haben,
ſich meines Hauſes, meiner Börſe, meines
ienen, und . . ."
ch werde mir ſagen, es gebe Menſchen auf
welche weit erhaben über allen denjenigen,
abe kennen lernen."
ſprach dieſe Worte mit einem Zauber und
e, welche einen Zug in dieſe eherne Seele
deren Körper man einſt Balſamo

Frau iſt gut," dachte er, „wenn man in
ite berührt hat, welche dem Herzen ent-

ich Oliva nähernd:
dieſem Abend an werden Sie den oberſten
Hauſes bewohnen. Es iſt dies eine Woh-
:nd aus drei als Obſervatorium angebrach-
n, über dem Boulevard und der Rue Saint-
ie Fenſter gehen auf Menilmontant und
Einige Perſonen werden Sie dort ſehen
3 ſind friedliche Nachbarn, fürchten Sie die-
Brave Leute ohne Verbindungen, ohne
ier das, was Sie ſein dürften. Laſſen Sie
en ſehen, doch ohne daß ſie ſich ausſetzen,
es, ohne daß Sie ſich jedem Vorübergehenden
i die Rue Saint-Claude wird zuweilen von
i von Herrn von Crosne durchforſcht; dort
wenigſtens Sonne haben."

Oliva klatſchte freudig in ihre Hände.

„Soll ich Sie dahin führen?“ fragte Caglioſt

„Dieſen Abend?“

„Gewiß, dieſen Abend. Iſt Ihnen das läſtig?

Oliva ſchaute Caglioſtro tief an. Eine un ſtimmte Hoffnung kehrte in ihr Herz oder vielmehr ihren eitlen und verdorbenen Kopf zurück.

„Gehen wir,“ ſagte ſie.

Der Graf nahm im Vorzimmer eine Later öffnete ſelbſt mehrere Thüren, ſtieg, von Oliva gefol eine Treppe hinauf und gelangte zum dritten St in die von ihm bezeichnete Wohnung. Sie fand d ſelbe ganz ausgeſtattet, ganz blühend, ganz wohnlic

„Man ſollte glauben, ich wäre hier erwartet w den,“ ſagte ſie.

„Nicht Sie,“ erwiederte der Graf, „ſondern d der ich die Ausſicht von dieſem Pavillon liebe und hier ſchlafe.“

Der Blick von Oliva nahm die falben, blitzend Tinten an, welche oft die Augenſterne der Katzen färb

Ein Wort entſtand auf ihren Lippen, Caglioſ hielt es durch die Aeußerung zurück:

„Es wird Ihnen an nichts fehlen, Ihre Kamm jungfer wird in einer Viertelſtunde bei Ihnen ſe Gute Nacht, Mademoiſelle.“

Und er verſchwand, nachdem er eine tiefe, du ein freundliches Lächeln gemilderte Verbeugung gema hatte.

Die arme Gefangene ſank, beſtürzt, vernichtet, das in einem zierlichen Alcoven für ſie bereit ſtehe Bett.

„Ich begreife durchaus nichts von dem, was widerfährt,“ murmelte ſie, mit den Augen dem wirkl für ſie unbegreiflichen Manne folgend.

— — — —

.l.

LXII.

Das Observatorium.

Oliva legte sich nach dem Abgang der Kammer-
r, welche ihr Cagliostro schickte, zu Bett.
Sie schlief wenig, die Gedanken aller Art, welche
hrer Unterredung mit dem Grafen entstanden,
ihr nur wache Träume, schlaftrunkene Beängsti-
n; man ist nicht lange Zeit glücklich, wenn man
ch und zu ruhig ist, nachdem man zu arm oder zu
t gewesen war.
Oliva beklagte Beaufire, sie bewunderte den
n, den sie nicht begriff, sie hielt ihn nicht für
tern, sie hatte ihn nicht im Verdacht der Unem-
ichkeit. Sie hatte gewaltig bange, von einem
en während ihres Schlafes beunruhigt zu werden,
as geringste Geräusch des Bodens verursachte
ie jeder Romanheldin, welche in dem Nord-
me schläft, bekannte Aufregung.
Mit dem Morgenroth entflohen die Schreckniſſe,
nicht ohne Reiz waren ... Wir, die wir uns
fürchten, Herrn Beaufire Argwohn einzuflößen,
önnen wohl behaupten, daß Nicole die Stunde
ollkommnen Sicherheit nicht ohne einen Rest co-
n Aergers erblickte. Eine unübersetzbare Nuance
den Pinsel, der nicht unterzeichnet hat: Watteau,
de Feder, die nicht unterzeichnet hat: Marivaux
Crebillon Sohn.
Im Tage erlaubte sie sich zu schlafen, sie genoß
die Wollust, in ihrem duftenden Zimmer die
rnen Strahlen der aufgehenden Sonne einzu-
n, die Vögel auf der kleinen Terrasse hinlaufen
en, wo ihre Flügel mit reizendem Geräusch die
r der Rosenstöcke und die Blüthen des spanischen
ins streifter

Und es war spät, sehr spät, da sie aufstand, als zwei bis drei Stunden eines süßen Schlafes auf ihren Augenlidern gelastet hatten, als sie, gewiegt zwischen dem Lärmen der Straße und der weichen Lähmung der Ruhe, sich stark genug fühlte, um wieder die Bewegung zu suchen, zu stark, um müßig und liegend zu bleiben.

Dann lief sie in allen Winkeln ihrer neuen Wohnung umher, in der der unbegreifliche Sylphe, der Unwissende, nicht einmal eine Fallthüre hatte finden können, um mit den Flügeln schlagend um das Bett zu gleiten, und es hatten doch die Sylphen in jener Zeit, dem Grafen von Gabalis sei es gedankt, nichts von ihrem unschuldigen Rufe verloren.

Oliva erschaute die Reichthümer ihrer Wohnung in der Einfachheit des Unvorhergesehenen. Diese Weiberhaushaltung war Anfangs ein Männermobiliar gewesen. Man fand hier Alles, was das Leben geliebt machen kann, man fand hier besonders den hellen Tag und die frische Luft, welche die Kerker in Gärten verwandeln würden, wenn je die Luft und das Licht in ein Gefängniß drängen.

Die kindische, das heißt die vollkommene Freude schildern, mit der Oliva auf die Terrasse lief, sich auf die Platten, mitten unter die Blumen und Moose, legte einer Natter ähnlich, welche aus ihrem Neste kommt, wir würden es sicherlich thun, hätten wir nicht ihr Erstaunen zu malen, so oft ihr eine Bewegung ein neues Schauspiel enthüllte.

Anfangs, wie wir gesagt, liegend, um nicht von Außen gesehen zu werden, betrachtete sie durch das Gitter des Balcon die Gipfel der Bäume auf den Boulevards, die Häuser des Quartier Popincourt, einen nebeligen Ocean, dessen ungleiche Wogen sich zu ihrer Rechten aufthürmten.

Von Sonne übergossen, das Ohr auf das Geräusch der, allerdings etwas spärlich, auf dem Boulevard rol-

nden Wagen gespannt, blieb sie so sehr glücklich zwei Stunden lang. Sie frühstückte sogar Chocolade, die ire Kammerjungfer ihr vorsetzte, und las eine Zeiung, ehe sie daran dachte, auf die Straße zu schauen.

Das war ein gefährliches Vergnügen.

Die Leithunde von Herrn von Crosne, diese enschlichen Hunde, welche die Nasen im Winde jagen, unten sie sehen. Welch ein furchtbares Erwachen ach einem so süßen Schlafe!

Doch diese horizontale Lage konnte nicht fortähren, so gut sie war. Nicole erhob sich auf einen llenbogen.

Und nun sah sie die Nußbäume von Menilmontnt, die großen Bäume des Friedhofs, die Myriaden on Häusern von allen Farben, welche am Abhange des erges von Charonne bis zu den Chaumont-Hügeln nter grünem Gesträuche oder auf gypsartigem mit Heidecaut und Disteln bekleidetem Gestade emporragten.

Da und dort auf den Wegen, schmalen am Halse er Bergchen wogenden Bändern, auf den Fußpfaden er Weingärten, auf den weißen Straßen, traten kleine ebende Wesen hervor, Bauern auf ihren Eseln trabend, Kinder auf das Feld, das man ausgätete, gebückt, Winzerinnen die Traube in der Sonne entblößend. Die Ländlichkeit entzückte Nicole, die immer nach der chönen Gegend von Taverney geseufzt hatte, seitdem e diese Gegend verkassen, um sich nach dem ersehnten Paris zu begeben.

Endlich aber war sie des Landes satt, und da sie ine bequeme und sichere Stellung in ihren Blumen enommen hatte, da sie zu sehen verstand, ohne daß sie Gefahr lief, gesehen zu werden, so senkte sie ihre Blicke on dem Berge nach dem Thal, vom entfernten Horizont u den Häusern gegenüber.

Ueberall, das heißt in dem Raume, den drei Häuser mfassen können, fand Oliva die Fenster geschlossen der wenig (rechend. Hier drei Stockwerke bewohnt

von alten Rentiers, welche Käfige außen anhingen oder Katzen innen fütterten; dort vier Stockwerke, von denen nur der Auvergnat, der oberſte Bewohner, in den Bereich des Geſichtes kam ... die anderen Miethsleute ſchienen abweſend, irgendwohin nach dem Lande verreiſt. Endlich, ein wenig zur Linken, im dritten Hauſe, gelbe ſeidene Vorhänge, Blumen, und wie um dieſes Wohlbehagen zu meubliren, ein weicher Lehnſtuhl, der am Fenſter ſeinen Träumer oder ſeine Träumerin zu erwarten ſchien.

Oliva glaubte in dieſem Zimmer, deſſen ſchwarze Dunkelheit die Sonne hervorhob, etwas wie einen mit regelmäßigen Bewegungen wandelnden Schatten zu bemerken.

Sie beſchränkte hierauf ihre Ungeduld, verbarg ſich noch beſſer, als ſie es bis jetzt gethan hatte, rief ihre Kammerjungfer und knüpfte mit ihr ein Geſpräch an, um Abwechſelung in die Vergnügungen der Einſamkeit durch die der Geſellſchaft eines denkenden und beſonders ſprechenden Geſchöpfes zu bringen.

Doch die Kammerjungfer war gegen alle Ueberlieferungen zurückhaltend. Sie wollte wohl ihrer Gebieterin Belleville, Charonne und den Père-Lachaiſe erklären. Sie ſagte die Namen der Kirchen Saint-Ambroiſe und Saint-Laurent; ſie bezeichnete in krummer Linie das Boulevard und ſeine Neigung zum rechten Ufer der Seine; als aber die Frage auf die Nachbarn fiel, fand die Kammerjungfer kein Wort. Sie kannte dieſelben nicht mehr, als ihre Gebieterin.

Das hellbunkle Zimmer mit den gelben ſeidenen Vorhängen wurde Oliva nicht erklärt. Nichts über den wandelnden Schatten, nichts über den Lehnſtuhl.

Hatte Oliva nicht die Befriedigung, ihre Nachbarin zum Voraus zu kennen, ſo konnte ſie ſich wenigſtens verſprechen, ihre Bekanntſchaft durch ſich ſelbſt zu machen. Sie ſchickte alſo ihre zu verſchwiegene

enerin weg, um ſich ohne Zeugen ihrer Forſchung zugeben.

Die Gelegenheit ließ nicht auf ſich warten. Die chbarn fingen an ihre Thüren zu öffnen, ihre Sieſta ch dem Mahle zu machen, ſich zum Spaziergange auf Place Royale oder auf dem Chemin Vert anzu-iden.

Oliva zählte ſie. Es waren ſechs, gut aſſortirt in er Unähnlichkeit, wie es ſich für Leute geziemt, die die Rue Saint-Claude zur Wohnſtätte gewählt ben.

Oliva brachte einen Theil des Tages damit zu, ß ſie ihre Geberden betrachtete und ihre Gewohn-iten ſtudirte. Sie ließ Alle die Revue paſſiren, mit usnahme des erwähnten Schatten, der, ohne ſein Ge-ht zu zeigen, ſich in den Lehnſtuhl beim Fenſter be-aben hatte und in eine unbewegliche Träumerei ver-nken war.

Es war eine Frau. Sie hatte ihren Kopf ihrer aarkünſtlerin überlaſſen, welche in anderthalb Stun-n auf dem Schädel und den Schläfen eines von nen babyloniſchen Gebäuden errichtete, in welche die ineralien, die Vegetabilien kommen, und worein auch iere gekommen wären, hätte ſich Leonard darein ge-iſcht und hätte eine Frau jener Zeit eingewilligt, s ihrem Kopfe eine Arche Noah mit ihren Bewoh-rn zu machen.

Denn als dieſe Frau friſirt, gepudert, weiß an utz und Spitzen war, quartierte ſie ſich wieder in ren Lehnſtuhl ein, den Kopf getragen von Kiſſen, elche hart genug waren, daß dieſer Theil des Körpers s Gleichgewicht des ganzen Körpers hielt und dem onumente des Haares unberührt zu bleiben geſtattete, ne eine Angſt vor Erdbeben, welche die Grundlage ſchüttern konnten.

Dieſe unbewegliche Frau glich jenen indiſchen auf re Sitze gekeilten Göttern, denn in Folge der Starrheit

des Gedankens rollte das Auge allein in seiner
Eine Schildwache und ein thätiger Diener, der
es nach den Bedürfnissen des Körpers oder den
des Geistes allein den Dienst des Idols.

Oliva bemerkte, wie sehr diese Dame, so
hübsch war, wie sehr ihr Fuß, auf den Rand be
sters gestellt und in einem kleinen Pantoffel von
Atlas geschaukelt, zart und sinnreich war. Sie
derte die Rundung des Armes und die des Hal
den Schnürleib und das Morgengewand zurück

Was ihr aber ganz besonders auffiel, das
Tiefe des stets auf ein unsichtbares, unbestimmb
gespannten Gedankens, eines so gebieterischen
kens, daß er den Leib zu völliger Unbeweglichke
urtheilte, daß er ihn durch seinen Willen beru
: Diese Frau, welche wir erkannt haben, w
sie Oliva nicht zu erkennen vermochte, obwoh
man konnte sie sehen. Ihren Fenstern gegenüber
sich nie ein Fenster geöffnet. Das Hotel von
von Cagliostro hatte nie, trotz der Blumen,
Nicole gefunden, trotz der Vögel, die sie hatte
sehen, irgend Jemand sein Geheimniß entdeckt
abgesehen von den Malern, die es wiederherg
hatte sich nie ein lebendes Wesen am Fenster
lassen.

Um diese Erscheinung zu erklären, dem da
gebliche Wohnen von Cagliostro im Pavillon
spricht, wird ein Wort genügen. Der Graf hatt
Wohnung am Abend für Oliva bereiten lassen
hätte er sie für sich selbst einrichten heißen. Er
sich so zu sagen selbst belogen, so gut waren sich
fehle vollzogen worden.

Die Dame mit der schönen Frisur blieb
ihre Gedanken begraben; Oliva bildete sich ei
träumend träume die hübsche Person von ihren
kreuzten Liebschaften.

Sympathie in der Schönheit, Sympathie

ıſamkeit, im Alter, in der Langweile, wie viele nde, um zwei Seelen mit einander zu verknüpfen, ſich vielleicht in Folge der geheimnißvollen, unwider= ılichen und unüberſetzbaren Combinationen der Ge= cke ſuchten.

Seitdem Oliva dieſe nachſinnende Einſame ge= en hatte, konnte ſie ihr Auge nicht mehr von ihr machen.

Es lag eine Art von moraliſcher Reinheit in dieſer ziehung der Frau zur Frau. Dieſe Zartheiten ſind öhnlicher, als man im Allgemeinen glaubt, unter unglücklichen Geſchöpfen, deren Körper der uptagent in den Functionen des Lebens gewor= ı iſt.

Arme Verbannte aus dem geiſtigen Paradies, nen ſie ſich nach den verlorenen Gärten und den helnden Engeln zurück, die ſich unter den myſtiſchen hatten verbergen.

Oliva glaubte eine Schweſter ihrer Seele in der önen Klausnerin zu ſehen. Sie baute einen Roman nlich ihrem Roman auf, denn ſie bildete ſich ein, s arme Mädchen, man könne nicht hübſch, elegant n und in der Rue Saint-Claude verloren wohnen, ne ein großes Unglück im Grunde ſeines Lebens oder ıe ſchwere Bangigkeit im Grunde ſeines Herzens zu ben.

Als ſie ihre romantiſche Fabel gut von Erz und lamanten geſchmiedet hatte, ließ ſich Oliva, wie alle ısnahmsweiſen Naturen, durch ihre Feerei entführen, nahm Flügel, um im Raum ihrer Gefährtin ent= gen zu eilen, der ſie, in ihrer Ungeduld, hätte Flügel, ie die ihrigen, wachſen ſehen mögen.

Doch die Dame mit dem Monument rührte ſich cht, ſie ſchien auf ihrem Stuhle zu ſchlummern. wei Stunden waren vergangen, ohne daß ſie um nen Grad aus ihrer Linie gewichen war.

Oliva war in Verzweiflung. Sie hätte für
oder für Beaufre nicht das Viertel des Entgege
mens gehabt, das sie für die Unbekannte hatte,

Des Krieges müde und von der Zärtlichkeit
Haß übergehend, öffnete und schloß sie zehnm
Fenster; zehnmal scheuchte sie die Vögel aus dem
terwerk auf, und machte gefährdende telegraphisch
berden, welche das stumpfste der Werkzeuge von
von Crosne, wenn es über das Boulevard ob
Ende der Rue Saint-Claude gegangen wäre, unf
erschaut und zum Gegenstand einer scharfen An
samkeit gemacht hätte.

Endlich kam Nicole dazu, daß sie sich über
die Dame mit den schönen Flechten habe alle ihr
berden wohl gesehen, alle ihre Signale wohl beg
aber sie verachte dieselben; sie sei eitel oder einf
einfältig! mit so feinen, geistreichen Augen, mit
so beweglichen Fuß, einer so unruhigen Hand!
möglich!

Eitel, ja; eitel, wie es in dieser Zeit eine
vom hohen Adel gegen eine Bürgerliche sein kon

Oliva, welche in der Physiognomie der jungen
alle Charaktere der Aristokratie erkannte, schlo
sei hoffärtig und folglich unmöglich zu bewegen.

Sie verzichtete.

Mit einem reizenden Schmollen den Rücken
dend, setzte sie sich wieder in die Sonne, diesm
die untergehende Sonne, um in die Gesellschaft
Launen zurückzukehren, gefälliger Gespielinnen, n
auch adelig, auch zierlich, auch gepudert, auch co
wie die vornehmsten Damen, sich doch berühren,
athmen ließen, und in Wohlgeruch, in Kühle u
bebenden Berührungen den Kuß des Freundes ohe
Kuß der Liebe erwiederten.

Nicole bedachte nicht, daß diese vorgeblich H
tige Jeanne von Valois, Gräfin von La Mothe
die seit dem vorhergehenden Tag einer Gedanken

Daß dieſer Gedanke zum Zweck hatte, Marie Antinette und den Cardinal von Rohan zu verhindern, h zu ſehen.

Daß ein noch größeres Intereſſe heiſchte, daß der ardinal, während er die Königin abgeſondert nicht ehr ſah, feſt glaubte, er ſehe ſie immer, und ſich folgch mit dieſer Viſion begnügte, ſo aufhörte, den wirkchen Anblick zu verlangen.

Ernſte Gedanken, ſehr gerechte Entſchuldigungen r dieſe Vertiefung einer jungen Frau, daß ſie zwei olliche Stunden hindurch den Kopf nicht bewegte.

Hätte Nicole dies Alles gewußt, ſie würde ſich icht aus Zorn unter ihre Blumen geflüchtet haben.

Sie hätte nicht, indem ſie ſich hineinſetzte, vom alcon einen Topf mit Eſchwurz geſtoßen, der mit nem furchtbaren Lärmen in die öde Straße hinabfiel.

Erſchrocken ſchaute Oliva ſchnell, welchen Schaden wohl angerichtet habe.

Die in Gedanken verſunkene Dame erwachte bei m Geräuſch, ſah den Topf auf dem Pflaſter und ſtieg n der Wirkung zur Urſache auf, das heißt ihre Augen iegen vom Pflaſter der Straße zu der Terraſſe des auſes auf.

Und ſie ſah Oliva.

Als ſie dieſelbe ſah, ſtieß ſie einen heftigen Schrei us, einen Schrei des Schreckens, einen Schrei, der it einer raſchen Bewegung ihres ganzen, kurz zuvor och ſo ſteifen und eiſigen Körpers endigte.

Die Augen von Oliva und die dieſer Dame begegnen ſich endlich, befragten ſich, durchdrangen einander.

Jeanne rief zuerſt:

„Die Königin!“

Dann murmelte ſie, indem ſie die Hände und die Stirne faltete, ohne daß ſie ſich zu rühren wagte, aus urcht, ſie könnte die ſeltſame Erſcheinung entfliehen achen:

„Oh! ich ſuchte ein Mittel, hier iſt es.“

In diesem Augenblick hörte Oliva Geräusch hinter sich, und sie wandte sich rasch um.

Der Graf war in ihrem Zimmer; er hatte den Austausch des Erkennungszeichen bemerkt.

„Sie haben [redacted]chen!“ sagte er.

Oliva verließ [redacted]n Balcon.

LXIII.

Die zwei Nachbarinnen.

Von dem Augenblick an, wo die Frauen sich erschaut hatten, stellte sich Oliva, schon bezaubert durch die Anmuth ihrer Nachbarin, nicht mehr, als verachtete sie dieselbe, und indem sie sich vorsichtig unter ihren Blumen umwandte, erwiederte sie mit einem Lächeln jedes Lächeln, das man an sie richtete.

Cagliostro, als er sie besucht, hatte nicht unterlassen, ihr die größte Umsicht zu empfehlen.

„Besonders halten Sie nicht zur Nachbarschaft,“ hatte er gesagt.

Dieses Wort war wie ein böser Hagel auf das Haupt von Oliva gefallen, die sich schon eine Beschäftigung aus den Geberden und Grüßen der Nachbarin machte.

Nicht zur Nachbarschaft halten hieß den Rücken dieser reizenden Frau zuwenden, deren Augen so glänzend und so sanft waren, bei der jede Bewegung eine Verführung enthielt, es hieß darauf verzichten, einen telegraphischen Notenwechsel über den Regen und das schöne Wetter zu unterhalten, es hieß mit einer Freundin brechen. Denn die Einbildungskraft von Oliva lief dergestalt, daß Jeanne schon für sie ein interessanter und theurer Gegenstand war.

Die Duckmäuserin antwortete ihrem Beschützer, e würde sich wohl hüten, ihm ungehorsam zu sein, nd nichts unternehmen, um mit der Nachbarschaft in Verbindung zu treten. Doch es war nicht so bald weggegangen, als sie sich so auf ihrem Balcon einrichtete, aß sie die ganze Aufmerksamkeit ihrer Nachbarin in Anspruch nahm.

Dieser, man kann es wohl glauben, war nichts ieber; denn das erste Entgegenkommen, das man ihr achte, erwiederte sie mit Grüßen und mit Kußänden.

Oliva entsprach nach ihren besten Kräften diesen iebenswürdigen Zuvorkommenheiten, sie bemerkte, daß ie Unbekannte das Fenster nicht mehr verließ, und aß sie, immer aufmerksam, um entweder ein Lebewohl u senden, wenn sie wegging, oder einen guten Morgen, enn sie zurückkam, alle ihre Liebesfähigkeiten auf em Balcon von Oliva concentrirt zu haben schien.

Auf einen solchen Zustand der Dinge mußte rasch in Annäherungsversuch folgen.

Man vernehme, was geschah.

Als Cagliostro zwei Tage nachher zu Oliva kam, eklagte er sich über einen Besuch, der im Hotel von iner unbekannten Person gemacht worden sei.

„Wie so?“ fragte Oliva, ein wenig erröthend.

„Ja,“ erwiederte der Graf, „eine sehr hübsche, unge, elegante Dame ist erschienen und hat mit einem Bedienten gesprochen, den sie durch ihr beharrliches läuten herbeigezogen. Sie fragte diesen Menschen, er die junge Person sein möchte, die den Pavillon es dritten Stockes, Ihre Wohnung, meine Theure, nne hätte. Diese Frau bezeichnete sicherlich Sie. Sie ollte Sie sehen. Sie kennt Sie also; sie hat Abichten auf Sie; Sie sind also entdeckt? Nehmen Sie ich in Acht, die Polizei hat weibliche Spione, wie ännliche Agenten, und ich sage Ihnen zum Voraus,

daß ich es Herrn von Crosne nicht abschlagen kann, Sie herauszugeben, wenn er Sie von mir fordert."

Oliva, statt zu erschrecken, erkannte schnell das Bild ihrer Nachbarin, sie wußte ihr unendlich Dank für ihre Zuvorkommenheit, und entschlossen, ihr dies durch alle in ihrer Macht stehenden Mittel zu beweisen, verstellte sie sich vor dem Grafen.

„Sie zittern nicht," sagte Cagliostro.

„Niemand hat mich gesehen," erwiederte Nicole.

„Also wollte man nicht Sie besuchen?"

„Ich denke nicht."

„Doch, um zu errathen, daß eine Frau in diesem Pavillon... Ah! nehmen Sie sich in Acht, nehmen Sie sich in Acht."

„Ei! Herr Graf," entgegnete Oliva, „wie könnte ich fürchten? Hat man mich gesehen, was ich nicht glaube, so wird man mich nicht mehr sehen, und wenn man mich sähe, so wäre es von fern, denn nicht wahr, das Haus ist undurchdringlich?"

„Undurchdringlich, ganz richtig," erwiederte der Graf, „denn wenn man nicht die Mauern erkletert, was nicht sehr bequem ist, oder die Eingangsthüre mit einem Schlüssel, wie der meinige, öffnet, was nicht leicht ist, insofern ich ihn nicht von mir lasse..."

Bei diesen Worten zeigte er den Schlüssel, der ihm zum Eintritte durch die hintere Thüre diente.

„Da ich aber," fuhr er fort, „da ich kein Interesse dabei habe, Sie in's Verderben zu stürzen, so werde ich den Schlüssel Niemand leihen, und da Ihnen kein Vortheil daraus erwüchse, daß Sie in die Hände von Herrn von Crosne fielen, so werden Sie Ihre Mauer nicht erklettern lassen. Sie sind also gewarnt, mein liebes Kind, richten Sie Ihre Sache so ein, wie es Ihnen beliebt."

Oliva ergoß sich in Betheurungen aller Art und beeilte sich, den Grafen zur Thüre hinauszubringen,

was ihr nicht schwer wurde, da er nicht zu beharrlich zu bleiben suchte.

Am andern Morgen war sie von sechs Uhr an auf dem Balcon; sie athmete die reine Luft der benachbarten Hügel ein und schoß neugierige Blicke nach den geschlossenen Fenstern ihrer artigen Freundin.

Diese, welche gewöhnlich erst gegen elf Uhr erwachte, zeigte sich, sobald Oliva erschien. Es war sogar, als lauerte sie hinter den Vorhängen auf die Gelegenheit, sich sehen zu lassen.

Die zwei Frauen grüßten sich, und Jeanne legte sich vor ihr Fenster hinaus und schaute nach allen Seiten, ob sie Jemand hören könnte.

Niemand erschien. Nicht nur die Straße, sondern auch die Fenster der Häuser waren verlassen.

Sie hielt nun ihre beiden Hände in Form eines Sprachrohres vor ihren Mund und sagte mit einer vibrirenden und getragenen Betonung, welche kein Schreien ist, aber weiter geht, als der Schall der Stimme, zu Oliva:

„Ich wollte Sie besuchen, Madame."

„St!" machte Oliva, indem sie erschrocken zurückwich.

Und sie legte einen Finger auf ihre Lippen.

Jeanne tauchte ihrerseits hinter ihre Vorhänge, im Glauben, es sei eine indiscrete Person zugegen; doch sogleich erschien sie wieder, beruhigt durch das Lächeln von Nicole.

„Man kann Sie also nicht besuchen?" fragte sie.

„Leider nein!" antwortete Oliva mit der Geberde.

„Warten Sie," sagte Jeanne. „Kann man Briefe an Sie richten?"

„Oh! nein," rief Oliva erschrocken.

Jeanne dachte einige Augenblicke nach.

„Oliva, um ihr für ihre zarte Theilnahme zu danken, sandte ihr einen reizenden Kuß zu, den Jeanne

ppelt zurückgab; wonach ſie ihr Fenſter ſchloß und
ısging.

Oliva ſagte ſich, ihre Freundin habe ein neues
Mittel gefunden, das Schaffen ihrer Einbildungskraft
abe ſich in ihrem letzten Blicke geoffenbart.

Jeanne kehrte in der That nach zwei Stunden zu-
ück; die Sonne ſtrahlte in ihrer ganzen Kraft; das
Pflaſter der Straße glühte wie der Sand Spaniens
während des Fuego.

Oliva ſah ihre Nachbarin an ihrem Fenſter mit
einer Armbruſt erſcheinen. Jeanne bedeutete ihr lachend
durch ein Zeichen, ſie möge auf die Seite treten.

Oliva gehorchte, wie ihre Gefährtin lachend, und
flüchtete ſich hinter ihren Laden.

Jeanne zielte ſorgfältig und choß eine kleine bleierne
Kugel ab, welche leider, ſtatt über den Balcon zu
fliegen, an einer der eiſernen Stangen anprallte und
auf die Straße fiel.

Oliva ſtieß einen Schrei des Verdruſſes aus.
Jeanne zuckte zornig die Achſeln, ſuchte einen Moment
ihr Wurfgeſchoß auf der Straße und verſchwand dann
auf einige Minuten.

Oliva ſchaute, vorgebeugt, vom Balcon hinab;
eine Art von Lumpenſammler ging rechts und links
ſuchend vorüber: ſah er oder ſah er nicht die Kugel
in der Goſſe? Oliva wußte es nicht; ſie verbarg ſich,
um ſelbſt nicht geſehen zu werden.

Der zweite Verſuch von Jeanne war glücklicher.
Ihre Armbruſt ſchleuderte getreu über den Balcon
in das Zimmer von Nicole eine zweite Kugel,
welche ein in folgenden Worten abgefaßtes Billet ein-
wickelt war:

„Sie intereſſiren mich, ſchönſte Dame. Ich
Sie reizend und liebe Sie nur, daß ich Sie ge
Sie ſind alſo eine Gefangene? Wiſſen Sie, d
es vergebens verſucht habe, Sie zu beſuchen?
der Zauberer, der Sie mit ſcharfen Augen b

nich Ihnen nähern laſſen, daß ich Ihnen ſagen
, was ich an Sympathie für ein armes Opfer der
nnei der Männer empfinde?
„Ich habe, wie Sie, die Einbildungskraft, um
ien Freundſchaften zu dienen. Wollen Sie meine
ndin ſein? Es ſcheint, Sie können nicht aus-
n; doch Sie können ohne Zweifel ſchreiben, und
ch ausgehe, wann ich will, warten Sie, bis ich
r ihrem Balcon vorüberkomme, und werfen Sie mir
Antwort zu.
„Würde das Spiel mit der Armbruſt gefährlich
man entdeckte es, ſo wählen wir ein Mittel, leichter
orreſpondiren. Laſſen Sie von Ihrem Balcon in
Abenddämmerung einen Knäuel Bindfaden herab-
zen; befeſtigen Sie Ihr Billet daran, ich werde dann
meinige daran knüpfen, das Sie hinaufziehen
en, ohne geſehen zu werden.
„Bedenken Sie, daß ich, wenn Ihre Augen keine
ier ſind, ein wenig auf die Zuneigung zähle, die
mir eingeflößt haben, und daß wir Beide das
tall beſiegen werden.
„Ihre Freundin.“
„N.S. Haben Sie Jemand mein erſtes Billet auf-
n ſehen?“
Jeanne unterzeichnete nicht; ſie hatte ſogar ihre
dſchrift gänzlich verſtellt.
Oliva bebte vor Freude, als ſie dieſes Billet er-
t. Sie antwortete mit folgenden Zeilen:
„Ich liebe Sie, wie Sie mich lieben. Ich bin
er That ein Opfer der Bosheit der Männer. Doch
enige, welcher mich hier zurückhält, iſt ein Be-
ter und kein Tyrann. Er beſucht mich insgeheim
nal des Tags. Ich erkläre Ihnen dies Alles ſpäter.
Heraufziehen des Billets am Ende eines Fadens
nir lieber, als die Armbruſt.
„Ach! nein, ich kann nicht ausgehen: ich bin unter
loß und Riegel, doch das iſt zu meinem Beſten.

h! wie viele Dinge hätte ich Ihnen zu ſagen, wäre h je ſo glücklich, mit Ihnen zu plaudern. Es gibt) viele Einzelnheiten, die man nicht ſchreiben kann.

„Ihr erſtes Billet iſt von Niemand aufgehoben worden, wenn nicht von einem ſchmutzigen Lumpenſammler, der vorüberging, doch ſolche Leute können nicht leſen, und für ſie iſt Blei Blei.

Ihre Freundin

Oliva Legay.

Oliva unterzeichnete mit allen ihren Kräften.

Sie machte der Gräfin das Zeichen des Abwickelns eines Fadens. Sie wartete dann, bis der Abend kam, und ließ den Knäuel auf die Straße hinabrollen.

Jeanne war unter dem Balcon, ergriff den Faden und nahm das Billet ab, lauter Bewegungen, welche ihre Correſpondentin an dem Faden, der als Leiter diente, bemerkte, und kehrte in ihr Haus zurück, um zu leſen.

Nach einer halben Stunde knüpfte ſie an die beglückende Schnur ein Billet folgenden Inhalts:

„Man thut Alles, was man will ... Sie werden nicht unabläſſig bewacht, da ich Sie immmer allein ſehe ... Sie müſſen alſo alle Freiheit haben, die Leute zu empfangen, oder vielmehr ſelbſt auszugehen Wie wird Ihr Haus geſchloſſen? mit einem Schlüſſel Wer hat dieſen Schlüſſel? nicht wahr, der Mann, d Sie beſucht? Bewacht er dieſen Schlüſſel ſo har näckig, daß Sie ihn nicht entwenden oder einen Abdr davon nehmen können? ... Es handelt ſich nicht darn Böſes zu thun, ſondern Ihnen einige Stunden Freiheit, ſüße Spaziergänge am Arme einer Freun zu verſchaffen, die Sie über all Ihr Unglück trö und Ihnen mehr geben wird, als Sie verloren ha Es handelt ſich ſogar, wenn Sie durchaus wollen, die gänzliche Freiheit. Wir wollen dieſen Gegen bei der erſten Zuſammenkunft, die wir haben we in allen ſeinen Einzelnheiten verhandeln.“

Oliva verſchlang dieſes Billet. Sie fühlte das
r der Unabhängigkeit zu ihrer Wange, die Wolluſt
rbotenen Frucht zu ihrem Herzen emporſteigen.
Sie hatte bemerkt, daß der Graf, ſo oft er zu
ntrat, wobei er ihr bald ein Buch, bald ein
brachte, ſeine Blendlaterne auf ein Arbeitetiſch-
tellte und ſeinen Schlüſſel auf die Laterne legte.
Sie hielt zum Voraus ein Stück geknetetes Wachs
, mit dem ſie den Abdruck ſeines Schlüſſels bei
rſten Beſuche von Caglioſtro nahm.
Dieſer wandte nicht ein einziges Mal den Kopf
während ſie dieſe Operation bewerkſtelligte, ſchaute
dem Ba'con die neu erſchloſſenen Blumen an.
konnte alſo ohne [redacted] ihr Vorhaben durch-
.
ls der Graf weggegangen war, ließ Oliva in
Schachtel den Abdruck des Schlüſſels hinab, den
e mit einem kleinen Billet empfing.
nd ſchon am andern Tag gegen Mittag ſchleu-
die Armbruſt, ein außerordentliches und hurtiges
, das gegen die Correſpondenz mit dem Faden
ar, was der Telegraph gegen den Courrier zu
iſt, ſchleuderte, ſagen wir, die Armbruſt ein
bgefaßtes Billet:
Meine Theuerſte, heute Abend um elf Uhr, wenn
af weggegangen ſein wird, kommen Sie herab; Sie
die Riegel zurück und befinden ſich in den Armen
gen, welche ſich nennt Ihre zärtliche Freundin."
liva bebte vor Freude mehr, als ſie es je bei
rtlichſten Billets von Gilbert im Frühling der
Liebe und der erſten Rendezvous gethan.
Sie ging um elf Uhr hinab, ohne daß ſie irgend
Argwohn bei dem Grafen bemerkt hatte. Sie
nten Jeanne, die ſie zärtlich in die Arme ſchloß,
en auf dem Boulevard ſtehenden Wagen ſteigen
nd ganz betäubt, ganz bebend, ganz berauſcht,
ſie mit ihrer Freundin eine Spazierfahrt von

zwei Stunden, während welcher Geheimnisse, Küsse, Entwürfe für die Zukunft ohne Unterlaß zwischen den zwei Gefährtinnen ausgetauscht wurden.

Jeanne rieth zuerst Oliva, nach Hause zurückzukehren, um keinen Verdacht bei ihrem Beschützer zu erregen. Sie hatte erfahren, daß dieser Beschützer Cagliostro war. Sie fürchtete den erhabenen Geist dieses Mannes und sah nur Sicherheit für ihre Pläne im tiefsten Geheimniß.

Oliva hatte sich ohne Rückhalt erschlossen; Beaufire, die Polizei, sie hatte Alles gestanden.

Jeanne gab sich für ein, ohne Wissen seiner Familie, mit einem Geliebten lebendes Fräulein aus.

Die Eine wußte [redacted] die Andere wußte gar nichts: so war die beste [redacted] Freundschaft zwischen diesen zwei Frauen beschaffen.

Von diesem Tage an hatten sie weder die Armbrust, noch den Faden mehr nöthig. Jeanne hatte ihren Schlüssel. Sie ließ Oliva nach ihrer Laune herabkommen.

Ein feines Abendbrod, eine geheime Spazierfahrt waren die Köder, an denen sich Oliva immer fangen ließ.

„Entdeckt Herr von Cagliostro nichts?" fragte Jeanne zuweilen ängstlich.

„Er! in der That, wenn ich es ihm sagte, er würde es mir nicht glauben wollen," erwiederte Oliva.

Acht Tage machten aus diesen nächtlichen Entweichungen eine Gewohnheit, ein Bedürfniß und mehr noch, ein Vergnügen. Nach Verlauf von acht Tagen fand sich der Name von Jeanne noch viel öfter auf den Lippen von Oliva, als sich je der von Gilbert und der von Beaufire darauf gefunden hatten.

LXIV.

Das Rendezvous.

Kaum war Herr von Charny auf ſeinen Gütern
ngekommen, kaum hatte er ſich nach den erſten Be-
ıchen in ſeine Wohnung eingeſchloſſen, als ihm der
rzt Niemand mehr zu empfangen und das Zimmer
ı hüten verordnete, was mit einer ſolchen Strenge
usgeführt wurde, daß nicht ein Bewohner des Kan-
ons den Helden des Seetreffens mehr erblickte, welches
› viel Lärmen durch ganz Frankreich gemacht hatte,
›ährend alle junge Mädchen ihn zu ſehen ſuchten, weil
r anerkannt tapfer war u[illegible]man ihn ſchön nannte.

Charny war indeſſ[illegible]t ſo krank an Körper,
ls man glaubte. Er hatte nur ein Uebel im Herzen und
m Kopf, und guter Gott! welch ein Uebel . . . einen
harfen, unabläſſigen, unbarmherzigen Schmerz, den
Schmerz einer Erinnerung, welcher brannte, den Schmerz
ines Beklagens, welcher zerriß.

Die Liebe iſt nur ein Heimweh: der Abweſende
eweint ein ideales Paradies, ſtatt ein materielles
Baterland zu beweinen.

Herr von Charny hielt es nicht drei Tage aus.
Wüthend, alle ſeine Träume durch die Unmöglichkeit
ntkräftet, durch den Raum zu nichte gemacht zu ſehen,
ieß er die von uns erwähnte Verordnung des Arztes
›en ganzen Kanton durchlaufen; dann übertrug Olivier
›ie Bewachung ſeiner Thüren einem erprobten Diener
ınd ritt in der Nacht aus ſeinem Schloſſe auf einem
ehr ſanften und ſehr raſchen Pferde weg. Nach acht
Stunden war er in Verſailles, wo er ein kleines Haus
hinter dem Park durch die Vermittelung ſeines Kammer-
›ieners miethete.

Dieſes Haus, das ſeit dem tragiſchen Tod von
einem von den adeligen Jägermeiſtern, der ſich den

Hals abgeſchnitten, verlaſſen war, ſagte Charny vortrefflich zu, denn er wollte ſich hier mehr verbergen, als auf ſeinen Gütern.

Es war anſtändig ausgeſtattet, hatte zwei Thüren, von denen die eine auf eine öde Straße, die andere auf die Rundallee des Parkes ging, und von den Fenſtern gegen Süden konnte Charny in die Hagenbuchenalleen ſchauen, denn die Fenſter, deren Läden ſich umgeben von Weinreben und Epheu öffneten, waren nur Thüren eines für Jeden, der in den königlichen Park hätte ſpringen wollen, etwas erhabenen Erdgeſchoſſes.

Dieſe damals ſchon etwas ſeltene Nachbarſchaft war das Privilegium, das man einem Jagdinſpector gegeben hatte, damit er ohne Mühe das Damwild und die Faſanen Seiner Majeſtät bewachen konnte.

Man ſtellte ſich, wenn man nur dieſe heiter von einem kräftigen Grün umrahmten Fenſter ſah, den ſchwermüthigen Jägermeiſter vor, wie er ſich an einem Herbſtabend mit den Ellenbogen auf das in der Mitte ſtützte, während die Hirſchkühe ihre ſchlanken Beine auf dem dürren Laub krachen ließen und auf dem von Bäumen umſchloſſenen Raſen unter einem falben Strahl der untergehenden Sonne ſpielten.

Dieſe Einſamkeit gefiel Charny vor allem Anderen. Ob dies Liebe für die Landſchaft war, werden wir bald ſehen.

Sobald er eingerichtet, ſobald Alles gut verſchloſſen war und ſein Bedienter die ehrerbietige Neugierde der Nachbarſchaft getilgt hatte, fing Charny, vergeſſen wie er vergaß, ein Leben an, das ſchon in der Ferne Jeden beben machen wird, welcher in ſeinem Erdenwallen geliebt oder von der Liebe hat ſprechen hören.

In weniger als vierzehn Tagen kannte er die Gewohnheiten des Schloſſes, die der Wachen, er kannte die Stunden, zu denen der Vogel aus den Lachen trinkt, zu denen der ſcheue Damhirſch den ſcheuen Rehbock vorſtreckend vorüberzieht. Er wußte die guten Stunden

ziergänge der Königin oder ihrer Damen, den
ck der Runden, er lebte mit einem Wort von
denjenigen, welche in diesem Trianon, dem
einer wahnsinnigen Anbetungen, lebten.
die Jahreszeit schön war, da die milden, duf-
ächte mehr Freiheit seinen Augen und mehr
nte Träumerei seiner Seele gaben, so brachte
Theil derselben unter den Jasminen seines
zu, lauschte auf die entfernten Geräusche,
om Palaste kamen, und folgte durch die Oeff-
m Blätterwerk dem Spiel der bis zur Stunde
afengehens in Bewegung gesetzten Lichter.
o genügte ihm das Fenster nicht mehr. Er
ntfernt von diesem Geräusch und diesen Lich-
icher, zu dieser Stunde Niemand zu begegnen,
nden, nicht Wachen, sprang er von seinem
if den Rasen hinab und suchte die köstliche,
rliche Wollust, bis an den Saum des Ge-
gehen, auf die Grenze, welche den dichten
vom glänzenden Mondschein trennt, um von
Silhouetten zu befragen, welche schwarz und
ater den weißen Vorhängen der Königin hin-

diese Art sah er sie alle Tage, ohne daß sie

erkannte sie auf eine Viertelmeile, wenn sie,
n Damen oder mit einem ihr befreundeten
wandelnd, mit ihrem chinesischen Sonnen-
ielte, der ihren großen, mit Blumen verzierten
ützte.
Gang, keine Haltung konnte ihn täuschen.
alle Kleider der Königin auswendig und
itten unter den Blättern den großen grünen
f mit Bändern von einem gewässerten Schwarz,
urch eine keusch verführerische Körperbewegung
eß.
wenn die Erscheinung verschwunden war, wenn

der Abend, die Spaziergänger vertreibend, ihm bis zu den Statuen des Säulenganges die letzten Schwingungen dieſes geliebten Schattens zu belauern geſtattet hatte, kam Charny zu ſeinem Fenſter zurück, betrachtete von fern durch eine Oeffnung, die er im Walde zu machen gewußt hatte, das glänzende Licht an den Fenſtern der Königin, hernach das Verſchwinden dieſes Lichtes, dann lebte er von der Erinnerung und der Hoffnung, wie er von der Bewegung und der Bewunderung gelebt hatte.

Eines Abends, als er nach Hauſe zurückgekehrt war, als er zwei Stunden mit ſeinem letzten Lebewohl an die abweſenden Schatten zugebracht hatte, als der von den Sternen fallende Thau ſeine weißen Perlen auf den Epheublättern zu deſtilliren anfing, war Charny im Begriff, ſein Fenſter zu verlaſſen und ſich zu Bette zu begeben; da klirrte das Geräuſch eines Schloſſes ſchüchtern an ſein Ohr, er kehrte auf ſeinen Beobachtungspoſten zurück und horchte.

Die Stunde war vorgerückt, es ſchlug Mitternacht in den von Verſailles entfernteſten Kirchſpielen. Charny wunderte ſich, daß er ein Geräuſch hörte, an das er nicht gewöhnt war.

Dieſes widerſpänſtige Schloß war das eines Pförtchens vom Park, ungefähr fünf und zwanzig Schritte vom Hauſe von Olivier, das nie geöffnet wurde, außer etwa an großen Jagdtagen, um die Wildpretkörbe durchzulaſſen.

Charny bemerkte, daß diejenigen, welche öffneten, nicht ſprachen; ſie ſchloſſen wieder und traten in die Allee, die ſich unter den Fenſtern ſeines Hauſes vorbeizog.

Die Baumſtämme und die hängenden Weinreben verkleideten hinreichend Mauern und Läden, daß man ſie im Vorübergehen nicht genau erblickte.

Ueberdies bückten diejenigen, welche gingen, den Kopf und beſchleunigten ihre Schritte. Charny erſchaute

erworren im Schatten. Nur erkannte er am Rauſchen flatternden Röcke zwei Frauen, deren ſeidene Man- n an den Zweigen hinſtreiften.

Dieſe Frauen, indem ſie ſich um die große, dem Fenſter Charny gegenüber liegende Allee wandten, wurden freiſten Mondſtrahl umhüllt, und Charny hätte ahe einen Schrei freudigen Erſtaunens ausgeſtoßen, er die Haltung und den Kopfputz von Marie An- ette, ſowie den untern Theil ihres Geſichtes trotz düſteren Reflexes vom Schilde des Hutes erkannte. hielt eine ſchöne Roſe in der Hand.

Mit bebendem Herzen ließ ſich Charny von ſeinem ſter herab in den Park gleiten. Er lief auf dem aſe, um kein Geräuſch zu machen, verbarg ſich dabei ter den dickſten Bäumen, und folgte mit dem Blick zwei Frauen, welche jede Minute langſamer gingen.

Was ſollte er thun? Die Königin hatte eine Be- leiterin; ſie lief keine Gefahr. Oh! warum war ſie ht allein! er hätte den Foltern getrotzt, um ſich ihr nähern und auf den Knieen zu ihr zu ſagen: Ich be Sie! Oh! warum war ſie nicht von einer unge- euren Gefahr bedroht, er hätte ſein Leben hingeworfen, dieſes koſtbare Leben zu retten!

Während er, tauſend tolle Zärtlichkeiten träumend, dies Alles dachte, ſtanden die zwei Wandlerinnen plötzlich ſtille; die Eine, die Kleinere, ſagte ein paar orte zu ihrer Gefährtin und verließ ſie.

Die Königin blieb allein; man ſah die andere me ihren Gang gegen ein Ziel beſchleunigen, das arny noch nicht errieth. Die Königin, welche mit em kleinen Fuß auf den Sand klopfte, lehnte ſich einem Baum an und hüllte ſich ſo in ihre Man- e, daß ſie ſogar den Kopf mit der Kapuze bedeckte, elche einen Augenblick zuvor in weiten ſeidenen Falten f ihren Schultern wogte.

Als ſie Charny allein und ſo träumeriſch ſah,

machte er einen Sprung, als wollte er ihr zu Füße
fallen.

Doch er überlegte, daß ihn wenigstens dreißi
Schritte von ihr trennten, daß sie ihn, ehe er dies
dreißig Schritte zurückgelegt, sehen und, ihn nich
erkennend, Angst bekommen würde, daß sie schreien ode
entfliehen würde, daß ihr Geschrei zuerst ihre Gefährti
und dann einige Wachen herbeiziehen müßte; daß ma
den Park durchsuchen, mindestens den Indiscreten, viel
leicht aber auch den Zufluchtsort entdecken würde, un
daß es dann um das Geheimniß, um das Glück un
die Liebe geschehen wäre.

Er wußte sich zurückzuhalten und that wohl daran
Denn kaum hatte er diesen unwiderstehlichen Ausbruc
bewältigt, als die Gefährtin der Königin wiederer
schien und nicht allein zurückkam.

Charny sah zwei Schritte hinter ihr einen Mann
von schöner Gestalt, begraben unter einem breiten Hut
verloren unter einem weiten Mantel, gehen.

Dieser Mann, der Herrn von Charny vor Ha
und Eifersucht zittern machte, schritt nicht wie ei
Triumphator einher. Er schwankte, schleppte den Fu
mit Zögern und schien tappend in der Nacht zu gehen
als hätte er nicht zur Führerin die Gefährtin der Kö
nigin gehabt, als hätte er nicht zum Ziele die Königi
selbst, weiß und aufrecht unter den Bäumen.

Sobald er Marie Antoinette erblickte, vermehrt
sich nur das Zittern, das Charny an ihm bemerk
hatte. Der Unbekannte zog seinen Hut ab und fegt
damit gleichsam den Boden. Er schritt weiter. Charn
sah ihn in den dichten Schatten eintreten; er verbeugt
sich tief und zu wiederholten Malen.

Das Erstaunen von Charny hatte sich indessen i
starre Verwunderung verwandelt. Von der Verwun
derung sollte er bald zu einer andern Gemüthsbewegun
übergehen. Was wollte die Königin im Park zu eine
so vorgerückten Stunde? Was wollte dieser Mann?

arum hatte er verborgen gewartet? Warum hatte
r die Königin durch ihre Begleiterin holen laſſen,
tt ſelbſt zu ihm zu gehen?

Charny hätte beinahe den Kopf verloren. Er
nnerte ſich indeſſen, daß ſich die Königin mit geheim-
zvoller Politik beſchäftigte, daß ſie oft Intriguen mit
r deutſchen Höfen anknüpfte, Verbindungen, auf
lche der König eiferſüchtig war und die er ſtrenge
:bot.

Vielleicht war dieſer myſteriöſe Cavalier ein Cour-
r aus Berlin oder Schönbrunn, ein adeliger Herr,
: eine geheime Botſchaft überbrachte, eine von den
ıtſchen Figuren, wie Ludwig XVI. keine mehr in
rſailles ſehen wollte, ſeitdem der Kaiſer Joſeph II.
Frankreich einen Curſus der Philoſophie und der
tiſchen Politik zum Nutzen ſeines Schwagers, des
erchriſtlichſten Königs zu machen ſich erlaubt hatte.

Der Eisbinde ähnlich, welche der Arzt auf eine
n Fieber glühende Stirne anwendet, erquickte dieſe
ee Olivier, den armen Olivier, gab ihm den Ver-
nd wieder und beſchwichtigte das Delirium ſeines
ten Zornes. Die Königin beobachtete übrigens eine
ıltung voll Anſtand und ſogar voll Würde.

Drei Schritte entfernt ſtehend, unruhig, aufmerk-
n, lauernd, wie die Freundinnen oder die Duennen
den Partien von zwei männlichen und zwei weib-
jen Perſonen von Watteau, ſtörte die Begleiterin
rch ihre dienſteifrige Angſt Herrn von Charny in
nem ganz keuſchen Viſiren. Doch es iſt ebenſo ge-
ırlich, bei politiſchen Rendezvous ertappt zu werden,
ı es beſchämend iſt, bei Liebesrendezvous ertappt zu
rden. Und nichts gleicht mehr einem Verliebten,
ı ein Verſchwörer. Beide haben denſelben Mantel,
ſelbe Empfindlichkeit des Ohrs, dieſelbe Unſicherheit
: Beine.

Charny hatte nicht viel Zeit, dieſen Betrachtungen
hzuhängen. Die Begleiterin verließ ihre Stellung

und durchbrach das Gespräch. Der Cavalier machte eine Bewegung, als wollte er sich niederwerfen; er erhielt ohne Zweifel seinen Abschied nach der Audienz.

Charny versteckte sich hinter einem dicken Baum. Sicherlich würde die Gruppe, indem sie sich trennte, in Brüchen an ihm vorüberkommen. Seinen Athem zurückhalten, die Gnomen und Sylphen bitten, alle Echos, sei es der Erde, sei es des Himmels, unterdrücken, dies war das Einzige, was ihm zu thun übrig blieb.

In diesem Augenblick glaubte er einen Gegenstand von heller Nuance an der königlichen Mantille hinabgleiten zu sehen; der Cavalier verbeugte sich lebhaft bis zum Grase, erhob sich dann wieder mit einer ehrfurchtsvollen Bewegung und entfloh, denn die Geschwindigkeit seines Abgangs ließe sich unmöglich anders bezeichnen.

Doch er wurde in seinem Laufe von der Begleiterin der Königin aufgehalten, die ihn mit einem kleinen Schrei zurückrief und ihm, als er angehalten hatte, mit halber Stimme das Wort zuwarf:

„Warten Sie!"

Es war ein sehr gehorsamer Cavalier, denn er blieb auf der Stelle stehen und wartete.

Charny sah nun die zwei Frauen, einander am Arm haltend, zwei Schritte von seinem Versteck vorübergehen; die durch den Rock der Königin bewegte Luft machte die Pflanzenstiele des Rasen beinahe unter den Händen von Charny wogen.

Er fühlte den Wohlgeruch, den er bei der Königin anzubeten gewohnt war: Eisenkraut mit Reseda vermischt — eine doppelte Trunkenheit für seine Sinne und seine Erinnerung.

Die Frauen gingen vorüber und verschwanden.

Dann, nach einigen Minuten, kam der Unbekannte, um den sich der junge Mann während des ganzen Ganges der Königin bis zur Thüre nicht mehr bekümmert hatte,

: küßte mit Leidenſchaft, mit Wahnſinn eine ganz iſche, balſamiſche Roſe, welche ſicherlich diejenige ar, deren Schönheit Charny bemerkt hatte, als die önigin in den Park eintrat, und die er ſo eben den änden ſeiner Fürſtin hatte entfallen ſehen.

Eine Roſe, ein Kuß auf dieſe Roſe! Handelte ſich um Botſchaft und Staatsgeheimniſſe?

Charny wäre beinahe von Sinnen gekommen. Er ar im Begriff, auf dieſen Menſchen loszuſtürzen und m die Blume zu entreißen, als die Begleiterin der önigin wiedererſchien und dem Unbekannten zurief:

„Kommen Sie, Monſeigneur.“

Charny glaubte, ein Prinz von Geblüt ſei gegenärtig, und lehnte ſich an einem Baume an, um nicht alb todt auf den Raſen zu ſinken.

Der Unbekannte eilte auf die Seite, woher die ſtimme kam, und verſchwand mit der Dame. .

LXV.

Die Hand der Königin.

Als Charny, von dieſem furchtbaren Schlag ganz rmalmt, in ſeine Wohnung zurückgekehrt war, fand : keine Kräfte mehr gegen das neue Unglück, das ihn af.

So hatte ihn die Vorſehung nach Verſailles zuickgeführt, ihm dieſes koſtbare Verſteck gegeben, einzig nd allein, um ſeiner Eiferſucht zu dienen und ihn nem von der Königin mit Hintanſetzung aller ehelichen eblichkeit, aller königlichen Würde, aller Liebestreue gangenen Verbrechen auf die Spur zu bringen.

Es ließ ſich nicht bezweifeln, der ſo im Parke mpfangene Mann war ein neuer Liebhaber. Im Fieber

der Nacht, im Delirium seiner Verzweiflung suchte
Charny vergebens zu überreden, der Mann, der
Rose erhalten, sei ein Botschafter, und die Rose
nur ein Pfand geheimer Uebereinkunft, bestimmt, e
zu sehr gefährdenden Brief zu ersetzen.

Nichts konnte gegen den Verdacht die Oberh
gewinnen. Es blieb dem armen Olivier nichts n
übrig, als sein eigenes Benehmen zu prüfen und
zu fragen, warum er sich in Gegenwart eines sol
Unglücks so völlig leidend verhalten habe.

Mit ein wenig Nachdenken war nichts leich
als den Instinct zu begreifen, der diese Passivität
hoten hatte.

In den heftigsten Krisen des Lebens springt
Handlung augenblicklich aus dem Grunde der men
lichen Natur hervor, und dieser Instinct, der den
puls gegeben hat, ist nichts Anderes, als eine Zus
mensetzung der Gewohnheit und der Ueberlegung
ihren höchsten Grad von Geschwindigkeit und Gele
lichkeit getrieben. Hatte Charny nicht gehandelt,
war dies der Fall, weil ihn die Angelegenheiten
Fürstin nichts angingen, weil er, seine Neugierde
gend, seine Liebe zeigte, weil er, die Königin com
mitirend, sich verrieth, und der beiderseitige Ver
ist eine schlechte Stellung bei Verräthern, die
überweisen will.

Hatte er nicht gehandelt, so war dies der,
weil er, um einen mit dem königlichen Hause
geehrten Mann anzugehen, Gefahr laufen mußte,
einen gehässigen, abgeschmackten Streit, in eine
von Hinterhalt zu verfallen, was die Königin
verziehen hätte.

Das Wort Monseigneur, am Ende von der ge
ligen Begleiterin hingeschleudert, war ferner gleich
eine heilsame, wenn auch späte Warnung, welche Cha
indem sie ihm gerade in seiner größten Wuth
Augen öffnete, gerettet hatte. Was wäre aus

geworden, wenn er, den Degen gegen dieſen Mann in der Hand, ihn hätte Monſeigneur nennen hören? Und welches Gewicht nahm nicht ſein Fehler an, indem es von einer ſo großen Höhe herabfiel?

Dies waren die Gedanken, welche Charny während der ganzen Nacht und der erſten Hälfte des folgenden Tages in Anſpruch nahmen. Sobald die Mittagſtunde geſchlagen hatte, war der vorhergehende Tag nichts mehr für ihn. Es blieb nur noch die fieberhafte, verzehrende Erwartung der kommenden Nacht, während welcher vielleicht andere Offenbarungen erſcheinen würden.

Mit welcher Bangigkeit ſtellte ſich der arme Charny an das Fenſter, das, der einzige Aufenthalt, der unüberſchreitbare Rahmen ſeines Lebens geworden war. Betrachtete man ihn unter den Weinranken, hinter den im Laden angebrachten Löchern, denn er befürchtete, ſehen zu laſſen, daß dieſes Haus bewohnt war, betrachtete man ihn in dieſem Viereck von Eichenholz und grünem Laubwerk, hätte man nicht glauben ſollen, es wäre eines von den alten Portraits verborgen unter den Vorhängen, welche den Ahnen in den alten Herrenhäuſern die fromme Sorge der Familien zuwirft?

Es kam der Abend und brachte unſerem glühenden Späher die düſteren Wünſche und die tollen Gedanken.

Die gewöhnlichen Geräuſche ſchienen ihm neue Deutungen zu haben. Er erblickte in der Ferne die Königin, welche mit einigen Fackeln, die man ihr antrug, über die Freitreppe ſchritt. Die Haltung der Königin kam ihm nachdenkend, unſicher, ganz bewegt von der Aufregung der Nacht vor.

Allmälig erloſchen alle Lichter vom Dienſte. Der Park füllte ſich mit Stillſchweigen und Kühle. Sollte man nicht glauben, die Bäume, welche ſich bei Tage drängen, zu ſtrotzen, um den Blicken zu gefallen und den Vorübergehenden zu liebkoſen, arbeiten in der Nacht, wenn Niemand ſie ſieht und Niemand ſie berührt,

an der Wiederherstellung ihrer Frische, ihrer Wohlrüche und ihrer Geschmeidigkeit? Die Bäume und Pflanzen schlafen in der That wie wir.

Charny hatte die Stunde des Rendezvous Königin wohl behalten. Es schlug Mitternacht.

Das Herz von Charny wäre bald in seiner B gebrochen. Er drückte sein Fleisch an das Gelä des Fensters, um die Schläge zu ersticken, welche und geräuschvoll wurden. „Bald," sagte er zu selbst, „bald wird die Thüre sich öffnen, werden Riegel klirren."

Nichts störte den Frieden des Gehölzes.

Charny wunderte sich dann, daß er zum er Mal daran dachte, zwei Tage hinter einander fa dieselben Ereignisse nicht vor; nichts sei verbindlich dieser Liebe, wenn nicht die Liebe selbst, und diejeni wären sehr unklug, welche, so starke Gewohnheiten nehmend, nicht zwei Tage hinbringen könnten, o sich zu sehen.

„Ein geheimes Abenteuer," dachte Charny, „w sich die Tollheit darein mischt."

Ja, es war eine unbestreitbare Wahrheit, die nigin würde nicht am andern Tag die Unvorsichtig vom vorhergehenden wiederholen.

Plötzlich klirrten die Riegel und die kleine Th wurde geöffnet.

Eine Todesblässe überströmte die Wangen Olivier, als er die zwei Damen in der Kleidung vorhergehenden Nacht erblickte.

„Wie muß sie verliebt sein!" murmelte er.

Die zwei Damen machten dasselbe Manoeuvre, sie am Tage vorher gemacht hatten, und gingen r unter den Fenstern von Charny vorüber.

Er sprang wie am vorhergehenden Tage hin so bald sie fern genug waren, daß sie ihn nicht m hören konnten, und während er hinter jedem ein we dicken Baum ging, schwur er sich, klug, stark, un

findlich zu sein; nicht zu vergessen, daß er der Unterhan und sie die Königin; daß er ein Mann, das heißt ur Ehrfurcht verbunden, daß sie eine Frau, das heißt erechtigt, Rücksichten zu verlangen.

Und da er seinem ungestümen, stets zum Ausbruch eneigten Charakter mißtraute, so warf er seinen Degen inter einen Holderbusch, der einen Kastanienbaum mgab.

Mittlerweile waren die zwei Damen zu demselben)rt wie am Tage zuvor gelangt. Auch wie am vorergehenden Tage erkannte Charny die Königin, und iese umhüllte ihre Stirne mit ihrer Caleche, während ie diensteifrige Freundin aus seinem Versteck den Unekannten holte, den man Monseigneur nannte.

Dieses Versteck, was war es? das fragte sich harny. Wohl lag in der Richtung, welche die Geillige nahm, der Apollo-Badesaal, beschützt von den ohen Hagebuchen und dem Schatten seiner marmornen ilaster; doch wie konnte sich der Unbekannte hier erbergen? wo kam er herein?

Charny erinnerte sich, daß auf dieser Seite des arkes eine kleine Thüre vorhanden war, ähnlich der, elche die Damen öffneten, um zum Rendezvous zu ommen. Der Unbekannte hatte ohne Zweifel einen chlüssel zu dieser Thüre. Er schlüpfte hier durch bis i den Apollo-Bädern und wartete, bis man ihn holte.

Alles war auf diese Art festgestellt; dann entfloh Monseigneur durch dieselbe Thüre nach seiner Unteredung mit der Königin.

Charny erblickte nach einigen Minuten den Mantel nd den Hut, wie er es am Tage vorher gesehen hatte.

Diesmal ging der Unbekannte auf die Königin icht mehr mit der ehrfurchtsvollen Zurückhaltung zu; r kam mit großen Schritten, ohne daß er zu laufen agte, doch schneller gehend wäre er gelaufen.

An ihren großen Baum angelehnt, setzte sich die önigin auf den Mantel, den dieser neue Raleigh für

ſie ausbreitete, und während die wachſame Freundin wie am Tage vorher lauerte, kniete der verliebte Herr auf das Moos nieder und fing an mit einer leidenſchaftlichen Geſchwindigkeit zu reden.

Einer verliebten Schwermuth preisgegeben, neigte die Königin das Haupt. Charny hörte die Worte des Cavaliers nicht, aber die Melodie. Die Rede hatte das Gepräge der Poeſie und der Liebe. Jede von den Betonungen ließ ſich in eine glühende Betheurung überſetzen.

Die Königin antwortete nichts. Der Unbekannte verdoppelte indeſſen die Liebkoſung ſeiner Reden; zuweilen kam es Charny, dem elenden Charny, vor, als ſollte das Wort, in jenes harmoniſche Schauern gehüllt, verſtändlich werden, und dann würde er vor Wuth und Eiferſucht ſterben. Doch nichts, nichts. In dem Augenblick, wo die Stimme ſich aufklärte, zwang eine bezeichnende Geberde der horchenden Begleiterin den leidenſchaftlichen Redner, den Klang ſeiner Elegien zu dämpfen.

Die Königin beobachtete ein hartnäckiges Stillſchweigen.

Bitten auf Bitten häufend, was Charny aus der vibrirenden Melodie ſeiner Beugungen errieth, erhielt der Andere nur die ſüße Einwilligung des Stillſchweigens, eine ungenügende Gunſt für die glühenden Lippen welche die Liebe zu trinken angefangen haben.

Doch plötzlich entſchlüpften der Königin ein paa Worte. Man muß es wenigſtens glauben. Sehr unterdrückte, ſehr erſtickte Worte, da ſie der Unbekannte allein vernommen hatte; doch kaum hatte er ſie vernommen, als er im Uebermaß ſeines Entzückens, daß er ſich ſelbſt hörbar machte, ausrief:

„Dank, o meinen Dank, ſüße Majeſtät! Mor alſo?“

Die Königin verbarg ihr ſchon ſo gut verborgenes Geſicht vollends gänzlich.

Charny fühlte einen eisigen Schweiß, — den Todesschweiß, langsam in schweren Tropfen von seinen Schläfen herabfließen.

Der Unbekannte hatte die beiden Hände der Königin gegen sich ausstrecken sehen. Er nahm sie in die seinigen und drückte einen so langen und zärtlichen Kuß darauf, daß Charny während seiner Dauer den Schmerz aller Martern kennen lernte, welche die wilde Menschheit den höllischen Barbareien gestohlen hat.

Als dieser Kuß gegeben war; erhob sich die Königin rasch und ergriff den Arm ihrer Gefährtin.

Beide entflohen, wie am Tage vorher, an Charny vorüber.

Der Unbekannte entfloh ebenfalls, und Charny, der den Boden nicht hatte verlassen können, an den ihn die Lähmung eines unsäglichen Schmerzes gefesselt hielt, vernahm unbestimmt das gleichzeitige Geräusch zweier Thüren, die man wieder schloß.

Wir werden es nicht versuchen, die Lage zu schildern, in der sich Charny nach dieser gräßlichen Entdeckung befand.

Die Nacht verging für ihn in wüthenden Gängen durch den Park, durch die Alleen, denen er in Verzweiflung ihre strafbare Mitschuld zum Vorwurf machte.

Einige Stunden lang wahnsinnig, fand Charny seine Vernunft erst wieder, als er in seinem blinden Lauf an den Degen stieß, den er weggeworfen hatte, um nicht in Versuchung zu gerathen, sich desselben zu bedienen.

Diese Klinge, die ihm zwischen die Beine kam und seinen Fall verursachte, rief ihn plötzlich zum Gefühl seiner Stärke, wie zu dem seiner Würde zurück. Ein Mann, der einen Degen in seiner Faust fühlt, kann nur, wenn er noch wahnwitzig ist, sich damit durchbohren, oder den durchbohren, welcher ihn beleidigt hat; er hat weder mehr das Recht, schwach zu sein, noch das, Furcht zu haben.

Charny wurde wieder, was er immer war, ein starker Geist, ein kräftiger Körper. Er unterbrach seine wahnsinnigen Läufe, bei denen er an die Bäume anrannte, und ging gerade und schweigsam in die noch von den Tritten der zwei Frauen und des Unbekannten durchfurchte Allee.

Er wollte den Platz besuchen, wo die Königin gesessen hatte. Die noch niedergedrückten Moose enthüllten ihm sein Unglück und das Glück eines Andern. Statt zu seufzen, statt die Dünste des Zorns abermals in sein Gehirn aufsteigen zu lassen, dachte Olivier über die Natur dieser verborgenen Liebe und über die Eigenschaft der Person nach, die dieselbe einflößte.

Er untersuchte die Tritte dieses vornehmen Herrn mit derselben Aufmerksamkeit, mit der er bei der Untersuchung der Fährte eines wilden Thieres zu Werke gegangen wäre. Er erkannte die Thüre hinter den Apollo-Bädern. Er sah, indem er die Mauerkappe erkletterte, Eindrücke von Pferdehufen und eine Verheerung im Grase.

„Er kommt von dort her! Er kommt nicht von Versailles, sondern von Paris," dachte Olivier. „Er kommt allein, und morgen wird er wiederkommen, da man ihm gesagt hat: Morgen.

„Bis dahin verschlingen wir schweigend, nicht mehr die Thränen, die meinem Augen entfließen, sondern das Blut, das in Wellen aus meinem Herzen strömt.

„Morgen wird der letzte Tag meines Lebens sein, wenn nicht, so bin ich ein Feiger und habe nie geliebt.

„Sachte, sachte," sprach er, indem er sanft an sein Herz klopfte, wie der Reiter seinem Pferde, das in Hitze geräth, auf den Hals klopft, „Ruhe, Stärke, da die Prüfung noch nicht beendigt ist."

Nach diesen Worten schaute er zum letzten Male umher und wandte die Augen vom Schlosse ab, indem er das Fenster der treulosen Königin beleuchtet zu sehen befürchtete; denn dieses Licht wäre eine Lüge, ein neuer Flecken gewesen.

deutet nicht in der That ein beleuchtetes Fenster
ohntes Zimmer? und warum so lügen, wenn
s Recht der Unverschämtheit und der Ehrlosig-
. wenn man eine so geringe Entfernung zwischen
orgenen Schande und dem öffentlichen Aerger-
ickzulegen hat?
s Fenster der Königin war erleuchtet.
lauben zu machen, sie sei zu Hause, während
Gesellschaft eines Liebhabers im Parke umher-
Zahrhaftig das ist Keuschheit ohne allen Nutzen!"
arny, der seine Worte mit einer bittern Ironie

ie ist zu gut, diese Königin, daß sie sich so
ns verstellt. Allerdings befürchtet sie vielleicht,
emahl zu ärgern."
Charny, indem er sich die Nägel in das Fleisch
schlug mit gemessenen Schritten wieder den
ch seinem Hause ein.
ie haben gesagt: Morgen," fügte er bei, nach-
über den Balcon gestiegen war. „Ja, mor-
. für alle Welt, denn morgen werden wir zu
n Rendezvous sein, Madame!"

LXVI.

Frau und Königin.

andere Tag brachte dieselben Verlegenheiten,
Leiden herbei.
Thüre öffnete sich beim letzten Schlage vor
acht. Die zwei Frauen erschienen.
war, wie in den arabischen Mährchen, die Be-
keit der Genien, welche den Talismanen zu
ter Stunde gehorchten.
arny hatte alle seine Entschlüsse gefaßt; er

*

der Nacht, im Delirium seiner Verzweiflung suchte sich Charny vergebens zu überreden, der Mann, der die Rose erhalten, sei ein Botschafter, und die Rose sei nur ein Pfand geheimer Uebereinkunft, bestimmt, einen zu sehr gefährdenden Brief zu ersetzen.

Nichts konnte gegen den Verdacht die Oberhand gewinnen. Es blieb dem armen Olivier nichts mehr übrig, als sein eigenes Benehmen zu prüfen und sich zu fragen, warum er sich in Gegenwart eines solchen Unglücks so völlig leidend verhalten habe.

Mit ein wenig Nachdenken war nichts leichter, als den Instinct zu begreifen, der diese Passivität geboten hatte.

In den heftigsten Krisen des Lebens springt die Handlung augenblicklich aus dem Grunde der menschlichen Natur hervor, und dieser Instinct, der den Impuls gegeben hat, ist nichts Anderes, als eine Zusammensetzung der Gewohnheit und der Ueberlegung auf ihren höchsten Grad von Geschwindigkeit und Gelegenheit getrieben. Hatte Charny nicht gehandelt, so war dies der Fall, weil ihn die Angelegenheiten der Fürstin nichts angingen, weil er, seine Neugierde zeigend, seine Liebe zeigte, weil er, die Königin compromittirend, sich verrieth, und der beiderseitige Verrath ist eine schlechte Stellung bei Verräthern, die man überweisen will.

Hatte er nicht gehandelt, so war dies der Fall, weil er, um einen mit dem königlichen Vertrauen geehrten Mann anzugehen, Gefahr laufen mußte, in einen gehässigen, abgeschmackten Streit, in eine Art von Hinterhalt zu verfallen, was die Königin nicht verziehen hätte.

Das Wort Monseigneur, am Ende von der gefälligen Begleiterin hingeschleudert, war ferner gleichsam eine heilsame, wenn auch späte Warnung, welche Charny, indem sie ihm gerade in seiner größten Wuth die Augen öffnete, gerettet hatte. Was wäre aus ihm

ɔen, wenn er, den Degen gegen dieſen Mann in
and, ihn hätte Monſeigneur nennen hören? Und
s Gewicht nahm nicht ſein Fehler an, indem es
ner ſo großen Höhe herabfiel?
ies waren die Gedanken, welche Charny während
nzen Nacht und der erſten Hälfte des folgenden
in Anſpruch nahmen. Sobald die Mittagſtunde
gen hatte, war der vorhergehende Tag nichts
ür ihn. Es blieb nur noch die fieberhafte, ver-
ɔe Erwartung der kommenden Nacht, während
: vielleicht andere Offenbarungen erſcheinen
1.
lit welcher Bangigkeit ſtellte ſich der arme Charny
Fenſter, das, der einzige Aufenthalt, der un-
reitbare Rahmen ſeines Lebens geworden war.
htete man ihn unter den Weinranken, hinter den
den angebrachten Löchern, denn er befürchtete,
u laſſen, daß dieſes Haus bewohnt war, betrach-
an ihn in dieſem Viereck von Eichenholz und
ı Laubwerk, hätte man nicht glauben ſollen, es
eines von den alten Portraits verborgen unter
ɔrhängen, welche den Ahnen in den alten Herren-
n die fromme Sorge der Familien zuwirft?
s kam der Abend und brachte unſerem glühenden
r die düſteren Wünſche und die tollen Gedanken.
ie gewöhnlichen Geräuſche ſchienen ihm neue
tungen zu haben. Er erblickte in der Ferne die
in, welche mit einigen Fackeln, die man ihr
rug, über die Freitreppe ſchritt. Die Haltung
nigin kam ihm nachdenkend, unſicher, ganz bewegt
r Aufregung der Nacht vor.
llmälig erloſchen alle Lichter vom Dienſte. Der
üllte ſich mit Stillſchweigen und Kühle. Sollte
icht glauben, die Bäume, welche ſich bei Tage
ıgen, zu ſtrotzen, um den Blicken zu gefallen und
orübergehenden zu liebkoſen, arbeiten in der
wenn Niemand ſie ſieht und Niemand ſie berührt,

an der Wiederherstellung ihrer Frische, ihrer W
rüche und ihrer Geschmeidigkeit? Die Bäume un
Pflanzen schlafen in der That wie wir.

Charny hatte die Stunde des Rendezvou
Königin wohl behalten. Es schlug Mitternacht.

Das Herz von Charny wäre bald in seiner
gebrochen. Er drückte sein Fleisch an das Gel
des Fensters, um die Schläge zu ersticken, welche
und geräuschvoll wurden. „Bald," sagte er z
selbst, „bald wird die Thüre sich öffnen, werd
Riegel klirren."

Nichts störte den Frieden des Gehölzes.

Charny wunderte sich dann, daß er zum
Mal daran dachte, zwei Tage hinter einander
dieselben Ereignisse nicht vor; nichts sei verbindli
dieser Liebe, wenn nicht die Liebe selbst, und dieje
wären sehr unklug, welche, so starke Gewohnheite
nehmend, nicht zwei Tage hinbringen könnten,
sich zu sehen.

„Ein geheimes Abenteuer," dachte Charny, „
sich die Tollheit darein mischt."

Ja, es war eine unbestreitbare Wahrheit, di
nigin würde nicht am andern Tag die Unvorsicht
vom vorhergehenden wiederholen.

Plötzlich klirrten die Riegel und die kleine
wurde geöffnet.

Eine Todesblässe überströmte die Wangen
Olivier, als er die zwei Damen in der Kleidun
vorhergehenden Nacht erblickte.

„Wie muß sie verliebt sein!" murmelte er.

Die zwei Damen machten dasselbe Manoeuvre
sie am Tage vorher gemacht hatten, und gingen
unter den Fenstern von Charny vorüber.

Er sprang wie am vorhergehenden Tage h
so bald sie fern genug waren, daß sie ihn nicht
hören konnten, und während er hinter jedem ein
dicken Baum ging, schwur er sich, klug, stark, u

lich zu ſein; nicht zu vergeſſen, daß er der Unter-
und ſie die Königin; daß er ein Mann, das heißt
Ehrfurcht verbunden, daß ſie eine Frau, das heißt
ptigt, Rückſichten zu verlangen.
Und da er ſeinem ungeſtümen, ſtets zum Ausbruch
gten Charakter mißtraute, ſo warf er ſeinen Degen
r einen Holderbuſch, der einen Kaſtanienbaum
b.
Mittlerweile waren die zwei Damen zu demſelben
wie am Tage zuvor gelangt. Auch wie am vor-
henden Tage erkannte Charny die Königin, und
umhüllte ihre Stirne mit ihrer Caleche, während
ienſteifrige Freundin aus ſeinem Verſteck den Un-
nten holte, den man Monſeigneur nannte.
Dieſes Verſteck, was war es? das fragte ſich
ny. Wohl lag in der Richtung, welche die Ge-
e nahm, der Apollo-Badeſaal, beſchützt von den
Hagebuchen und dem Schatten ſeiner marmornen
ter; doch wie konnte ſich der Unbekannte hier
rgen? wo kam er herein?
Charny erinnerte ſich, daß auf dieſer Seite des
es eine kleine Thüre vorhanden war, ähnlich der,
e die Damen öffneten, um zum Rendezvous zu
en. Der Unbekannte hatte ohne Zweifel einen
iſſel zu dieſer Thüre. Er ſchlüpfte hier durch bis
n Apollo-Bädern und wartete, bis man ihn holte.
Alles war auf dieſe Art feſtgeſtellt; dann entfloh
ſeigneur durch dieſelbe Thüre nach ſeiner Unter-
ig mit der Königin.
Charny erblickte nach einigen Minuten den Mantel
den Hut, wie er es am Tage vorher geſehen hatte.
Diesmal ging der Unbekannte auf die Königin
mehr mit der ehrfurchtsvollen Zurückhaltung zu;
m mit großen Schritten, ohne daß er zu laufen
, doch ſchneller gehend wäre er gelaufen.
An ihren großen Baum angelehnt, ſetzte ſich die
gin auf den Mantel, den dieſer neue Raleigh für

ſie ausbreitete, und während die wachſame Freun
wie am Tage vorher lauerte, kniete der verliebte H
auf das Moos nieder und fing an mit einer leid
ſchaftlichen Geſchwindigkeit zu reden.

Einer verliebten Schwermuth preisgegeben, nei
die Königin das Haupt. Charny hörte die Worte
Cavaliers nicht, aber die Melodie. Die Rede h
das Gepräge der Poeſie und der Liebe. Jede von
Betonungen ließ ſich in eine glühende Betheur
überſetzen.

Die Königin antwortete nichts. Der Unbekan
verdoppelte indeſſen die Liebkoſung ſeiner Reden;
weilen kam es Charny, dem elenden Charny, vor,
ſollte das Wort, in jenes harmoniſche Schauern
hüllt, verſtändlich werden, und dann würde er vor W
und Eiferſucht ſterben. Doch nichts, nichts. In
Augenblick, wo die Stimme ſich aufklärte, zwang eine
zeichnende Geberde der horchenden Begleiterin den
denſchaftlichen Redner, den Klang ſeiner Elegien
dämpfen.

Die Königin beobachtete ein hartnäckiges St
ſchweigen.

Bitten auf Bitten häufend, was Charny aus
vibrirenden Melodie ſeiner Beugungen errieth, erh
der Andere nur die ſüße Einwilligung des Stillſchw
gens, eine ungenügende Gunſt für die glühenden Lipp
welche die Liebe zu trinken angefangen haben.

Doch plötzlich entſchlüpften der Königin ein p
Worte. Man muß es wenigſtens glauben. Sehr
terdrückte, ſehr erſtickte Worte, da ſie der Unbekan
allein vernommen hatte; doch kaum hatte er ſie
nommen, als er im Uebermaß ſeines Entzückens,
daß er ſich ſelbſt hörbar machte, ausrief:

„Dank, o meinen Dank, ſüße Majeſtät! Mor
alſo?“

Die Königin verbarg ihr ſchon ſo gut verborge
Geſicht vollends gänzlich.

Charny fühlte einen eiſigen Schweiß, — den Todesſchweiß, langſam in ſchweren Tropfen von ſeinen Schläfen herabfließen.

Der Unbekannte hatte die beiden Hände der Königin gegen ſich ausſtrecken ſehen. Er nahm ſie in die ſeinigen und drückte einen ſo langen und zärtlichen Kuß darauf, daß Charny während ſeiner Dauer den Schmerz aller Martern kennen lernte, welche die wilde Menſchheit den hölliſchen Barbareien geſtohlen hat.

Als dieſer Kuß gegeben war; erhob ſich die Königin raſch und ergriff den Arm ihrer Gefährtin.

Beide entflohen, wie am Tage vorher, an Charny vorüber.

Der Unbekannte entfloh ebenfalls, und Charny, der den Boden nicht hatte verlaſſen können, an den ihn die Lähmung eines unſäglichen Schmerzes gefeſſelt hielt, vernahm unbeſtimmt das gleichzeitige Geräuſch zweier Thüren, die man wieder ſchloß.

Wir werden es nicht verſuchen, die Lage zu ſchildern, in der ſich Charny nach dieſer gräßlichen Entdeckung befand.

Die Nacht verging für ihn in wüthenden Gängen durch den Park, durch die Alleen, denen er in Verzweiflung ihre ſtrafbare Mitſchuld zum Vorwurf machte.

Einige Stunden lang wahnſinnig, fand Charny ſeine Vernunft erſt wieder, als er in ſeinem blinden Lauf an den Degen ſtieß, den er weggeworfen hatte, um nicht in Verſuchung zu gerathen, ſich deſſelben zu bedienen.

Dieſe Klinge, die ihm zwiſchen die Beine kam und ſeinen Fall verurſachte, rief ihn plötzlich zum Gefühl ſeiner Stärke, wie zu dem ſeiner Würde zurück. Ein Mann, der einen Degen in ſeiner Fauſt fühlt, kann nur, wenn er noch wahnwitzig iſt, ſich damit durchbohren, oder den durchbohren, welcher ihn beleidigt hat; er hat weder mehr das Recht, ſchwach zu ſein, noch das, Furcht zu haben.

Charny wurde wieder, was er immer war, starker Geist, ein kräftiger Körper. Er unterbrach wahnsinnigen Läufe, bei denen er an die Bäume rannte, und ging gerade und schweigsam in die von den Tritten der zwei Frauen und des Unbekan durchfurchte Allee.

Er wollte den Platz besuchen, wo die Königin gesessen hatte. Die noch niedergedrückten Moose enthül ihm sein Unglück und das Glück eines Andern. zu seufzen, statt die Dünste des Zorns abermal sein Gehirn aufsteigen zu lassen, dachte Olivier die Natur dieser verborgenen Liebe und über die Ei schaft der Person nach, die dieselbe einflößte.

Er untersuchte die Tritte dieses vornehmen H mit derselben Aufmerksamkeit, mit der er bei der terſuchung der Fährte eines wilden Thieres zu W gegangen wäre. Er erkannte die Thüre hinter Apollo-Bädern. Er sah, indem er die Mauerk erkletterte, Eindrücke von Pferdehufen und eine heerung im Grase.

„Er kommt von dort her! Er kommt nicht Versailles, sondern von Paris," dachte Olivier. kommt allein, und morgen wird er wiederkommen, man ihm gesagt hat: Morgen.

„Bis dahin verschlingen wir schweigend, nicht die Thränen, die meinem Augen entfließen, sondern Blut, das in Wellen aus meinem Herzen strömt.

„Morgen wird der letzte Tag meines Lebens wenn nicht, so bin ich ein Feiger und habe nie gel

„Sachte, sachte," sprach er, indem er sanft sein Herz klopfte, wie der Reiter seinem Pferde, da Hitze geräth, auf den Hals klopft, „Ruhe, Stärke die Prüfung noch nicht beendigt ist."

Nach diesen Worten schaute er zum letzten M umher und wandte die Augen vom Schlosse ab, in er das Fenster der treulosen Königin beleuchtet sehen befürchtete; denn dieses Licht wäre eine L ein neuer Flecken gewesen.

Bedeutet nicht in der That ein beleuchtetes Fenster ein bewohntes Zimmer? und warum so lügen, wenn man das Recht der Unverschämtheit und der Ehrlosigkeit hat, wenn man eine so geringe Entfernung zwischen der verborgenen Schande und dem öffentlichen Aergerniß zurückzulegen hat?

Das Fenster der Königin war erleuchtet.

„Glauben zu machen, sie sei zu Hause, während sie in Gesellschaft eines Liebhabers im Parke umherläuft! Wahrhaftig das ist Keuschheit ohne allen Nutzen!" sagte Charny, der seine Worte mit einer bittern Ironie abstieß.

„Sie ist zu gut, diese Königin, daß sie sich so gegen uns verstellt. Allerdings befürchtet sie vielleicht, ihren Gemahl zu ärgern."

Und Charny, indem er sich die Nägel in das Fleisch drückte, schlug mit gemessenen Schritten wieder den Weg nach seinem Hause ein.

„Sie haben gesagt: Morgen," fügte er bei, nachdem er über den Balcon gestiegen war. „Ja, morgen! . . . für alle Welt, denn morgen werden wir zu vier beim Rendezvous sein, Madame!"

LXVI.

Frau und Königin.

Der andere Tag brachte dieselben Verlegenheiten, dieselben Leiden herbei.

Die Thüre öffnete sich beim letzten Schlage vor Mitternacht. Die zwei Frauen erschienen.

Es war, wie in den arabischen Mährchen, die Beharrlichkeit der Genien, welche den Talismanen zu bestimmter Stunde gehorchten.

Charny hatte alle seine Entschlüsse gefaßt; er

wollte an diesem Abend den glücklichen Mann erkennen, den die Königin begünstigte.

Getreu seinen Gewohnheiten, obgleich diese bei ihm nicht verkörpert waren, schritt er, sich hinter den Bäumen verbergend, weiter; doch als er die Stelle erreicht, wo seit zwei Tagen die Liebenden zusammengetroffen waren, fand er hier Niemand.

Die Gefährtin der Königin zog Ihre Majestät gegen die Apollo-Bäder fort.

Eine furchtbare Angst, ein ganz neues Leiden schmetterte Charny nieder. In seiner unschuldigen Redlichkeit hatte er sich nicht eingebildet, das Verbrechen könnte so weit gehen.

Lächelnd und kichernd ging die Königin auf das dunkle Asyl zu, auf dessen Schwelle der unbekannte Herr sie mit offenen Armen erwartete.

Sie trat, ebenfalls die Arme ausstreckend, ein. Das eiserne Gitter schloß sich hinter ihr.

Die Gefährtin blieb außen und lehnte sich an eine ganz zerbröckelte, von Blätterwerk umgebene Halbsäule an.

Charny hatte seine Kräfte schlecht berechnet. Sie vermochten einem solchen Schlage nicht zu widerstehen. In dem Augenblick, wo er in seiner Wuth sich auf die Vertraute der Königin stürzen wollte, um sie zu entlarven, zu erkennen, mit Schmähungen zu überhäufen, sie zu ersticken vielleicht, floß das Blut wie ein siedender Strom nach seinen Schläfen, nach seinem Halse und erstickte ihn. Er fiel auf die Moose nieder und röchelte einen Seufzer, welcher eine Secunde lang die Ruhe der vor den Thüren der Apollo-Bäder aufgestellten Schildwache stören sollte.

Eine innere Blutung, verursacht durch seine Wunde, die sich wieder geöffnet hatte, erstickte ihn.

Charny wurde durch die Kälte des Thaus, durch die Feuchtigkeit der Erde, durch den lebhaften Hin-

ruck ſeines eigenen Schmerzes in's Leben zurückge-
ufen.

Er erhob ſich ſtrauchelnd, erkannte die Oertlich-
eit, ſeine Lage, erinnerte ſich und ſuchte.

Die Schildwache war verſchwunden, kein Geräuſch
achte ſich hörbar. Es ſchlug zwei Uhr auf einem
Kirchthurme von Verſailles, und dies belehrte ihn, daß
eine Ohnmacht lange gedauert habe.

Ohne allen Zweifel hatte die gräßliche Viſion ver-
chwinden müſſen: Königin, Liebhaber, Begleiterin
atten Zeit gehabt, zu fliehen. Charny konnte ſich
ievon überzeugen, indem er über die Mauer ſchaute
nd die friſchen Spuren des Abgangs eines Reiters
rblickte.

Dieſe Spuren und die Brüche einiger Zweige in
er Umgegend der Apollo-Bäder bildeten die ganze
Ueberführung des armen Charny.

Die Nacht war ein langes Delirium. Am Mor-
en hatte er ſich nicht beruhigt.

Bleich wie ein Todter, um zehn Jahre gealtert,
ief er ſeinen Kammerdiener und ließ ſich in ſchwar-
en Sammet kleiden, wie ein Reicher vom Bürgerſtand.

Düſter, ſtumm, alle ſeine Schmerzen verſchlingend,
ing er nach dem Schloſſe Trianon in dem Augenblick,
o die Wache abgelöſt worden war, daß heißt gegen
ehn Uhr.

Die Königin trat aus der Kapelle, wo ſie die
Meſſe gehört hatte.

Auf ihrem Wege neigten ſich ehrfurchtsvoll die
Köpfe und die Degen.

Charny ſah einige Frauen roth vor Aerger, weil
ie fanden, daß die Königin ſchön war.

Schön, in der That, mit ihren ſchönen auf den
Schläfen emporgehaltenen Haaren, ihrem Geſichte mit
en zarten Zügen, ihrem lächelnden Munde, ihren er-
nüdeten, aber von einer ſanften Klarheit glänzenden
Augen.

Plötzlich erblickte sie Charny am Ende der Reihe. Sie erröthete und gab einen Ausruf des Erstaunens von sich.

Charny bückte den Kopf nicht. Er schaute fort, während diese Königin an, in deren Blick er ein neues Unglück las. Sie kam auf ihn zu und sagte mit strengem Tone:

„Ich glaubte, Sie wären auf Ihren Gütern, Herr von Charny?“

„Ich bin von dort zurückgekehrt, Madame,“ erwiederte er mit kurzem, beinahe unhöflichem Ausdruck.

Sie blieb erstaunt stehen, sie, der nie eine Nuance entging.

Nach diesem Austausch von Blicken und beinahe feindlichen Worten wandte sie sich gegen die Frauen.

„Guten Morgen, Gräfin,“ sagte sie freundschaftlich zu Frau von La Mothe. Und sie blinzelte ihr ganz vertraulich mit den Augen zu.

Charny bebte. Er schaute aufmerksamer.

Unruhig über dieses eine Absichtlichkeit verrathende Anschauen wandte Frau von La Mothe den Kopf ab.

Charny folgte ihr, wie es ein Verrückter gethan hätte, bis sie ihm noch einmal ihr Gesicht gezeigt hatte.

Dann drehte er sich um sie, um ihren Gang zu studiren.

Rechts und links grüßend, folgte doch die Königin diesem Manoeuvre der beiden Beobachter.

„Sollte er den Verstand verloren haben?“ dachte sie. „Armer Junge!“

Und sie kehrte zu ihm zurück und fragte mit mildem Ton:

„Wie befinden Sie sich, Herr von Charny?“

„Sehr gut, Madame, doch, Gott sei Dank, minder gut als Eure Majestät.“

Und er verbeugte sich auf eine Art, daß er die

önigin mehr erſchreckte, als er ſie in Erſtaunen ge=
zt hatte.

„Dahinter iſt Etwas," ſagte die aufmerkſame
eanne.

„Wo wohnen Sie denn gegenwärtig?" fuhr die
önigin fort.

„In Verſailles, Madame," erwiederte Olivier.

„Seit wie lange?"

„Seit drei Nächten," ſprach der junge Mann, in=
m er mit dem Blick, mit der Geberde und mit der
ſtimme einen Nachdruck auf dieſe Worte legte.

Die Königin offenbarte keine Bewegung; Jeanne
bte.

„Haben Sie mir nicht etwas zu ſagen?" fragte
e Königin Charny mit einer engeliſchen Sanftmuth.

„Oh! Madame," erwiederte dieſer, „ich hätte
urer Majeſtät nur zu viel zu ſagen."

„Kommen Sie!" ſprach Marie Antoinette un=
ſtüm.

„Wachen wir," dachte Jeanne.

Die Königin ging mit großen Schritten nach ihren
emächern. Jedermann folgte ihr nicht minder bewegt.

Was Frau von La Mothe providenziell vorkam,
ar der Umſtand, daß Marie Antoinette, um den An=
hein zu vermeiden, als ſuchte ſie unter vier Augen
ſein, mehrere Perſonen ihr zu folgen aufforderte.

Mitten unter dieſe Perſonen ſchlüpfte Jeanne.

Die Königin trat in ihr Gemach und entließ Frau
on Misery und ihren ganzen Dienſt.

Es war ein mildes, verſchleiertes Wetter; die
Sonne durchdrang die Wolken nicht, doch ſie ließ ihre
Bärme und ihr Licht durch ihre dichte weiße und blaue
ütterung fiekern.

Die Königin öffnete das Fenſter, das auf eine
leine Terraſſe ging; ſie ſetzte ſich an ihr von Briefen
eladenes Arbeitstiſchchen und wartete.

Die Personen, welche ihr gefolgt waren, beg
allmälig ihren Wunsch, allein zu sein, und en
ten sich.

Ungeduldig, vom Zorn verzehrt, zerknitterte C
seinen Hut zwischen seinen Händen.

„Sprechen Sie! sprechen Sie!“ sagte die Kön
„Sie scheinen sehr beunruhigt zu sein, mein Her

„Wie werde ich anfangen?“ sagte Charny
ganz laut dachte; „wie werde ich es wagen, die
die Treue, die Majestät anzuklagen?“

„Wie beliebt?“ rief Marie Antoinette, ind
sich lebhaft und mit einem flammenden Blick
wandte.

„Und dennoch werde ich nur sagen, was ich g
habe,“ fuhr Charny fort.

Die Königin erhob sich und sprach mit kaltem

„Mein Herr, es ist noch sehr früh am M
daß ich Sie für betrunken halte; und dennoch n
Sie hier eine Haltung an, die sich schlecht für
terne Edelleute geziemt.“

Sie erwartete, ihn durch diese verächtliche A
niedergeschmettert zu sehen. Doch er fuhr unb
lich fort:

„Im Ganzen, was ist eine Königin? ein
Und ich, was bin ich? ein Mann ebensowohl, al
Unterthan.“

„Mein Herr!“

„Madame, verwirren wir nicht das, was ich
sagen muß, durch einen Zorn, der auf eine T
auslaufen würde. Ich glaube Ihnen bewiesen z
ben, daß ich Ehrfurcht für die königliche Majestät
ich befürchte, bewiesen zu haben, daß ich eine
sinnige Liebe für die Person der Königin hegte. S
Sie auch Ihre Wahl: auf welche von Beiden, a
Königin oder die Frau, soll dieser Anbeter die A
der Schande oder der Unredlichkeit werfen?“

„Herr von Charny," rief die Königin, indem sie erbleichend auf den jungen Mann zuschritt, „entfernen Sie sich nicht von hier, so werde ich Sie durch meine Wachen wegjagen lassen."

„Ich will Ihnen also, ehe ich weggejagt werde, sagen, warum Sie eine unwürdige Königin und eine Frau ohne Ehre sind," rief Charny trunken vor Wuth. „Seit drei Nächten folge ich Ihnen in Ihrem Parke!"

Statt sie, wie er es hoffte, unter diesem furchtbaren Schlage aufspringen zu sehen, sah Charny nur, daß die Königin das Haupt erhob und sich ihm näherte.

„Herr von Charny," sagte sie, seine Hand ergreifend, „Sie sind in einem Zustand, der mein Mitleid erregt; nehmen Sie sich in Acht, Ihre Augen funkeln, Ihre Hand zittert, Blässe bedeckt ihre Wangen, all ihr Blut fließt nach Ihrem Herzen. „Sie leiden, soll ich rufen?"

„Ich habe Sie gesehen," wiederholte er kalt, „gesehen mit dem Mann, als Sie ihm die Rose gaben; gesehen mit dem Mann, als er Ihnen die Hände küßte; gesehen, als sie mit ihm in die Apollo-Bäder eintraten."

Die Königin fuhr mit einer Hand über ihre Stirne, als wollte sie sich versichern, daß sie nicht schlafe.

„Herr von Charny," sprach sie, „setzen Sie sich, denn Sie werden umfallen, wenn ich Sie nicht halte, setzen Sie sich, sage ich Ihnen."

Charny sank in der That in einen Lehnstuhl, die Königin setzte sich zu ihm auf ein Tabouret, nahm seine beiden Hände, schaute ihm bis in den Grund seiner Seele und sprach:

„Seien Sie ruhig, beschwichtigen Sie den Geist und das Herz und wiederholen Sie mir, was Sie so eben gesagt haben."

„Oh! wollen Sie mich tödten!“ murmelte der Unglückliche.

„Laſſen Sie mich Sie befragen. Seit wann ſind Sie von Ihren Gütern zurückgekehrt?“

„Seit vierzehn Tagen.“

„Wo wohnen Sie?“

„Im Hauſe des Jägermeiſters, das ich ausdrücklich gemiethet habe.“

„Ah! ja, das Haus des Selbſtmörders, an der Grenze des Parks?“

Charny bejahte durch eine Geberde.

„Sie ſprechen von einer Perſon, die Sie mit mir geſehen hätten?“

„Ich ſpreche zunächſt von Ihnen, die ich geſehen habe.“

„Wo dies?“

„Im Parke.“

„Zu welcher Stunde, an welchem Tag?“

„Um Mitternacht, am Dienſtag zum erſten Mal.“

„Sie haben mich geſehen?“

„Wie ich Sie jetzt ſehe, und ich habe auch diejenige geſehen, welche Sie begleitete.“

„Es begleitete mich Jemand? Würden Sie dieſe Perſon erkennen?“

„Vorhin kam es mir vor, als ſähe ich ſie hier; doch ich will es nicht behaupten. Nur die Haltung iſt ähnlich; was das Geſicht betrifft, ſo verbirgt man es, wenn man ſolche Verbrechen begeht.“

„Gut!“ ſagte die Königin mit Ruhe; „Sie haben meine Begleiterin nicht erkannt, aber mich . . .“

„Oh! Sie, Madame, ich habe Sie geſehen . . . Wie! ſehe ich Sie nicht?“

Sie ſtieß vor Aerger mit dem Fuß auf den Boden.

„Und . . . der Gefährte,“ ſagte ſie, „derjenige, welchem ich eine Roſe gegeben habe . . . denn Sie haben mich eine Roſe geben ſehen?“

„Ja: dieſer Cavalier, wie konnte ich ihn einholen?“

„Sie kennen ihn jedoch?“

„Man nennt ihn Monſeigneur; das iſt Alles, was ich weiß.“

Die Königin ſchlug ſich mit gedrängter Wuth vor die Stirne und rief:

„Fahren Sie fort; am Dienſtag habe ich eine Roſe gegeben . . . und am Mittwoch?“

„Am Mittwoch haben Sie Ihre beiden Hände zu küſſen gegeben.“

„Oh!“ murmelte ſie, indem ſie ſich in die Hände biß. „Am Donnerſtag endlich, geſtern?“

„Geſtern haben Sie anderthalb Stunden mit dieſem Mann in der Apollo-Grotte zugebracht, wo Sie Ihre Begleiterin allein gelaſſen hatte.“

Die Königin ſtand ungeſtüm auf.

„Und . . . Sie . . . haben mich . . . geſehen? ſagte ſie jede Sylbe abſtoßend.

Charny hob eine Hand zum Himmel empor, um zu ſchwören.

„Oh! . . . er ſchwört!“ rief die Königin ebenfalls von der Wuth fortgeriſſen.

Charny wiederholte feierlich ſeine anklagende Geberde.

„Mich? mich?“ ſagte die Königin, indem ſie ſich an den Buſen klopfte, „mich haben Sie geſehen?“

„Ja, Sie, am Dienſtag trugen Sie Ihr grünes Kleid mit goldmouſirten Streifen; am Mittwoch Ihr Kleid mit blauem und roſtfarbigem Aſtwerk. Geſtern Ihr braungelbes Kleid, das Sie an hatten, als ich Ihnen zum erſten Male die Hand küßte. Sie waren es! Sie waren es! Ich ſterbe vor Schmerz und Scham, indem ich Ihnen auf mein Leben, auf meine Ehre, auf meinen Gott ſage, Sie waren es, Madame! Sie waren es!“

Die Königin ging mit großen Schritten auf der

Terraſſe auf und ab, ohne ſich darum zu bekümmern, daß ſie ihre ſeltſame Aufregung die Zuſchauer ſehen ließ, welche ſie von unten mit den Augen verſchlangen.

„Wenn ich einen Eid thäte, ſagte ſie ... wenn ich auch bei meinem Sohne, bei meinem Gott ſchwüre!... Ich habe einen Gott, wie Sie!... Nein, er glaubt mir nicht!... er würde mir nicht glauben!“

Charny neigte das Haupt.

„Wahnſinniger!“ fügte die Königin bei, indem ſie ihm voll Energie die Hand ſchüttelte und ihn von der Terraſſe in ihr Zimmer zog. „Es iſt alſo eine ſehr ſeltene Wolluſt, die Wolluſt, eine unſchuldige, tadelloſe Frau anzuklagen; es iſt alſo ein mächtiges Glück, das Glück, eine Königin zu entehren..: Glaubſt Du mir, wenn ich Dir ſage, daß nicht ich es bin, welche Du geſehen haſt, glaubſt Du, wenn ich auf Chriſtus ſchwöre, daß ich ſeit drei Tagen nach neun Uhr nicht mehr ausgegangen bin? Soll ich Dir durch meine Frauen, durch den König, der mich hier geſehen, beweiſen laſſen, daß ich nicht anderswo ſein konnte? Nein... er glaubt mir nicht! er glaubt mir nicht!“

„Ich habe geſehen!“ erwiederte Charny kalt.

„Oh!“ rief plötzlich die Königin, „ich weiß, ich weiß! Iſt mir nicht ſchon dieſe grauſame Verleumdung in's Geſicht geſchleudert worden? Hat man mich nicht auf dem Ball der Oper, dem Hofe ein Aergerniß bereitend, geſehen? Hat man mich nicht bei Mesmer in Extaſe, den Neugierigen und den Freudenmädchen ein Aergerniß gebend, geſehen?... Sie wiſſen es wohl, Sie, der Sie ſich für mich geſchlagen haben?“

„Madame, zu jener Zeit habe ich mich geſchlagen, weil ich nicht daran glaubte. Heute würde ich mich ſchlagen, weil ich daran glaubte.“

Die Königin hob ihre durch die Verzweiflung ſtarren Arme zum Himmel empor, zwei brennende Thränen rollten von ihren Wangen auf ihren Buſen!

„Mein Gott," ſprach ſie, „ſchicke mir einen Ge-
ınken, der mich rettet. Dieſer hier ſoll mich nicht
:rachten, o mein Gott!"

Charny fühlte ſich bis in den Grund des Herzens
ırch dieſes einfache und kräftige Gebet gerührt. Er
:rbarg ſeine Augen in ſeine beiden Hände.

Die Königin dachte einen Augenblick ſtillſchweigend
ach, dann ſprach ſie:

„Mein Herr, Sie ſind mir eine Genugthuung
huldig. Vernehmen Sie die, welche ich von Ihnen
rdere: Drei Nächte hinter einander haben Sie mich
ı meinem Park in Geſellſchaft eines Mannes geſehen.
Sie wußten jedoch, daß man ſchon Mißbrauch von der
ehnlichkeit gemacht, welche irgend eine Frau im Ge-
cht und im Gang mit mir, der unglücklichen Königin,
at; doch da Sie lieber glauben wollen, ich ſei es,
elche in der Nacht herumlaufe, da Sie ſagen werden,
ch ſei es, ſo kehren Sie in den Park zu derſelben
Stunde zurück, kehren Sie mit mir dahin zurück. Bin
ch es, die Sie geſtern geſehen, ſo werden Sie mich
othwendig heute nicht mehr ſehen, da ich bei Ihnen
:in werde. Iſt es eine Andere, warum ſollten wir ſie
ıit einander nicht wiederſehen? Und wenn wir ſie
:hen... Ah! mein Herr! wie werden Sie bedauern,
as Sie mich Alles ſo eben leiden gemacht haben?"

Charny preßte ſein Herz mit beiden Händen und
rwiederte:

„Sie thun zu viel für mich, Madame; ich ver-
iene den Tod; ſchmettern Sie mich nicht durch Ihre
Büte nieder."

„Oh! ich werde Sie mit Beweiſen niederſchmet-
ern," ſagte die Königin, „nicht ein Wort zu irgend
Jemand. Dieſen Abend um zehn Uhr; erwarten Sie
or der Thüre der Jägermeiſterei, was ich, um
Sie zu überzeugen, beſchloſſen haben werde. Gehen
Sie, mein Herr, und laſſen Sie außen nichts ſichtbar
verden."

Plötzlich erblickte sie [illegible] am Ende der Reihe. Sie erröthete und gab einen Ausruf des Erstaunens von sich.

Charny bückte den Kopf nicht. Er schaute fortwährend diese Königin an, in deren Blick er ein neues Unglück las. Sie kam auf ihn zu und sagte mit strengem Tone:

„Ich glaubte, Sie wären auf Ihren Gütern, Herr von Charny?“

„Ich bin von dort zurückgekehrt, Madame,“ erwiederte er mit kurzem, beinahe unhöflichem Anstand.

Sie blieb erstaunt stehen, sie, der nie eine Antwort entging.

Nach diesem Austausch von Blicken und beinahe feindlichen Worten wandte sie sich gegen die Gräfin.

„Guten Morgen, Gräfin,“ sagte sie freundschaftlich zu Frau von La Mothe. Und sie blinzelte ihr ganz vertraulich mit den Augen zu.

Charny bebte. Er schaute aufmerksamer.

Unruhig über dieses eine Absichtlichkeit verrathende Anschauen wandte Frau von La Mothe den Kopf ab.

Charny folgte ihr, wie es ein Verrückter gethan hätte, bis sie ihm noch einmal ihr Gesicht gezeigt hatte.

Dann drehte er sich um sie, um ihren Gang zu studiren.

Rechts und links grüßend, folgte doch die Königin diesem Manoeuvre der beiden Beobachter.

„Sollte er den Verstand verloren haben?“ dachte sie. „Armer Junge!“

Und sie kehrte zu ihm zurück und fragte mit zuckerem Ton:

„Wie befinden Sie sich, Herr von Charny?“

„Sehr gut, Madame, doch, Gott sei Dank, minder gut als Eure Majestät.“

Und er verbeugte sich auf eine Art, daß er die

önigin mehr erſchreckte, als er ſie in Erſtaunen ge=
zt hatte.

„Dahinter iſt Etwas," ſagte die aufmerkſame
eanne.

„Wo wohnen Sie denn gegenwärtig?" fuhr die
önigin fort.

„In Verſailles, Madame," erwiederte Olivier.

„Seit wie lange?"

„Seit drei Nächten," ſprach der junge Mann, in=
m er mit dem Blick, mit der Geberde und mit der
timme einen Nachdruck auf dieſe Worte legte.

Die Königin offenbarte keine Bewegung; Jeanne
bte.

„Haben Sie mir nicht etwas zu ſagen?" fragte
ie Königin Charny mit einer engeliſchen Sanftmuth.

„Oh! Madame," erwiederte dieſer, „ich hätte
urer Majeſtät nur zu viel zu ſagen."

„Kommen Sie!" ſprach Marie Antoinette un=
eſtüm.

„Wachen wir," dachte Jeanne.

Die Königin ging mit großen Schritten nach ihren
emächern. Jedermann folgte ihr nicht minder bewegt.

Was Frau von La Mothe providenziell vorkam,
ar der Umſtand, daß Marie Antoinette, um den An=
hein zu vermeiden, als ſuchte ſie unter vier Augen
ı ſein, mehrere Perſonen ihr zu folgen aufforderte.

Mitten unter dieſe Perſonen ſchlüpfte Jeanne.

Die Königin trat in ihr Gemach und entließ Frau
on Miſery und ihren ganzen Dienſt.

Es war ein mildes, verſchleiertes Wetter; die
Sonne durchdrang die Wolken nicht, doch ſie ließ ihre
Ärme und ihr Licht durch ihre dichte weiße und blaue
ütterung fiekern.

Die Königin öffnete das Fenſter, das auf eine
eine Terraſſe ging; ſie ſetzte ſich an ihr von Briefen
eladenes Arbeitstiſchchen und wartete.

Die Perſonen, welche ihr gefolgt waren, begriffen allmälig ihren Wunſch, allein zu ſein, und entfernten ſich.

Ungeduldig, vom Zorn verzehrt, zerknitterte Charny ſeinen Hut zwiſchen ſeinen Händen.

„Sprechen Sie! ſprechen Sie!“ ſagte die Königin: „Sie ſcheinen ſehr beunruhigt zu ſein, mein Herr!“

„Wie werde ich anfangen?“ ſagte Charny, der ganz laut dachte; „wie werde ich es wagen, die Ehre, die Treue, die Majeſtät anzuklagen?“

„Wie beliebt?“ rief Marie Antoinette, indem ſie ſich lebhaft und mit einem flammenden Blick umwandte.

„Und dennoch werde ich nur ſagen, was ich geſehen habe,“ fuhr Charny fort.

Die Königin erhob ſich und ſprach mit kaltem Ton:

„Mein Herr, es iſt noch ſehr früh am Morgen, daß ich Sie für betrunken halte; und dennoch nehmen Sie hier eine Haltung an, die ſich ſchlecht für nüchterne Edelleute geziemt.“

Sie erwartete, ihn durch dieſe verächtliche Anrede niedergeſchmettert zu ſehen. Doch er fuhr unbeweglich fort:

„Im Ganzen, was iſt eine Königin? ein Weib. Und ich, was bin ich? ein Mann ebenſowohl, als ein Unterthan.“

„Mein Herr!“

„Madame, verwirren wir nicht das, was ich Ihnen ſagen muß, durch einen Zorn, der auf eine Tollheit auslaufen würde. Ich glaube Ihnen bewieſen zu haben, daß ich Ehrfurcht für die königliche Majeſtät hegte; ich befürchte, bewieſen zu haben, daß ich eine wahnſinnige Liebe für die Perſon der Königin hegte. Treffen Sie auch Ihre Wahl: auf welche von Beiden, auf die Königin oder die Frau, ſoll dieſer Anbeter die Anklage der Schande oder der Unredlichkeit werfen?“

„Herr von Charny," rief die Königin, indem sie erbleichend auf den jungen Mann zuschritt, „entfernen Sie sich nicht von hier, so werde ich Sie durch meine Wachen wegjagen lassen."

„Ich will Ihnen also, ehe ich weggejagt werde, sagen, warum Sie eine unwürdige Königin und eine Frau ohne Ehre sind," rief Charny trunken vor Wuth. „Seit drei Nächten folge ich Ihnen in Ihrem Parke!"

Statt sie, wie er es hoffte, unter diesem furchtbaren Schlage aufspringen zu sehen, sah Charny nur, daß die Königin das Haupt erhob und sich ihm näherte.

„Herr von Charny," sagte sie, seine Hand ergreifend, „Sie sind in einem Zustand, der mein Mitleid erregt; nehmen Sie sich in Acht, Ihre Augen funkeln, Ihre Hand zittert, Blässe bedeckt ihre Wangen, all ihr Blut fließt nach Ihrem Herzen. „Sie leiden, soll ich rufen?"

„Ich habe Sie gesehen," wiederholte er kalt, „gesehen mit dem Mann, als Sie ihm die Rose gaben; gesehen mit dem Mann, als er Ihnen die Hände küßte; gesehen, als sie mit ihm in die Apollo-Bäder eintraten."

Die Königin fuhr mit einer Hand über ihre Stirne, als wollte sie sich versichern, daß sie nicht schlafe.

„Herr von Charny," sprach sie, „setzen Sie sich, denn Sie werden umfallen, wenn ich Sie nicht halte, setzen Sie sich, sage ich Ihnen."

Charny sank in der That in einen Lehnstuhl, die Königin setzte sich zu ihm auf ein Tabouret, nahm seine beiden Hände, schaute ihm bis in den Grund seiner Seele und sprach:

„Seien Sie ruhig, beschwichtigen Sie den Geist und das Herz und wiederholen Sie mir, was Sie so eben gesagt haben."

„Oh! wollen Sie mich tödten!“ murmelte der Unglückliche.

„Laſſen Sie mich Sie befragen. Seit wann ſind Sie von Ihren Gütern zurückgekehrt?“

„Seit vierzehn Tagen.“

„Wo wohnen Sie?“

„Im Hauſe des Jägermeiſters, das ich ausdrücklich gemiethet habe.“

„Ah! ja, das Haus des Selbſtmörders, an der Grenze des Parks?“

Charny bejahte durch eine Geberde.

„Sie ſprechen von einer Perſon, die Sie mit mir geſehen hätten?“

„Ich ſpreche zunächſt von Ihnen, die ich geſehen habe.“

„Wo dies?“

„Im Parke.“

„Zu welcher Stunde, an welchem Tag?“

„Um Mitternacht, am Dienſtag zum erſten Mal.“

„Sie haben mich geſehen?“

„Wie ich Sie jetzt ſehe, und ich habe auch diejenige geſehen, welche Sie begleitete.“

„Es begleitete mich Jemand? Würden Sie dieſe Perſon erkennen?“

„Vorhin kam es mir vor, als ſähe ich ſie hier; doch ich will es nicht behaupten. Nur die Haltung iſt ähnlich; was das Geſicht betrifft, ſo verbirgt man es, wenn man ſolche Verbrechen begeht.“

„Gut!“ ſagte die Königin mit Ruhe; „Sie haben meine Begleiterin nicht erkannt, aber mich . . .“

„Oh! Sie, Madame, ich habe Sie geſehen . . . Wie! ſehe ich Sie nicht?“

Sie ſtieß vor Aerger mit dem Fuß auf den Boden.

„Und . . . der Gefährte,“ ſagte ſie, „derjenige, welchem ich eine Roſe gegeben habe . . . denn Sie haben mich eine Roſe geben ſehen?“

„Ja: dieſer Cavalier, wie konnte ich ihn einolen?“

„Sie kennen ihn jedoch?“

„Man nennt ihn Monſeigneur; das iſt Alles, was h weiß.“

Die Königin ſchlug ſich mit gedrängter Wuth vor ie Stirne und rief:

„Fahren Sie fort; am Dienſtag habe ich eine oſe gegeben . . . und am Mittwoch?“

„Am Mittwoch haben Sie Ihre beiden Hände zu üſſen gegeben.“

„Oh!“ murmelte ſie, indem ſie ſich in die Hände biß. Am Donnerſtag endlich, geſtern?“

„Geſtern haben Sie anderthalb Stunden mit dieem Mann in der Apollo-Grotte zugebracht, wo Sie ihre Begleiterin allein gelaſſen hatte.“

Die Königin ſtand ungeſtüm auf.

„Und . . . Sie . . . haben mich . . . geſehen? igte ſie jede Sylbe abſtoßend.

Charny hob eine Hand zum Himmel empor, um ı ſchwören.

„Oh! . . . er ſchwört!“ rief die Königin ebenfalls on der Wuth fortgeriſſen.

Charny wiederholte feierlich ſeine anklagende Geberde.

„Mich? mich?“ ſagte die Königin, indem ſie ſich n den Buſen klopfte, „mich haben Sie geſehen?“

„Ja, Sie, am Dienſtag trugen Sie Ihr grünes leid mit goldmoirirten Streifen; am Mittwoch Ihr leid mit blauem und roſtfarbigem Aſtwerk. Geſtern hr braungelbes Kleid, das Sie an hatten, als ich Ihnen im erſten Male die Hand küßte. Sie waren es! Sie aren es! Ich ſterbe vor Schmerz und Scham, indem h Ihnen auf mein Leben, auf meine Ehre, auf meinen ort ſage, Sie waren es, Madame! Sie waren es!“

Die Königin ging mit großen Schritten auf der

Terraſſe auf und ab, ohne ſich darum zu bekümmern, daß ſie ihre ſeltſame Aufregung die Zuſchauer ſehen ließ, welche ſie von unten mit den Augen verſchlangen.

„Wenn ich einen Eid thäte, ſagte ſie ... wenn ich auch bei meinem Sohne, bei meinem Gott ſchwüre!... Ich habe einen Gott, wie Sie!... Nein, er glaubt mir nicht!... er würde mir nicht glauben!“

Charny neigte das Haupt.

„Wahnſinniger!“ fügte die Königin bei, indem ſie ihm voll Energie die Hand ſchüttelte und ihn von der Terraſſe in ihr Zimmer zog. „Es iſt alſo eine ſehr ſeltene Wolluſt, die Wolluſt, eine unſchuldige, tadelloſe Frau anzuklagen; es iſt alſo ein mächtiges Glück, das Glück, eine Königin zu entehren..: Glaubſt Du mir, wenn ich Dir ſage, daß nicht ich es bin, welche Du geſehen haſt, glaubſt Du, wenn ich auf Chriſtus ſchwöre, daß ich ſeit drei Tagen nach neun Uhr nicht mehr ausgegangen bin? Soll ich Dir durch meine Frauen, durch den König, der mich hier geſehen, beweiſen laſſen, daß ich nicht anderswo ſein konnte? Nein ... er glaubt mir nicht! er glaubt mir nicht!“

„Ich habe geſehen!“ erwiederte Charny kalt.

„Ob!“ rief plötzlich die Königin, „ich weiß, ich weiß! Iſt mir nicht ſchon dieſe grauſame Verleumdung in's Geſicht geſchleudert worden? Hat man mich nicht auf dem Ball der Oper, dem Hofe ein Aergerniß bereitend, geſehen? Hat man mich nicht bei Mesmer in Extaſe, den Neugierigen und den Freudenmädchen ein Aergerniß gebend, geſehen? ... Sie wiſſen es wohl, Sie, der Sie ſich für mich geſchlagen haben?“

„Madame, zu jener Zeit habe ich mich geſchlagen, weil ich nicht daran glaubte. Heute würde ich mich ſchlagen, weil ich daran glaubte.“

Die Königin hob ihre durch die Verzweiflung ſtarren Arme zum Himmel empor, zwei brennende Thränen rollten von ihren Wangen auf ihren Buſen!

Mein Gott," ſprach ſie, „ſchicke mir einen Ge-
n, der mich rettet. Dieſer hier ſoll mich nicht
ten, o mein Gott!"
harny fühlte ſich bis in den Grund des Herzens
dieſes einfache und kräftige Gebet gerührt. Er
rg ſeine Augen in ſeine beiden Hände.
Die Königin dachte einen Augenblick ſtillſchweigend
dann ſprach ſie:
„Mein Herr, Sie ſind mir eine Genugthuung
ig. Vernehmen Sie die, welche ich von Ihnen
e: Drei Nächte hinter einander haben Sie mich
einem Park in Geſellſchaft eines Mannes geſehen.
wußten jedoch, daß man ſchon Mißbrauch von der
lichkeit gemacht, welche irgend eine Frau im Ge-
und im Gang mit mir, der unglücklichen Königin,
doch da Sie lieber glauben wollen, ich ſei es,
e in der Nacht herumlaufe, da Sie ſagen werden,
i es, ſo kehren Sie in den Park zu derſelben
de zurück, kehren Sie mit mir dahin zurück. Bin
, die Sie geſtern geſehen, ſo werden Sie mich
vendig heute nicht mehr ſehen, da ich bei Ihnen
werde. Iſt es eine Andere, warum ſollten wir ſie
inander nicht wiederſehen? Und wenn wir ſie
... Ah! mein Herr! wie werden Sie bedauern,
Sie mich Alles ſo eben leiden gemacht haben?"
Tharny preßte ſein Herz mit beiden Händen und
derte:
„Sie thun zu viel für mich, Madame; ich ver-
den Tod; ſchmettern Sie mich nicht durch Ihre
nieder."
„Oh! ich werde Sie mit Beweiſen niederſchmet-
" ſagte die Königin, „nicht ein Wort zu irgend
nd. Dieſen Abend um zehn Uhr; erwarten Sie
der Thüre der Jägermeiſterei, was ich, um
zu überzeugen, beſchloſſen haben werde. Gehen
mein Herr, und laſſen Sie außen nichts ſichtbar
en."

Charny kniete, ohne ein Wort zu ſagen und entfernte ſich ſodann.

Am Ende des zweiten Salon ging er unlich unter dem Blicke von Jeanne vorüber, die den Augen verſchlang und ſich bereit hielt, erſten Ruf der Königin bei Ihrer Majeſtät treten.

In dem bei uns erſcheinenden „Weltpanorama“ 87—90. Bändchen) iſt erſchienen und in allen Buchhandungen zu haben:

Reiſe in Senegambien.

uf Befehl der franzöſiſchen Regierung in den ahren 1843 und 1844 ausgeführt durch die erren Huard-Beſſiniers, Jamin, Raffenel u. A., beſchrieben

von

Anne Raffenel.

Ueberſetzt von C. A. Schmitt.

Vier Bändchen. Preis 48 kr. oder 16 Ngr.

Mit geſpanntem Intereſſe ſah Frankreich, ſah Europa den Ergebniſſen dieſer Expedition entgegen; mit äußerſter Beharrlichkeit und Aufopferung wurde ſie von en damit Beauftragten trotz aller Schwierigkeiten ausgeführt. Der ſchlimmſte Feind aller Europäer in jenen egenden, das ungeſunde Klima, nöthigte Zwei der eiſenden, mitten auf dem Wege umzukehren; die übrigen rei ſetzten nur um ſo unverdroſſener das angefangene erk fort. Auf dem Senegal, dem Faleme, dem Gambia, rch Galam, Bondu, Bambuk, Woolli, ziehen die unſchrockenen Wanderer trotz Empörung, Sturm, Sonnenand, trotz Krankheit, Hunger und Durſt; nicht die

brausende Strömung des durch Felsen eingeengten Fl
nicht die wasserlose Wüste von Woolli vermag
Schritte zu hemmen. Fern von jeder romantischen
schmückung bietet das Tagebuch dieser Wanderun
mannigfachsten Stoff zur Unterhaltung dar. Reise
nisse, Schilderung von Gegenden, lebendige Darst
und Beschreibung der verschiedenen Nationen und
Abstufungen, eine genaue Charakteristrung der M
Fulahs, Peuls, Toukouleurs, Mandingos, Gr
Laobes ꝛc., untermischt mit anziehenden Volkssagen
Alles kann nicht verfehlen, das Interesse des leselu
Publikums zu erwecken und zu befriedigen. Allein
der eigentliche Gelehrte, der geographische und
historische Forscher wird dieses Werk gewiß nicht
reiche Ausbeute aus der Hand legen. Die Beschre
vieler bis jetzt noch gar nicht oder nicht genau bek
Pflanzen, die sorgfältigste Berücksichtigung der in
santen geologischen Verhältnisse, die Angaben der
tiven Entfernungen und der Wegrichtung, gebe
Werk einen ächt wissenschaftlichen Werth. Eine hu
sittlich-religiöse Weltanschauung leuchtet überall
und zeigt sich besonders in den ganz neuen An
und Vorschlägen, die der Verfasser in Betreff der
verei und ihrer endlichen Beseitigung entwickelt.

Stuttgart, im März 1850.

Franckh'sche Verlagshand

Das

elektriſtiſche Ausland.

Kabinetsbibliothek

der

claſſiſchen Romane aller Nationen.

1318tes bis 1321ſtes Bändchen.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Zwölftes bis fünfzehntes Bändchen.

Jedes Bändchen koſtet 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1850.

Druck der K. H[illegible] [illegible]berg in Stu

enkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

Alexander Dumas.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Zwölftes bis fünfzehntes Bändchen.

Aus dem Franzöſiſchen

von

Dr. Auguſt Boller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1850.

LXVII.

Weib und Dämon.

ne hatte die Unruhe von Charny, die Beſorgniß
jin, den Eifer Beider, eine Unterredung an-
, bemerkt.
eine Frau von der Stärke von Jeanne war
, als es brauchte, um viele Dinge zu errathen;
n nicht nöthig, beizufügen, was ſchon alle
riffen hat.
dem durch Caglioſtro zwiſchen Frau von La
nd Oliva veranlaßten Zuſammentreffen kann
ie der letzten drei Tage der Commentare ent-

er Königin zurückgekehrt, horchte, beobachtete
ſie wollte auf dem Geſichte von Marie An-
ie Beweiſe von dem erkennen, was ſie arg-

die Königin war ſeit einiger Zeit gewohnt,
t zu mißtrauen. Sie ließ nichts durchſchauen.
ar alſo auf die Muthmaßungen beſchränkt.
n hatte ſie einem von ihren Lackeien befohlen,
n Charny zu folgen. Der Diener kam zurück
ete, Herr von Charny ſei an einem Hauſe
des Parkes in der Nähe der Hagebuchen ver-
l.
unterliegt keinem Zweifel mehr," dachte
„dieſer Menſch iſt ein Verliebter, der Alles
at."

Charny kniete, ohne ein Wort zu sagen, nieder und entfernte sich sodann.

Am Ende des zweiten Salon ging er unwillkürlich unter dem Blicke von Jeanne vorüber, die ihn mit den Augen verschlang und sich bereit hielt, auf den ersten Ruf der Königin bei Ihrer Majestät einzutreten.

In dem bei uns erſcheinenden „Weltpanorama“ 87—90. Bändchen) iſt erſchienen und in allen Buchhandungen zu haben:

Reiſe in Senegambien.

Auf Befehl der franzöſiſchen Regierung in den Jahren 1843 und 1844 ausgeführt durch die Herren Huard-Beſſiniers, Jamin, Raffenel u. A., beſchrieben

von

Anne Raffenel.

Ueberſetzt von C. A. Schmitt.

Vier Bändchen. Preis 48 kr. oder 16 Ngr.

Mit geſpanntem Intereſſe ſah Frankreich, ſah Europa den Ergebniſſen dieſer Expedition entgegen; mit äußerſter Beharrlichkeit und Aufopferung wurde ſie von en damit Beauftragten trotz aller Schwierigkeiten ausgeführt. Der ſchlimmſte Feind aller Europäer in jenen Gegenden, das ungeſunde Klima, nöthigte Zwei der Reiſenden, mitten auf dem Wege umzukehren; die übrigen Drei ſetzten nur um ſo unverdroſſener das angefangene Werk fort. Auf dem Senegal, dem Faleme, dem Gambia, durch Galam, Bondu, Bambuk, Woolli, ziehen die unerſchrockenen Wanderer trotz Empörung, Sturm, Sonnenbrand, trotz Krankheit, Hunger und Durſt; nicht die

brauſende Strömung des durch Felſen eingeengten Faleme, nicht die waſſerloſe Wüſte von Woolli vermag ihre Schritte zu hemmen. Fern von jeder romantiſchen Ausſchmückung bietet das Tagebuch dieſer Wanderung den mannigfachſten Stoff zur Unterhaltung dar. Reiſeerlebniſſe, Schilderung von Gegenden, lebendige Darſtellung und Beſchreibung der verſchiedenen Nationen und ihrer Abſtufungen, eine genaue Charakteriſirung der Mauren, Fulahs, Peuls, Toukouleurs, Mandingos, Grioten, Laobes ꝛc., untermiſcht mit anziehenden Volksſagen, dies Alles kann nicht verfehlen, das Intereſſe des leſeluſtigen Publikums zu erwecken und zu befriedigen. Allein auch der eigentliche Gelehrte, der geographiſche und naturhiſtoriſche Forſcher wird dieſes Werk gewiß nicht ohne reiche Ausbeute aus der Hand legen. Die Beſchreibung vieler bis jetzt noch gar nicht oder nicht genau bekannter Pflanzen, die ſorgfältigſte Berückſichtigung der intereſſanten geologiſchen Verhältniſſe, die Angaben der reſpektiven Entfernungen und der Wegrichtung, geben dem Werk einen ächt wiſſenſchaftlichen Werth. Eine humane, ſittlich-religiöſe Weltanſchauung leuchtet überall durch und zeigt ſich beſonders in den ganz neuen Anſichten und Vorſchlägen, die der Verfaſſer in Betreff der Sklaverei und ihrer endlichen Beſeitigung entwickelt.

Stuttgart, im März 1850.

Franckh'ſche Verlagshandlung.

Das

lletriſtiſche Ausland.

Kabinetsbibliothek

der

aſſiſchen Romane aller Nationen.

1318tes bis 1321ſtes Bändchen.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Zwölftes bis fünfzehntes Bändchen.

---

des Bändchen koſtet 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1850.

Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Cotta in Stuttgart.

nkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

Alexander Dumas.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Zwölftes bis fünfzehntes Bändchen.

Aus dem Franzöſiſchen

von

Dr. Auguſt Boller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1850.

LXVII.

Weib und Dämon.

Jeanne hatte die Unruhe von Charny, die Besorgniß der Königin, den Eifer Beider, eine Unterredung anzuknüpfen, bemerkt.

Für eine Frau von der Stärke von Jeanne war dies mehr, als es brauchte, um viele Dinge zu errathen; wir haben nicht nöthig, beizufügen, was schon alle Welt begriffen hat.

Nach dem durch Cagliostro zwischen Frau von La Mothe und Oliva veranlaßten Zusammentreffen kann die Komödie der letzten drei Tage der Commentare entbehren.

Zu der Königin zurückgekehrt, horchte, beobachtete Jeanne; sie wollte auf dem Gesichte von Marie Antoinette die Beweise von dem erkennen, was sie argwohnte.

Doch die Königin war seit einiger Zeit gewohnt, aller Welt zu mißtrauen. Sie ließ nichts durchschauen. Jeanne war also auf die Muthmaßungen beschränkt.

Schon hatte sie einem von ihren Lackeien befohlen, Herrn von Charny zu folgen. Der Diener kam zurück und meldete, Herr von Charny sei an einem Hause am Ende des Parkes in der Nähe der Hagebuchen verschwunden.

„Es unterliegt keinem Zweifel mehr,“ dachte Jeanne, „dieser Mensch ist ein Verliebter, der Alles gesehen hat.“

Sie hörte die Königin zu Frau von Misery ſagen:

„Ich fühle mich ſehr ſchwach, meine liebe Misery, und ich werde mich heute Abend um acht Uhr zu Bette legen.“

Und als die Ehrendame fragend in ſie drang, fügte die Königin bei.

„Ich werde Niemand empfangen.“

„Das iſt klar genug,“ ſagte Jeanne zu ſich ſelbſt, „eine Wahnſinnige, die das nicht begreifen würde.“

Einer heftigen Gemüthsbewegung in Folge der Scene, die ſie mit Charny gehabt, preisgegeben, entließ die Königin bald ihr ganzes Gefolge. Jeanne wünſchte ſich hierüber zum erſten Mal, ſeitdem ſie bei Hofe eingetreten, Glück.

„Die Karten ſind vermengt,“ ſagte ſie; „nach Paris! Es iſt Zeit, aufzulöſen, was ich gemacht habe.“

Und ſie fuhr ſogleich von Verſailles weg.

Nach ihrem Hauſe in der Rue Saint-Claude geführt, fand ſie hier ein herrliches Geſchenk in Silberzeug, das der Cardinal an demſelben Morgen geſchickt hatte.

Nachdem ſie dieſem Geſchenk, obgleich es werthvoll war, nur einen gleichgültigen Blick gegönnt hatte, ſchaute ſie hinter ihrem Vorhange nach Oliva, deren Fenſter noch nicht geöffnet waren. Oliva ſchlief ohne Zweifel ermüdet; es herrſchte eine ſehr große Hitze an dieſem Tag.

Jeanne ließ ſich zum Cardinal fahren, den ſie ſtrahlend, aufgeblaſen, unverſchämt vor Freude und Stolz fand; an ſeinem reichen Schreibtiſche, einem Meiſterſtück von Boule, ſitzend, zerriß er und ſchrieb er abermals, ohne müde zu werden, einen Brief, der immer wieder anfing und nie endete.

Bei der Meldung ſeines Kammerdieners rief der Cardinal:

„Dieſe theure Gräfin!“

Und er stürzte ihr entgegen.

Jeanne empfing die Küsse, mit denen der Prälat re Arme und ihre Hände bedeckte. Sie setzte sich quem, um so gut als möglich das Gespräch auszu- lten.

Monseigneur begann mit Betheuerungen seiner ankbarkeit, denen es nicht an einer aufrichtigen Be- dtsamkeit mangelte.

Jeanne unterbrach ihn und sagte:

„Wissen Sie, daß Sie ein zartfühlender Liebhaber ıb, Monseigneur, und daß ich Ihnen danke?“

„Warum?“

„Nicht wegen des reizenden Geschenkes, das Sie ir diesen Morgen haben zustellen lassen, sondern weil ie so vorsichtig gewesen, es mir nicht in das kleine aus zu schicken. Wahrhaftig, das ist zartfühlend.“

„Bei wem kann man von Zartgefühl sprechen, wenn cht bei Ihnen?“ erwiederte der Cardinal.

„Sie sind kein glücklicher Mann,“ sagte Jeanne; Sie sind ein triumphirender Gott.“

„Ich gestehe es, und das Glück erschreckt mich; beengt mich; es macht mir den Anblick der anderen lenschen unerträglich. Ich erinnere mich der heidnischen abel von Jupiter, der seiner Strahlen müde.“

Jeanne lächelte.

„Sie kommen von Versailles?“ fragte er gierig.

„Ja.“

„Sie haben sie gesehen?“

„Ich . . . komme so eben von ihr . . .“

„Sie hat . . . hat . . . nichts gesagt?“

„Ei! was soll sie sagen?“

„Verzeihen Sie; es ist nicht mehr Neugierde, es t Wuth.“

„Fragen Sie mich nicht.“

„Oh! Gräfin.“

„Nein, sage ich Ihnen.“

„Wie Sie das ankündigen! man sollte glauben,

wenn man Sie ſieht, Sie bringen eine ſchlimme Nachricht."

„Monſeigneur, heißen Sie mich nicht ſprechen."

„Gräfin! Gräfin . . ."

Und der Cardinal erbleichte.

„Ein zu großes Glück," ſagte er, „gleicht dem Culminationspunkte eines Glücksrades, neben ſeinem höchſten Punkt iſt der Anfang der Abnahme. Doch ſchonen Sie mich nicht, wenn ein Unglück obwaltet; nicht wahr . . . es waltet keines ob?"

„Ich werde das im Gegentheil ein ſehr großes Glück nennen, Monſeigneur," erwiederte Jeanne.

„Das? . . . was denn? . . . was wollen Sie damit ſagen? welche Sache iſt ein Glück?"

„Nicht entdeckt worden zu ſein," erwiederte Jeanne trocken.

„Oh! . . ." rief lächelnd der Cardinal. „Mit Vorſichtsmaßregeln, mit dem Verſtande zweier Herzen und eines Geiſtes . . ."

„Ein Geiſt und zwei Herzen, Monſeigneur, verhindern die Augen nie, im Blätterwerk zu ſehen."

„Man hat geſehen!" rief Herr von Rohan erſchrocken.

„Ich habe alle Urſache, es zu glauben."

„Dann . . . wenn man geſehen hat, hat man auch erkannt?"

„Oh! daran denken Sie nicht, Monſeigneur; wenn man erkannt hätte, wenn ſich dieſes Geheimniß in der Gewalt von irgend Jemand befände, ſo wäre Jeanne von Valois ſchon am Ende der Welt, und Sie, Sie müßten todt ſein."

„Das iſt wahr, Gräfin; mit all dieſem Zögern, mit all dieſem abſichtlichen Schweigen röſten Sie mich am kleinen Feuer. Man hat geſehen, gut . . . doch man hat Leute in einem Park ſpazieren gehen ſehen, iſt das nicht erlaubt?"

„Fragen Sie den König."

„Der König weiß!“

„Ich wiederhole Ihnen noch einmal, wenn der König wüßte, wären Sie in der Bastille und ich im Hospital. Doch da ein vermiedenes Unglück so viel werth ist, als zwei verheißene Glücke, so komme ich, um Ihnen zu sagen: versuchen Sie Gott nicht noch einmal.“

„Wie beliebt?“ rief der Cardinal; „was bedeuten Ihre Worte, theure Gräfin?“

„Begreifen Sie dieselben nicht?“

„Ich fürchte...“

„Ich hätte bange, wenn Sie mich nicht beruhigten.“

„Was muß ich zu diesem Ende thun?“

„Nicht mehr nach Versailles gehen.“

Der Cardinal machte einen Sprung.

„Bei Tage?“ sagte er lächelnd.

„Zuerst bei Tage, und dann bei Nacht!“

Herr von Rohan bebte und ließ die Hand der Gräfin los.

„Unmöglich,“ sagte er.

„Nun ist die Reihe an mir, Ihnen in's Gesicht zu schauen,“ sprach sie; „Sie haben, glaube ich, gesagt, unmöglich. Warum unmöglich?“

„Weil ich im Herzen eine Liebe habe, die nur mit meinem Leben endigen wird.“

„Ich bemerke es,“ unterbrach ironisch die Gräfin, „und um schneller zum Resultat zu gelangen, beharren Sie darauf, nach dem Parke zurückzukehren. Ja, wenn Sie dahin zurückkehren, wird Ihre Liebe nur mit Ihrem Leben endigen, und beide werden mit einem Schlage abgeschnitten werden.“

„Welche Beängstigungen, Gräfin ... Sie, die gestern noch so muthig waren?“

„Ich habe den Muth der Thiere. Ich fürchte nichts, so lange nicht eine Gefahr vorhanden ist.“

„Ich, ich habe den Muth meines Geſchlechtes. Ich bin nur glücklich in Gegenwart der Gefahr ſelbſt.“

„Sehr gut; doch dann erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen . . .“

Nichts, Gräfin, nichts,“ rief der verliebte Prälat, „das Opfer iſt gebracht, der Würfel liegt, den Tod, wenn man will, oder die Liebe! Ich werde nach Verſailles zurückkehren.“

„Ganz allein?“

„Sollten Sie mich verlaſſen?“ erwiederte Herr von Rohan im Tone des Vorwurfs.

„Ich, zuerſt.“

„Sie wird kommen.“

„Sie täuſchen ſich, ſie wird nicht kommen.“

„Haben Sie mir das etwa von ihrer Seite anzukündigen?“ fragte zitternd der Cardinal.

„Das iſt der Streich, den ich ſeit einer halben Stunde für Sie zu ſchwächen ſuchte.“

„Sie will mich nicht mehr ſehen?“

„Nie, und ich bin es, die es ihr gerathen hat.“

„Madame,“ ſprach der Prälat mit innigem Tone, „es iſt ſchlimm von Ihnen, daß ſie das Meſſer in ein Herz bohren, welches Sie als ſo zart kennen.“

„Es wäre noch viel ſchlimmer von mir, Monſeigneur, wenn ich zwei tolle Geſchöpfe in Ermangelung eines guten Rathes ſich ins Verderben ſtürzen ließe. Ich gebe den Rath, benütze ihn, wer da will.“

„Gräfin, Gräfin, eher ſterben.“

„Das iſt Ihre Sache, und es iſt leicht.“

„Sterben, um zu ſterben,“ ſprach der Cardinal mit dumpfer Stimme, „das Ende des Verdammten iſt mir lieber. Geſegnet ſei die Hölle, wo ich meine Mitſchuldige finden werde.“

„Frommer Prälat, Sie blasphemiren,“ ſagte die Gräfin; „Unterthan, Sie entthronen Ihre Königin! Mann, Sie ſtürzen eine Frau in's Verderben.“

Der Cardinal faßte die Gräfin bei der Hand und rief wie in einem Delirium:

„Gestehen Sie, daß sie Ihnen das nicht gesagt hat, und daß sie mich nicht so verleugnen wird?"

„Ich spreche zu Ihnen in ihrem Namen."

„Sie verlangt eine Frist."

„Nehmen Sie es, wie Sie wollen, doch beobachten Sie ihren Befehl."

„Der Park ist nicht der einzige Ort, wo man sich sehen kann, es gibt tausend sicherere Orte . . . Die Königin ist ja zu Ihnen gekommen?"

„Monseigneur, nicht ein Wort mehr; ich trage ein tödtliches Gewicht in mir, das Ihres Geheimnisses. Ich fühle mich nicht stark genug, es lange zu tragen. Was die Indiscretionen, was der Zufall, was die Böswilligkeit Ihrer Feinde nicht thun, werden die Gewissensbisse thun. Sehen Sie, ich weiß, daß sie fähig ist, dem König in einem Augenblick der Verzweiflung Alles zu gestehen."

„Guter Gott! ist es möglich," rief der Cardinal, sie würde das thun!"

„Wenn Sie sie sähen, sie müßte Ihr Mitleid erregen!"

Der Cardinal stand hastig auf.

„Was ist zu thun?" sagte er.

„Man muß ihr den Trost des Stillschweigens geben."

„Sie wird glauben, ich habe sie vergessen."

Jeanne zuckte die Achseln.

„Sie wird mich beschuldigen, ich sei ein Feiger."

„Feige, um sie zu retten, nie!"

„Verzeiht eine Frau, daß man sich ihrer Gegenwart beraubt?"

„Beurtheilen Sie diese nicht, wie Sie mich beurtheilen würden . . ."

„Ich halte sie für groß und stark. Ich liebe sie wegen ihres Muthes und ihres edlen Herzens. Sie

kann alſo auf mich zählen, wie ich auf ſi
werde. Ich will ſie ein letztes Mal ſehen;
meinen ganzen Gedanken erfahren, und was ſi
dem ſie mich angehört hat, entſcheidet, werde
füllen, wie ich es bei einem heiligen Gelübde

Jeanne ſtand auf.

„Wie es Ihnen beliebt. Gehen Sie, nur
Sie allein gehen. Ich habe den Schlüſſel zu
in die Seine geworfen, als ich heute zurückkeh
werden alſo nach Ihrem Belieben nach V
gehen, während ich nach der Schweiz oder na
land abreiſe. Je weiter ich von der Bombe
bin, deſto weniger werde ich ihr Zerplatzen für

„Gräfin, Sie würden mich verlaſſen! O
Gott, mit wem würde ich dann von ihr ſpreche

Jeanne erinnerte ſich hier der Scenen v
lière; nie hatte ein wahnſinnigerer Valère ei
ſchmitzteren Dorine bequemere Erwiederungen g

„Haben Sie nicht den Park und die
ſagte Jeanne, „Sie werden ſie den Namen A
lehren."

„Gräfin, haben Sie Mitleid. Ich bin
zweiflung," rief der Prälat mit einem aus dem
hervorgegangenen Ausdruck.

„Nun wohl!" ſprach Jeanne mit der gan
Energie des Wundarztes, der die Amputatio
Gliedes entſcheidet; „ſind Sie in Verzweiflun
von Rohan, ſo laſſen Sie ſich nicht zu Ki
verleiten, welche gefährlicher als das Pulver,
Peſt, als der Tod! Iſt Ihnen ſo viel an dieſ
gelegen, ſo erhalten Sie ſich dieſelbe, ſtatt
Grunde zu richten, und wenn es Ihnen nicht
an Herz und an Gedächtniß gebricht, wagen
nicht, diejenigen in Ihren Ruin hineinzuziehen
Ihnen aus Freundſchaft gedient haben. Ich
nicht mit dem Feuer. Schwören Sie mir,
Schritt zu thun, um die Königin zu ſehen?

u sehen, hören Sie? ich sage nicht, sie innerhalb vier-
ehn Tagen von heute an zu sprechen; schwören Sie
as, so bleibe ich, und werde Ihnen noch dienen können.
Sind Sie entschlossen, Allem zu trotzen, um mein Ver-
ot und das ihrige zu übertreten? ich werde es erfah-
en, und zehn Minuten nachher reise ich ab! Sie
erden sich herausziehen, wie Sie können."

„Das ist gräßlich," murmelte der Cardinal, „der
Sturz ist zerschmetternd; von diesem Glück herabfallen!
Oh! ich werde darüber sterben."

„Gehen Sie doch," flüsterte ihm Jeanne in's Ohr,
Sie liebten ohnedies nur aus Eitelkeit."

„Heute aus wahrer Liebe," entgegnete der Cardinal.

„So leiden Sie also heute; das ist eine Bedingung
es Standes. Auf, Monseigneur, entscheiden Sie sich;
leibe ich hier? bin ich auf dem Wege nach Lau-
anne?"

„Bleiben Sie, Gräfin, aber finden Sie nur ein
hmerzstillendes Mittel. Die Wunde ist zu gräßlich."

„Schwören Sie mir, zu gehorchen?"

„Bei meinem Worte als Rohan."

„Gut! Ihr schmerzstillendes Mittel ist gefunden.
ch verbiete Ihnen die Zusammenkünfte, aber ich ver-
iete Ihnen die Briefe nicht."

„Wahrhaftig!" rief der Wahnsinnige, wieder belebt
urch diese Hoffnung. „Ich werde schreiben können?"

„Versuchen Sie es."

„Und . . . sie würde mir antworten?"

Ich werde es versuchen."

Der Cardinal verschlang mit Küssen die Hand von
eanne. Er nannte sie seinen Schutzengel.

Er mußte sehr lachen, der Dämon, der im Herzen
er Gräfin wohnte.

LXVIII.

Die Nacht.

An demſelben Tage, gegen vier Uhr Abends, hielt ein Mann zu Pferde am Saume des Parks, hinter den Apollo-Bädern.

Dieſer Reiter machte eine Vergnügenspromenade im Schritt; nachdenkend wie Hyppolit, ſchön wie dieſer, ließ ſeine Hand die Zügel auf dem Halſe des Roſſes ſchwanken.

Er hielt, wie geſagt, an der Stelle an, wo Herr von Rohan ſeit drei Tagen ſein Pferd anhalten ließ. Der Boden war ganz durch die Hufeiſen zerſtampft und er ſah die jungen Zweige rings um die Eiche abgefreſſen, an deren Stamm das Thier angebunden geweſen.

Der Reiter ſtieg ab.

„Das iſt ein ſehr verwüſteter Platz," ſagte er.

Und er näherte ſich der Mauer.

„Hier ſind die Spuren vom Hinaufſteigen; hier iſt eine kürzlich geöffnete Thüre. Das hatte ich mir gedacht.

„Man hat nicht den Krieg mit den Indianern der Savannen geführt, ohne ſich auf die Spuren von Thieren und Menſchen zu verſtehen. Seit vierzehn Tagen aber iſt Herr von Charny zurückgekehrt; ſeit vierzehn Tagen hat ſich Herr von Charny nicht gezeigt. Dieſe Thüre iſt es, welche Herr von Charny zu ſeinem Eintritt in Verſailles gewählt hat."

So ſprechend ſeufzte der Reiter geräuſchvoll, als riſſe er ſich ſeine Seele mit dieſem Seufzer aus.

„Laſſen wir dem Nächſten ſein Glück," murmelte er, während er eine nach der andern die genannten Spuren auf dem Raſen und an den Mauern betrachtete. „Was Gott dem Einen gibt, verweigert er dem Andern. Nicht umſonſt macht Gott Glückliche und Unglückliche; ſein Wille ſei geprieſen.

„Man müßte aber einen Beweis haben. Um welchen Preis, durch welches Mittel ihn erlangen?

„Oh! nichts iſt einfacher. Im Gebüſche, in der Nacht, vermöchte man einen Menſchen nicht zu entdecken, und von ſeinem Verſtecke aus vermöchte er diejenigen zu ſehen, welche hierher kommen. Heute Abend werde ich im Gebüſche ſein.“

Der Reiter nahm die Zügel ſeines Pferdes zuſammen, ſtieg langſam auf und verſchwand, ohne den Schritt ſeines Roſſes zu beſchleunigen, an der Ecke der Mauer.

Charny aber hatte ſich, den Befehlen der Königin gehorchend, in ſeiner Wohnung eingeſchloſſen und erwartete eine Botſchaft von ihr.

Es wurde Nacht, nichts erſchien. Statt an dem Fenſter des Pavillon zu lauern, das auf den Park ging, lauerte Charny in demſelben Zimmer an dem Fenſter, das auf die kleine Gaſſe ging. Die Königin hatte geſagt: bei der Thüre der Jägermeiſterei; aber Fenſter und Thüre in dieſem Pavillon, das war nur Eines, nur Erdgeſchoß, und die Hauptſache, daß man Alles ſehen konnte, was vorging.

Er befragte die tiefe Nacht und hoffte von einer Minute zur andern den Galopp eines Reiters oder den haſtigen Schritt eines Läufers zu hören.

Es ſchlug halb elf Uhr Nachts. Die Königin hatte Charny hintergangen. Sie hatte im erſten Augenblick der Ueberraſchung ein Zugeſtändniß gemacht. Beſchämt hatte ſie verſprochen, was ihr zu halten nie möglich war, und ſie hatte — ein geiſtreicher Gedanke — verſprochen mit dem Bewußtſein, daß ſie nicht halten würde.

Mit jener Leichtigkeit des Argwohns, welche die heftig verliebten Leute charakteriſirt, machte es ſich Charny ſchon zum Vorwurf, daß er ſo leichtgläubig geweſen.

„Wie konnte ich,“ rief er, „ich, der ich geſehen,

Lügen glauben und meine Ueberzeugung, meine Gewißheit einer albernen Hoffnung opfern?"

Er entwickelte mit Wuth dieſen düſteren Gedanken, als das Geräuſch einer Hand voll Sand, die man an das andere Fenſter warf, ſeine Aufmerkſamkeit erregte und ihn nach der Seite des Parkes laufen machte.

Er ſah nun, in einem weiten ſchwarzen Mantel, unten bei den Hagebuchen des Parkes eine weibliche Geſtalt, welche gegen ihn ein bleiches, ängſtliches Geſicht erhob.

Charny konnte einen Schrei der Freude und zugleich des Bedauerns nicht unterdrücken. Die Frau, die ihn erwartete, die ihn rief, war die Königin!

Mit einem Sprunge ſetzte er zum Fenſter hinaus und fiel gerade vor die Königin nieder.

„Oh! Sie ſind da, mein Herr? Das iſt ein Glück!" ſagte mit leiſer Stimme und ganz bewegt Marie Antoinette; „was machten Sie denn?"

„Sie! Sie! Madame! . . Sie ſelbſt? iſt es möglich?" erwiederte Charny.

„Warteten Sie ſo?"

„Ich wartete auf der Seite der Gaſſe."

„Konnte ich durch die Gaſſe kommen, während es ſo einfach iſt, durch den Park zu kommen?"

„Ich hatte nicht zu hoffen gewagt, ich würde Sie ſehen, Madame," ſprach Charny mit einem Ausdruck leidenſchaftlicher Dankbarkeit.

Marie Antoinette unterbrach ihn:

„Bleiben wir nicht hier; es iſt hier ſo hell: haben Sie Ihren Degen?"

„Ja."

„Gut! . . Wo ſagen Sie, daß die Leute hereingekommen, die Sie geſehen?"

„Durch dieſe Thüre."

„Und zu welcher Stunde?"

„Jedes Mal um Mitternacht."

„Es iſt kein Grund vorhanden, daß ſie heute lbend nicht auch kommen ſollten. Sie haben mit Niemand geſprochen?“

„Mit Niemand.“

„Gehen wir in's Gebüſch und warten wir.“

„Oh! Eure Majeſtät . . .“

Die Königin ging voran und machte mit ziemlich aſchem Schritt ein Stück Weges in umgekehrter Richtung.

„Sie begreifen wohl,“ ſagte ſie plötzlich, als ollte ſie dem Gedanken von Charny entgegenkommen, Sie begreifen, daß ich mir das Vergnügen gemacht abe, die Sache dem Polizeilieutenant zu erzählen. Seitdem ich mich beklagt, hätte mir Herr von Crosne chon müſſen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wenn ie Creatur, die meinen Namen uſurpirt hat, nachdem ie ſich eine Aehnlichkeit mit mir angemaßt hatte, noch icht verhaftet, wenn dieſes ganze Geheimniß noch icht aufgeklärt iſt, ſo fühlen Sie wohl, daß zwei Gründe obwalten: entweder die Unfähigkeit von Herrn on Crosne, — was nicht der Fall iſt, — oder ſein Zuſammenwirken mit meinen Feinden. Mir ſcheint es ber ſchwierig, daß man ſich bei mir, in meinem Parke, ie ſchmähliche Komödie erlauben ſoll, die Sie mir ezeichnet haben, ohne eines unmittelbaren Beiſtands der einer ſtillſchweigenden Genoſſenſchaft ſicher zu ſein. Darum ſcheinen mir diejenigen, welche ſich deſſen chuldig gemacht haben, gefährlich genug zu ſein; daß ch mich bei der Sorge, ſie zu entlarven, nur auf mich elbſt verlaſſe. Was denken Sie davon?“

„Ich bitte Eure Majeſtät um Erlaubniß, den Mund nicht mehr zu öffnen. Ich bin in Verzweiflung; ch habe noch Befürchtungen, und ich habe keinen Verdacht mehr.“

„Sie ſind wenigſtens ein redlicher Mann,“ ſagte ie Königin lebhaft; „Sie wiſſen die Dinge in's Geicht zu ſagen; das iſt ein Verdienſt, welches hie und

da die Unſchuldigen verwunden kann, wenn man ſich in Beziehung auf ſie täuſcht; aber eine Wunde heilt."

„Oh! Madame, es ſchlägt elf Uhr: ich zittere."

„Verſichern Sie ſich, daß Niemand hier iſt," ſagte die Königin, um ihren Gefährten zu entfernen.

Charny gehorchte. Er lief in den Gebüſchen umher bis zu den Mauern.

„Niemand," ſprach er, als er zurückkam.

„Wo iſt die Scene vorgefallen, die Sie erzählten?"

„Madame, in dieſem Augenblick, als ich von meiner Nachforſchung zurückkehrte, habe ich einen furchtbaren Streich in's Herz bekommen. Ich erblickte Sie an derſelben Stelle, wo ich in den vergangenen Nächten die falſche Königin von Frankreich ſah."

„Hier!" rief die Königin, indem ſie ſich mit Ekel von der Stelle entfernte, die ſie einnahm.

„Unter dieſem Kaſtanienbaume, ja, Madame."

„Dann bleiben wir nicht hier, mein Herr," ſagte Marie Antoinette, „denn wenn ſie hierher gekommen ſind, ſo werden ſie wieder hierher kommen."

Charny folgte der Königin in eine andere Allee. Sein Herz ſchlug ſo ſtark, daß er das Geräuſch der Thüre, die ſich öffnen würde, nicht zu hören befürchtete.

Schweigſam und ſtolz, wartete ſie auf die Erſcheinung des lebendigen Beweiſes ihrer Unſchuld.

Es ſchlug Mitternacht. Die Thüre öffnete ſich nicht.

Es verging eine halbe Stunde, während welcher Marie Antoinette Charny mehr als zehnmal fragte, ob die Betrüger ſehr pünktlich bei jedem von ihren Rendezvous geweſen ſeien?

Es ſchlug drei Viertel nach Mitternacht auf Saint-Louis von Verſailles.

Die Königin ſtampfte vor Ungeduld mit dem Fuße.

„Sie werden ſehen, daß ſie heute nicht kommen," ſagte ſie; „ſolche Unglücksfälle widerfahren nur mir!"

Und während ſie dieſe Worte ſprach, ſchaute ſie Charny an, als ſuchte ſie Streit mit ihm, hätte ſie in

ſeinen Augen den geringſten Schimmer von Triumph oder Ironie entdeckt.

Aber in demſelben Maße erbleichend, in welchem ſein Verdacht in ihm wiederkehrte, beobachtete er eine ſo ernſte und ſchwermüthige Haltung, daß ſein Geſicht gewiß in dieſem Augenblick der Wiederſchein der ſeelenreinen Geduld der Märtyrer und der Engel war.

Die Königin nahm ihn beim Arm und führte ihn zu dem Kaſtanienbaum, unter dem ſie ihren erſten Halt gemacht hatten.

„Sie ſagen," flüſterte ſie, „hier ſei es geweſen, wo Sie dieſe Leute geſehen?"

„Hier, auf dieſer Stelle, Madame."

„Hier hat die Frau dem Mann eine Roſe gegeben?"

„Ja, Eure Majeſtät."

Die Königin war ſo ſchwach, ſo angegriffen von dem langen Verweilen in dieſem feuchten Park, daß ſie ſich an den Stamm des Baumes anlehnte und den Kopf auf ihre Bruſt ſinken ließ.

Allmälig bogen ſich ihre Beine; er gab ihr den Arm nicht; ſie fiel vielmehr auf das Gras und das Moos, als daß ſie ſich darauf ſetzte.

Er blieb unbeweglich und düſter.

Sie drückte ihre beiden Hände auf ihr Geſicht und Charny konnte nicht eine Thräne dieſer Königin zwiſchen den langen, weißen Fingern herabgleiten ſehen.

Plötzlich erhob ſie den Kopf und ſprach:

„Mein Herr, Sie haben Recht; ich bin verurtheilt. Ich hatte verſprochen, heute zu beweiſen, daß Sie mich verleumdet; Gott will es nicht; ich beuge mich."

„Madame . . ." murmelte Charny.

„Ich habe gethan," fuhr ſie fort, „was keine Frau an ſeiner Stelle gethan hätte. Ich ſpreche nicht von Sinnen. Oh! mein Herr, was iſt eine Königin, die ſie nicht einmal über ein Herz gebieten kann? Was iſt eine Königin, wenn ſie nicht einmal die Werthſchätzung eines redlichen Mannes erlangt? Oh! mein

Herr, helfen Sie mir wenigſtens aufſtehen, dami
gehen kann; verachten Sie mich nicht bis zu e
Grade, daß Sie mir Ihre Hand verweigern."

Charny ſtürzte wie ein Wahnſinniger auf
Kniee.

„Madame," ſagte er, während er mit ſeiner S
auf die Erde ſchlug, „nicht wahr, wenn ich nich
Unglücklicher wäre, der Sie liebt, Sie würden
vergeben?"

„Sie!" rief die Königin mit einem bittern
lächter, „Sie! Sie lieben mich, und Sie halten
für ſchändlich! . . ."

„Oh! . . . Madame."

„Sie! . . . Sie, der Sie ein Gedächtniß h
müßten, Sie beſchuldigen mich, ich habe hier eine
dort einen Kuß, dort meine Liebe einem andern
geſchenkt! ... Mein Herr, keine Lüge, Sie lieben
nicht!"

„Madame, dieſes Geſpenſt war da, dieſes Ge
einer verliebten Königin. Da auch, wo ich bin,
das Geſpenſt des Geliebten. Reißen Sie mir das
aus, da dieſe zwei hölliſchen Bilder in meinem H
leben und es verzehren."

Sie nahm ſeine Hand und zog ihn mit
exaltirten Geberde zu ſich.

„Sie haben geſehen . . . Sie haben gehört
Nicht wahr, ich war es ſicherlich?" ſprach ſie mi
ſtickter Stimme. . . . „Oh! ich war es, ſuchen
nichts Anderes. Nun wohl! wenn ich auf eben d
Platze, unter eben dieſem Kaſtanienbaum ſitzend,
ich war, Sie zu meinen Füßen, wie der Andere
wenn ich Ihnen die Hand drücke, wenn ich Si
meine Bruſt ziehe, wenn ich Sie in meine Arme n
wenn ich Ihnen ſage: Ich, die ich dies Alles dem
dern gethan habe, nicht wahr? ich, die ich daſſelbe
Andern geſagt habe, nicht wahr? wenn ich
ſage: Herr von Charny, ich liebte, ich liebe und

nur ein einziges Weſen auf der Welt lieben . . . und das ſind Sie! . . . Mein Gott! mein Gott! wird das genügen, um Sie zu überzeugen, daß man nicht ſchändlich iſt, wenn man im Herzen, mit dem Blute der Kaiſerinnen, das göttliche Feuer einer Liebe wie dieſe hat?"

Charny ſtieß einen Seufzer aus, ähnlich dem eines Verſcheidenden. Die Königin, indem ſie ſo mit ihm ſprach, hatte ihn mit ihrem Athem berauſcht; er hatte ſie ſprechen gefühlt, ihre Hand hatte auf ſeiner Schulter gebrannt, ihre Bruſt hatte ſein Herz verſengt, der Athem hatte ſeine Lippen verzehrt.

„Laſſen Sie mich Gott danken," flüſterte er. „Oh! wenn ich nicht an Gott dächte, dächte ich zu viel an Sie."

Sie erhob ſich langſam; ſie heftete auf ihn zwei Augen, deren Thränen die Flammen ertränkten.

„Wollen Sie mein Leben?" ſagte er ganz verwirrt.

Sie ſchwieg einen Augenblick, ohne daß ſie ihn anzuſchauen aufhörte.

„Geben Sie mir Ihren Arm," ſagte ſie, „und führen Sie mich überallhin, wohin die Anderen gegangen ſind. Zuerſt hier . . . hier, wo eine Roſe gegeben wurde . . ."

Sie zog unter ihrem Kleide eine noch von dem Feuer, das ihre Bruſt verſengt, warme Roſe hervor und ſprach:

„Nehmen Sie!"

Er athmete den balſamiſchen Duft der Blume ein und verſchloß ſie in ſeiner Bruſt.

„Hier," ſagte ſie, „hier hat die Andere ihre Hand zum Kuſſe gegeben."

„Ihre beiden Hände!" ſprach Charny ſchwankend und trunken in dem Augenblick, wo ſich ſein Geſicht in den brennenden Händen der Königin eingeſchloſſen fand.

„Das iſt ein gereinigter Platz," ſagte die Königin mit einem anbetungswürdigen Lächeln. „Sind Sie nun nicht in die Apollo-Bäder gegangen?"

Charny blieb, als wäre der Himmel auf ſeinen Kopf gefallen, erſtaunt, halb todt ſtehen.

„Das iſt ein Ort,“ ſagte die Königin heiter, „wo ich nie anders, als bei Tage eintrete. Sehen wir mit einander die Thüre, durch welche der Liebhaber der Königin entfloh.“

Freudig, leicht, am Arme des glücklichſten Mannes hängend, den Gott je geſegnet, ſchritt ſie, beinahe laufend, über den Raſen hin, der das Gebüſch von der Rundmauer trennte. So kamen ſie an die Thüre, vor welcher man die Spuren der Pferdehufe ſah.

„Es iſt hier, außen,“ ſagte Charny.

„Ich habe alle Schlüſſel,“ erwiederte die Königin. „Oeffnen Sie, Herr von Charny, wir wollen uns unterrichten.“

Sie gingen hinaus und bückten ſich, um zu ſehen; der Mond trat aus einer Wolke hervor, als wollte er ſie in ihren Nachforſchungen unterſtützen.

Der weiße Strahl hing ſich zärtlich an dem ſchönen Geſichte der Königin an, die ſich horchend und im Geſträuche umherſchauend auf den Arm von Charny ſtützte.

Als ſie wohl überzeugt war, ließ ſie Charny zurückkehren, indem ſie ihn mit einem ſanften Drucke an ſich zog.

Die Thüre ſchloß ſich wieder hinter ihnen.

Es ſchlug zwei Uhr.

„Gute Nacht,“ ſagte ſie. „Kehren Sie in Ihre Wohnung zurück. Morgen.“

Sie drückte ihm die Hand und entfernte ſich, ohne eine Wort mehr, raſch unter den Hagebuchen, in der Richtung des Schloſſes.

Jenſeits der Thüre, die ſie geſchloſſen hatten, erhob ſich ein Mann mitten aus dem Geſträuche und verſchwand unter den Bäumen längs der Straße.

Dieſer Mann trug das Geheimniß der Königin mit ſich fort.

LXIX.

Der Abſchied.

Die Königin ſtand am andern Morgen ganz lächelnd und ganz ſchön auf, um zur Meſſe zu gehen.

Ihre Wachen hatten Befehl, Jedermann zu ihr kommen zu laſſen. Es war ein Sonntag, und Ihre Majeſtät hatte beim Erwachen geſagt:

„Das iſt ein ſchöner Tag; es iſt heute gut leben.“

Sie ſchien auch mit mehr Vergnügen, als gewöhnlich, den Wohlgeruch ihrer Lieblingsblumen einzuathmen; ſie zeigte ſich freigebiger in den Geſchenken, die ſie bewilligte; ſie beeiferte ſich, mehr ihre Seele in die Nähe Gottes zu bringen.

Sie hörte die Meſſe ohne Zerſtreuung, und hatte nie ihren majeſtätiſchen Kopf ſo tief gebückt.

Während ſie mit Inbrunſt betete, ſchaarte ſich die Menge, wie an den andern Sonntagen, auf dem Wege von den Gemächern zur Kapelle zuſammen, und ſelbſt die Stufen der Treppen waren bedeckt mit Cavalieren und Damen. Unter den letztern glänzte beſcheiden, aber elegant gekleidet, Frau von La Mothe.

Und in dem doppelten Spalier, das die Edelleute bildeten, ſah man rechts Herrn von Charny, dem viele von ſeinen Freunden zu ſeiner Geneſung, zu ſeiner Rückkehr und beſonders zu ſeinem ſtrahlenden Geſichte Glück wünſchten.

Die Gunſt iſt ein feiner, durchdringender Wohlgeruch, er vertheilt ſich mit einer ſolchen Leichtigkeit in der Luft, daß von den Kennern lange vor der Oeffnung des Räucherpfännchens das Aroma erkannt, beſtimmt und geſchätzt wird. Olivier war erſt ſeit ſechs Stunden der Freund der Königin, aber ſchon nannte ſich Jedermann den Freund von Olivier.

Während er alle dieſe Glückwünſche mit der guten

Miene eines wahrhaft seligen Menschen hinnahm und, um ihm mehr Ehre und Freundschaft zu erweisen, die ganze Linke des Spaliers zur Rechten überging, gewahrte Olivier, genöthigt, seine Blicke auf der Gruppe, die ihn umschwärmte, umherlaufen zu lassen, allein sich gegenüber ein Gesicht, dessen düstere Blässe und Unbeweglichkeit ihm mitten unter seiner Berauschung auffiel.

Er erkannte Philipp von Taverney, der, in seine Uniform eingezwängt, die Hand am Griffe seines Degens hielt.

Seit den Höflichkeitsbesuchen, die der Letztere im Vorzimmer seines Gegners gemacht, seit der Einsperrung von Charny durch den Doctor Louis hatte kein Zusammenhang zwischen den zwei Nebenbuhlern stattgefunden.

Charny, als er Philipp sah, der ihn ruhig, ohne Wohlwollen und ohne Drohung anschaute, begann mit einem Gruße, den ihm Philipp von fern erwiederte.

Hierauf sagte Olivier, indem er mit seiner Hand durch die Gruppe schnitt, die ihn umgab:

„Verzeihen Sie, meine Herren . . . lassen Sie mich eine Pflicht der Höflichkeit erfüllen.“

Und er durchschritt den zwischen dem Spaliere rechts und dem Spaliere links liegenden Raum, und ging gerade auf Philipp zu, der sich nicht rührte.

„Herr von Taverney,“ sagte er, während er noch artiger, als das erste Mal, grüßte, „ich mußte Ihnen für den Antheil danken, den Sie an meiner Gesundheit zu nehmen die Güte hatten, doch ich bin gestern erst hier angekommen.“

Philipp erröthete und schaute ihn an, dann schlug er die Augen nieder.

„Nein,“ fuhr Charny fort, „ich werde die Ehre haben, Ihnen morgen Ihren Besuch zurückzugeben, und ich hoffe, Sie hegen keinen Groll mehr gegen mich.“

„Durchaus nicht, mein Herr,“ erwiederte Philipp.

Charny war im Begriff, seine Hand auszustrecken,

Philipp die ſeinige darauf legte, als die Trom-
Ankunft der Königin verkündigte.
ie Königin kommt, mein Herr," ſprach langſam
, ohne daß er die freundſchaftliche Geberde von
erwiedert hatte.
) er punktirte dieſe Worte durch eine mehr
üthige, als kalte Verbeugung.
1 wenig erſtaunt, beeilte ſich Charny, zu ſeinen
n im Spalier links zurückzukehren.
ilipp ſeinerſeits blieb, als ob er Schildwache

: Königin näherte ſich, man ſah ſie Mehreren zu-
Bittſchriften nehmen oder abnehmen laſſen, denn
n hatte ſie Charny erſchaut, und nicht mehr
Blicke von ihm mit jenem verwegenen Muthe,
bei ihren Freundſchaften die Zügel ſchießen
d den ihre Feinde Unverſchämtheit nannten,
), ſprach ſie ganz laut die Worte:
itten Sie heute, meine Herren, bitten Sie, ich
te heute nichts abzuſchlagen."
arny war bis in die Tiefe des Herzens durch-
von dem Ausdruck, von dem Sinn dieſer Zau-
e. Er bebte vor Wonne, und dies war ſein
Dank gegen die Königin.
ötzlich wurde dieſe ihrer ſüßen, aber gefährlichen
ung durch das Geräuſch eines Trittes, durch
1 einer fremden Stimme entzogen.
r Tritt knarrte zu ihrer Linken auf der Platte,
egte, aber ernſte Stimme ſprach:
adame . . ."
e Königin erblickte Philipp; ſie vermochte eine
wegung des Erſtaunens nicht zu unterdrücken,
ſich ſo zwiſchen dieſe zwei Männer geſtellt ſah,
en den einen zu ſehr und den andern nicht
zu lieben ſie ſich vielleicht zum Vorwurf

ie! Herr von Taverney," rief ſie raſch ſich

faſſend; „Sie! Sie haben ſich etwas [illegible] zu erb
Oh! ſprechen Sie.“

„Zehn Minuten [illegible]enz, nach der Muße
Majeſtät,“ antwortete [illegible]lipp, indem er ſich verb
ohne die ſtrenge Bläſſe [illegible]einer Stirne entwaffn
haben.

„Auf der Stelle, mein Herr,“ erwiederte di
nigin, während ſie einen verſtohlenen Blick auf C
warf, welchen ſo nahe bei ſeinem ehemaligen Geg
ſehen ſie unwillkürlich bange hatte; „folgen Sie

Und ſie ging raſcher, als ſie den Tritt von P
hinter dem ihrigen hörte und Charny an ſeinem
gelaſſen hatte.

Sie ſetzte indeſſen ihre Ernte an Briefen, G
ben und Bittſchriften fort, gab einige Befehle un
in ihre Gemächer ein.

Eine Viertelſtunde nachher wurde Philipp
Bibliothek geführt, in der die Königin am So
empfing.

„Ah! Herr von Tave[illegible]ney,“ ſprach ſie mit freu
Tone, „treten Sie ein und machen Sie mir ſo
ein gutes Geſicht. Ich muß Ihnen geſtehen, ich
eine Unruhe, ſo oft ein Taverney mich zu ſp
wünſcht. Sie ſind von ſchlimmer Vorbedeutu
Ihrer Familie. Beruhigen Sie mich geſchwinde,
von Taverney . . . und ſagen Sie mir, Sie ko
nicht, um mir ein Unglück mitzutheilen.“

Noch bleicher nach [illegible]ieſem Eingange, als
während der Scene mit Charny geweſen war, beſch
ſich Philipp, da er ſah, wie wenig Abſichtlichke
Königin in ihre Spr[illegible]legte, darauf, daß e
wiederte:

„Madame, ich habe die Ehre, Eure Majeſt
verſichern, daß ich ihr di[illegible]mal nur eine gute Na
bringe.“

„Ah! es iſt eine Nachricht!“ rief die König
„Ach! ja, Eure Majeſtät.“

„Oh! mein Gott!“ ſagte Marie Antoinette, die den eitern Ton wieder annahm, der Philipp ſo unglücklich achte, „Sie haben geſagt: ach! Ich Arme, die ich in! würde eine Spanierin ausrufen, Herr von Taverney at geſagt: ach!“

„Madame,“ erwiederte Philipp mit ernſtem Tone, zwei Worte werden Eure Majeſtät ſo vollſtändig beuhigen, daß nicht nur Ihre edle Stirne ſich heute icht bei der Annäherung eines Taverney verſchleiern, ondern daß ſie ſich nie mehr durch die Schuld eines averney Maiſon-Rouge verſchleiern wird. Heute noch, Madame, wird der letzte dieſer Familie, dem Eure Majeſtät einige Gunſt zu bewilligen die Gnade gehabt at, verſchwinden, um nie mehr an den franzöſiſchen of zurückzukehren.“

Alsbald warf die Königin die freudige Miene von ch, die ſie als Hülfsmittel gegen die muthmaßlichen emüthsbewegungen bei dieſer Zuſammenkunft angeommen hatte.

„Sie gehen!“ rief ſie.

„Ja, Eure Majeſtät.“

„Sie . . . auch!“

Philipp verbeugte ſich und erwiederte:

„Meine Schweſter hat ſchon den Kummer gehabt, ure Majeſtät zu verlaſſen; ich, ich war der Königin och viel mehr unnütz, und ich gehe.“

Die Königin ſetzte ſich ganz unruhig bei dem Geanken, daß Andrée ihren Abſchied auf immer am Tage ach einem Zuſammenſein bei Louis verlangt hatte, wo errn von Charny das erſte Anzeichen des Gefühles, as man für ihn hegte, zu Theil geworden war.

„Seltſam!“ murmelte ſie träumeriſch, und ſie fügte ein Wort mehr bei.

Philipp blieb ſtehen wie eine marmorne Bildſäule, nd wartete auf die Geberde, die ihn entlaſſen ſollte.

Die Königin erwachte plötzlich aus ihrer Erſtarrung.

„Wohin gehen Sie?“ fragte ſie.

„Ich will mich zu Herrn von Lapeyrouſe begeben.“

„Herr von Lapeyrouſe iſt in dieſem Augenblicke in Neu-Foundland.“

„Ich habe alle Anſtalten getroffen, um zu ihm zu gelangen.“

„Sie wiſſen, daß man ihm einen gräßlichen Tod geweiſſagt hat?“

„Gräßlich, das weiß ich nicht,“ entgegnete Philipp, „doch einen ſchnellen Tod, das iſt mir bekannt.“

„Und Sie reiſen?“

Er lächelte mit ſeiner ſo edlen und ſo ſanften Schönheit.

„Gerade darum will ich Lapeyrouſe nachfolgen,“ ſagte er.

Die Königin verſank abermals in ihr banges Stillſchweigen.

Philipp wartete noch einmal ehrfurchtsvoll.

Die ſo edle und ſo muthige Natur von Marie Antoinette erwachte verwegener, als je.

Sie ſtand auf . . . trat auf den jungen Mann zu und ſprach zu ihm, indem ſie ihre weißen Arme auf ihrer Bruſt kreuzte:

„Warum gehen Sie?“

„Weil ich ſehr reiſegierig bin,“ antwortete er mit ſanftem Tone.

„Aber Sie haben ſchon die Reiſe um die Welt gemacht,“ entgegnete die Königin, die ſich einen Augenblick durch dieſe heldenmüthige Ruhe bethören ließ.

„Die neue Welt, ja, Madame,“ fuhr Philipp fort, „doch nicht um die alte und die neue Welt zuſammen.“

Die Königin machte eine Geberde des Aergers und wiederholte, was ſie zu Andrée geſagt hatte:

„Eiſernes Geſchlecht, ſtählerne Herzen, die Taverney. Ihre Schweſter und Sie, Sie ſind zwei furchtbare Leute, Freunde, die man am Ende haßt. Sie gehen, nicht um zu reiſen, denn Sie ſind deſſen müde, ſondern um mich zu verlaſſen. Ihre Schweſter wurde, wie ſie ſagte,

keligion berufen, ſie verbirgt ein Feuerherz
Aſche. Kurz, ſie wollte gehen, und ſie iſt
Gott mache ſie glücklich. Sie, Sie, der
lich ſein könnten, Sie gehen nun auch . . .
Ihnen vorhin, die Taverney bringen mir

onen Sie uns, Madame; wenn Eure Majeſtät
: hätte, beſſer in unſern Herzen zu ſuchen, ſo
eine grenzenloſe Ergebenheit darin ſehen."
en Sie," rief die Königin zornig, „Sie ſind
er, Ihre Schweſter iſt eine Philoſophin, un-
Geſchöpfe; ſie ſtellt ſich die Welt wie ein
vor, wo man nur unter der Bedingung Ein-
. daß man zu den Heiligen gehöre; Sie halten
für die Hölle, in welche nur die Teufel ein-
nd Sie Beide haben die Welt geflohen: das
l Sie darin das finden, was Sie nicht ſuchen;
re, weil Sie nicht darin finden, was Sie
habe ich Recht? Ei! mein lieber Herr von
laſſen Sie die menſchlichen Geſchöpfe unvoll-
ein; verlangen Sie von den königlichen Fa-
ır, daß ſie die unvollkommenſten von den
en Geſchlechtern ſeien; ſeien Sie duldſam,
Sie vielmehr nicht ſelbſtſüchtig."
betonte dieſe Worte mit zu viel Leidenſchaft.
pp war im Vortheil.
ame," ſagte er, „die Selbſtſucht iſt eine
wenn man ſich derſelben bedient, um ſeine
n zu erheben."
e Antoinette erröthete.
s, was ich weiß," ſagte ſie, „iſt, daß ich
ebte, und daß ſie mich verlaſſen hat; daß ich
cke auf Sie hielt, und daß Sie mich ebenfalls
Es iſt demüthigend für mich, zwei ſo voll-
Perſonen . . . ich ſcherze nicht, mein Herr . . .
s verlaſſen zu ſehen."
ts kann eine Perſon demüthigen, die ſo

erhaben ist, wie Sie," erwiederte Taverney kalt; „die Beschämung erreicht hohe Stirnen, wie die Ihrige, nicht."

„Ich suche mit aller Sorgfalt, was Sie hat verletzen können," fuhr die Königin fort.

„Nichts, nichts hat mich verletzt," erwiederte Philipp lebhaft.

„Ihr Grad ist bestätigt worden; Ihr Glück ist im besten Zuge; ich zeichnete Sie aus . . ."

„Ich wiederhole Eurer Majestät, daß mir nichts bei Hofe mißfällt."

„Und wenn ich Ihnen sagte, Sie sollen bleiben . . . und wenn ich es Ihnen befehlen würde? . . ."

„Ich hätte den Schmerz, Eurer Majestät mit einer Weigerung zu antworten."

Die Königin versenkte sich zum dritten Mal in jene stillschweigende Zurückhaltung, die für ihre Logik das war, was bei dem ermüdeten Fechter die Handlung ist, durch die er seinen Gegner aus der Lage zu bringen sucht.

Und da sie aus dieser Ruhe immer durch einen unerwarteten Schlag heraustrat, so sagte sie, indem sie ihren klaren Blick auf Philipp heftete:

„Es ist vielleicht Jemand hier, der Ihnen mißfällt? Sie sind argwöhnisch."

„Niemand mißfällt mir."

„Ich glaubte, Sie stünden schlecht . . . mit einem Cavalier . . . mit Herrn von Charny . . . den Sie im Duell verwundet haben . . ." sagte die Königin, sich stufenweise belebend. „Und da es einfach ist, daß man die Leute flieht, die man nicht liebt, so werden Sie, sobald Sie die Rückkehr von Herrn von Charny bemerkt, den Hof zu verlassen gewünscht haben."

Philipp antwortete nicht.

Die Königin, die sich in Beziehung auf diesen so redlichen, so wackern Mann täuschte, glaubte es mit einem gewöhnlichen Eifersüchtigen zu thun zu haben. Sie verfolgte ihn ohne Schonung.

„Sie wiſſen erſt ſeit heute, daß Herr von Charny zurückgekommen iſt,“ fuhr ſie fort. „Ich ſage, ſeit heute? und heute verlangen Sie Ihren Abſchied von mir?“

Philipp wurde mehr bleifarbig, als bleich. So angegriffen, ſo mit Füßen getreten, erhob er ſich grauſam.

„Madame,“ ſagte er, „es iſt wahr, ich weiß die Rückkehr von Herrn von Charny erſt ſeit heute; nur iſt es länger, als Eure Majeſtät denkt, denn ich habe Herrn von Charny gegen zwei Uhr Morgens an der Parkthüre getroffen, welche mit den Apollo-Bädern in Verbindung ſteht.“

Die Königin erbleichte ebenfalls, und nachdem ſie mit einer Bewunderung, gemiſcht mit Schrecken, die vollkommene Höflichkeit betrachtet hatte, die der Edelmann in ſeinem Zorne behielt, murmelte ſie mit erloſchener Stimme:

„Gut, mein Herr, gehen Sie, ich halte Sie nicht zurück.“

Philipp verbeugte ſich zum letzten Mal und ging mit langſamem Schritte weg.

Die Königin fiel, wie vom Blitze getroffen, in einen Lehnſtuhl und rief:

„Frankreich, du Land der edlen Herzen!“

LXX.

Die Eiferſucht des Cardinals.

Indeſſen hatte der Cardinal drei Nächte aufeinanderfolgen ſehen, die ſehr verſchieden von denen waren, wo ſeine Einbildungskraft unabläſſig ſich wieder in ließ.

Keine Nachricht von irgend Jemand, keine Hoffnung auf einen Besuch. Diese Todesstille nach der Aufregung der Leidenschaft war die Dunkelheit eines Kellers nach dem heitern Sonnenlicht.

Der Cardinal schmeichelte sich Anfangs der Hoffnung, seine Geliebte, ein Weib, bevor sie Königin, wolle kennen lernen, welcher Natur die Liebe wäre, die man ihr bezeigte, und ob sie nach der Prüfung wie vor derselben gestele. Ein ganz männliches Gefühl, dessen Körperlichkeit eine zweischneidige Waffe wurde, die den Cardinal sehr schmerzlich verwundete, wenn sie sich gegen ihn wandte.

Als er nichts kommen sah und nichts hörte, als das Stillschweigen, wie Herr Delille sagt, da befürchtete der Unglückliche in der That, diese Prüfung sei für ihn selbst ungünstig gewesen. Hievon rührte eine Angst, eine Bangigkeit her, von der man sich keinen Begriff machen kann, wenn man nicht an den allgemeinen Nervenschmerzen gelitten hat, welche aus jeder nach dem Gehirn ausmündenden Fiber eine Feuerschlange machen, die sich durch ihren eigenen Willen krümmt oder abspannt.

Dieses Mißbehagen wurde dem Cardinal unerträglich; er schickte zehnmal in einem halben Tage in die Wohnung von Frau von La Mothe, zehnmal nach Versailles.

Der zehnte Eilbote brachte ihm endlich Jeanne, welche dort Charny und die Königin bewachte und sich innerlich zu dieser Ungeduld des Cardinals, der sie bald den günstigen Erfolg ihres Unternehmens zu verdanken haben sollte, Glück wünschte.

Der Cardinal, als er sie sah, brach los:

„Wie!“ rief er, „Sie leben mit dieser Ruhe! Wie! Sie wissen, daß ich auf der Folter bin, und Sie, die Sie sich meine Freundin nennen, lassen diese Folter bis zum Tode gehen!“

„Ei! Monseigneur,“ erwiederte Jeanne, „Geduld,

enn's beliebt. Was ich in Verſailles fern von Ihnen hat, iſt viel nützlicher, als das, was Sie hier nach ir verlangend machten."

„Man iſt nicht in dieſem Grade grauſam," ſagte Seine Excellenz, beſänftigt durch die Hoffnung, Nachichten zu erhalten. „Sprechen Sie, was ſagt man, as thut man dort?"

„Die Abweſenheit iſt ein ſchmerzliches Uebel, mag an nun in Paris oder in Verſailles daran leiden."

„Das entzückt mich, und ich danke Ihnen dafür; ber . . ."

„Aber?"

„Beweiſe!"

„Oh! guter Gott," rief Jeanne, „was ſagen Sie a, Monſeigneur! Beweiſe! . . . Sind Sie wohl ei Vernunft, Monſeigneur, daß Sie von einer Frau Beweiſe von ihren Fehlern verlangen?"

„Ich verlange keine Urkunde für einen Prozeß, Gräfin; ich verlange ein Liebespfand."

„Mir ſcheint," erwiederte ſie, nachdem ſie Seine Excellenz auf eine gewiſſe Weiſe angeſchaut hatte, Sie werden ſehr anſpruchsvoll, wenn nicht ſehr verßlich."

„Oh! ich weiß, was Sie mir ſagen wollen . . . ch weiß, daß ich mich für ſehr befriedigt . . . für ſehr eehrt halten müßte; doch beurtheilen Sie mein Herz urch das Ihrige, Gräfin ... Wie nähmen Sie es auf, enn Sie ſo, nachdem Sie den Anſchein der Gunſt ehabt, auf die Seite geworfen würden?"

„Sie haben, glaube ich, geſagt, den Anſchein?" rwiederte Jeanne mit demſelben ſpöttiſchen Tone.

„Oh! es iſt gewiß, Sie können mich ungeſtraft klagen, Gräfin, es iſt wahr, nichts berechtigt mich, ich zu beklagen; doch ich beklage mich . . ."

„Monſeigneur, ich kann nicht für Ihre Unzufriedenheit verantwortlich ſein, wenn ſie nur leichtfertige Gründe hat, oder wenn ſie gar keine Gründe hat."

„Gräfin, Sie behandeln mich ſchlecht.“

„Monſeigneur, ich wiederhole Ihre Worte. Ich folge Ihrer Erörterung.“

„Inſpiriren Sie ſich durch ſich ſelbſt, ſtatt mir meine Tollheiten vorzuwerfen; helfen Sie mir, ſtatt mich zu martern.“

„Ich kann Ihnen nicht da helfen, wo ich nichts zu thun ſehe.“

„Sie ſehen nichts zu thun?“ ſagte der Cardinal, indem er auf jedes Wort einen Nachdruck legte.

„Nichts.“

„Wohl! Madame,“ rief Herr von Rohan voll Heftigkeit, „es ſagt vielleicht nicht Jedermann, was Sie ſagen.“

„Ach! Monſeigneur, nun ſind wir bis zum Zorn gelangt, und wir verſtehen uns nicht mehr. Eure Excellenz wird mir verzeihen, wenn ich ihr dies bemerke.“

„Zum Zorn! ja . . . Ihr böſer Wille treibt mich dazu, Gräfin.“

„Und Sie berechnen nicht, ob dies Ungerechtigkeit iſt?“

„Oh! nein! Wenn Sie mir nicht mehr dienen, ſo iſt dies der Fall, weil Sie es nicht mehr anders machen können, das ſehe ich wohl.“

„Sie beurtheilen mich gut; warum klagen Sie mich dann an?“

„Weil Sie mir die ganze Wahrheit ſagen müßten, Madame.“

„Die Wahrheit! ich habe Ihnen die geſagt, welche ich weiß.“

„Sie ſagen mir nicht, daß die Königin eine Treuloſe, eine Coquette iſt, daß ſie die Leute anſpornt, ſie anzubeten, und daß ſie dieſelben hernach der Verzweiflung überantwortet.“

Jeanne ſchaute ihn mit erſtaunter Miene an.

„Erklären Sie ſich,“ ſagte ſie zitternd, nicht vor Angſt, ſondern vor Freude.

Sie hatte in der That in der Eifersucht des Car-
l einen Ausgang erblickt, den ihr die Umstände
cht nicht gegeben hätten, um aus einer so schwie-
Lage herauszukommen.
Gestehen Sie mir," fuhr der Cardinal fort, der
mit seiner Leidenschaft rechnete, „gestehen Sie mir,
te Sie, daß die Königin sich weigert, mich zu sehen."
Ich sage das nicht, Monseigneur."
Gestehen Sie, daß sie, wenn sie mich nicht mit
vollen Willen zurückstößt, was ich immer noch
mich aus dem Besitze setzt und fern von sich hält,
:ht irgend einen andern Liebhaber zu beunruhigen,
m meine Huldigungen Verdacht erregt haben."
Ah! Monseigneur," rief Jeanne mit einem so
:eichen Tone, daß sie noch viel mehr errathen ließ,
: verbergen wollte.
Hören Sie mich," sagte der Cardinal, „als ich
Majestät zum letzten Male sah, glaubte ich im
che gehen zu hören."
Tollheit!"
Und ich werde Alles sagen, was ich muthmaße."
Sagen Sie nicht ein Wort mehr, Monseigneur,
leidigen die Königin, und überdies, wenn es wahr
wenn sie so unglücklich wäre, daß sie die Ueber-
ng eines Liebhabers befürchten müßte, was ich
glaube, wären Sie ungerecht genug, ihr ein Ver-
n aus der Vergangenheit zu machen, die sie Ihnen
Opfer bringt?"
Die Vergangenheit! die Vergangenheit! Das ist
roßes Wort; aber es fällt, Gräfin, wenn diese
ngenheit noch die Gegenwart ist und die Zukunft
ll!"
Pfui! Monseigneur; Sie sprechen mit mir, als
en Sie mit einem Mäkler, dem Sie vorwerfen
n, er habe Sie zu einem schlechten Geschäfte ver-
. Ihr Argwohn, Monseigneur, ist so verletzend für
önigin, daß er es am Ende auch für mich wird."

„Ich will mich zu Herrn von Lapeyrouse begeben.“

„Herr von Lapeyrouse iſt in dieſem Augenblicke in Neu-Foundland.“

„Ich habe alle Anſtalten getroffen, um zu ihm zu gelangen.“

„Sie wiſſen, daß man ihm einen gräßlichen Tod geweiſſagt hat?“

„Gräßlich, das weiß ich nicht,“ entgegnete Philipp, „doch einen ſchnellen Tod, das iſt mir bekannt.“

„Und Sie reiſen?“

Er lächelte mit ſeiner ſo edlen und ſo ſanften Schönheit.

„Gerade darum will ich Lapeyrouse nachfolgen,“ ſagte er.

Die Königin verſank abermals in ihr banges Stillſchweigen.

Philipp wartete noch einmal ehrfurchtsvoll.

Die ſo edle und ſo muthige Natur von Marie Antoinette erwachte verwegener, als je.

Sie ſtand auf . . . trat auf den jungen Mann zu und ſprach zu ihm, indem ſie ihre weißen Arme auf ihrer Bruſt kreuzte:

„Warum gehen Sie?“

„Weil ich ſehr reiſegierig bin,“ antwortete er mit ſanftem Tone.

„Aber Sie haben ſchon die Reiſe um die Welt gemacht,“ entgegnete die Königin, die ſich einen Augenblick durch dieſe heldenmüthige Ruhe bethören ließ.

„Die neue Welt, ja, Madame,“ fuhr Philipp fort, „doch nicht um die alte und die neue Welt zuſammen.“

Die Königin machte eine Geberde des Aergers und wiederholte, was ſie zu Andrée geſagt hatte:

„Eiſernes Geſchlecht, ſtählerne Herzen, die Taverney. Ihre Schweſter und Sie, Sie ſind zwei furchtbare Leute, Freunde, die man am Ende haßt. Sie gehen, nicht um zu reiſen, denn Sie ſind deſſen müde, ſondern um mich zu verlaſſen. Ihre Schweſter wurde, wie ſie ſagte,

on der Religion berufen, ſie verbirgt ein Feuerherz
nter der Aſche. Kurz, ſie wollte gehen, und ſie iſt
egangen. Gott mache ſie glücklich. Sie, Sie, der
ie glücklich ſein könnten, Sie gehen nun auch . . .
h ſagte Ihnen vorhin, die Taverney bringen mir
nglück!"

„Schonen Sie uns, Madame; wenn Eure Majeſtät
ie Gnade hätte, beſſer in unſern Herzen zu ſuchen, ſo
ürde ſie eine grenzenloſe Ergebenheit darin ſehen."

„Hören Sie," rief die Königin zornig, „Sie ſind
in Quäker, Ihre Schweſter iſt eine Philoſophin, un-
ögliche Geſchöpfe; ſie ſtellt ſich die Welt wie ein
aradies vor, wo man nur unter der Bedingung Ein-
ritt finde, daß man zu den Heiligen gehöre; Sie halten
ie Welt für die Hölle, in welche nur die Teufel ein-
reten; und Sie Beide haben die Welt geflohen: das
ine, weil Sie darin das finden, was Sie nicht ſuchen;
as Andere, weil Sie nicht darin finden, was Sie
uchen. Habe ich Recht? Ei! mein lieber Herr von
averney, laſſen Sie die menſchlichen Geſchöpfe unvoll-
ommen ſein; verlangen Sie von den königlichen Fa-
ilien nur, daß ſie die unvollkommenſten von den
enſchlichen Geſchlechtern ſeien; ſeien Sie duldſam,
der ſeien Sie vielmehr nicht ſelbſtſüchtig."

Sie betonte dieſe Worte mit zu viel Leidenſchaft.

Philipp war im Vortheil.

„Madame," ſagte er, „die Selbſtſucht iſt eine
ugend, wenn man ſich derſelben bedient, um ſeine
nbetungen zu erheben."

Marie Antoinette erröthete.

„Alles, was ich weiß," ſagte ſie, „iſt, daß ich
ndrée liebte, und daß ſie mich verlaſſen hat; daß ich
roße Stücke auf Sie hielt, und daß Sie mich ebenfalls
erlaſſen. Es iſt demüthigend für mich, zwei ſo voll-
ommene Perſonen . . . ich ſcherze nicht, mein Herr . . .
ein Haus verlaſſen zu ſehen."

„Nichts kann eine Perſon demüthigen, die ſo

erhaben iſt, wie Sie," erwiederte Taverney kalt; „die Beſchämung erreicht hohe Stirnen, wie die Ihrige, nicht."

„Ich ſuche mit aller Sorgfalt, was Sie hat verletzen können," fuhr die Königin fort.

„Nichts, nichts hat mich verletzt," erwiederte Philipp lebhaft.

„Ihr Grad iſt beſtätigt worden; Ihr Glück iſt im beſten Zuge; ich zeichnete Sie aus . . ."

„Ich wiederhole Eurer Majeſtät, daß mir nichts bei Hofe mißfällt."

„Und wenn ich Ihnen ſagte, Sie ſollen bleiben . . . und wenn ich es Ihnen befehlen würde? . . ."

„Ich hätte den Schmerz, Eurer Majeſtät mit einer Weigerung zu antworten."

Die Königin verſenkte ſich zum dritten Mal in jene ſtillſchweigende Zurückhaltung, die für ihre Logik das war, was bei dem ermüdeten Fechter die Handlung iſt, durch die er ſeinen Gegner aus der Lage zu bringen ſucht.

Und da ſie aus dieſer Ruhe immer durch einen unerwarteten Schlag heraustrat, ſo ſagte ſie, indem ſie ihren klaren Blick auf Philipp heftete:

„Es iſt vielleicht Jemand hier, der Ihnen mißfällt? Sie ſind argwöhniſch."

„Niemand mißfällt mir."

„Ich glaubte, Sie ſtünden ſchlecht . . . mit einem Cavalier . . . mit Herrn von Charny . . . den Sie im Duell verwundet haben . . ." ſagte die Königin, ſich ſtufenweiſe belebend. „Und da es einfach iſt, daß man die Leute flieht, die man nicht liebt, ſo werden Sie, ſobald Sie die Rückkehr von Herrn von Charny bemerkt, den Hof zu verlaſſen gewünſcht haben."

Philipp antwortete nicht.

Die Königin, die ſich in Beziehung auf dieſen ſo redlichen, ſo wackern Mann täuſchte, glaubte es mit einem gewöhnlichen Eiferſüchtigen zu thun zu haben. Sie verfolgte ihn ohne Schonung.

Sie wiſſen erſt ſeit heute, daß Herr von Charny gekommen iſt," fuhr ſie fort. „Ich ſage, ſeit ? und heute verlangen Sie Ihren Abſchied ir?"

hilipp wurde mehr bleifarbig, als bleich. So riffen, ſo mit Füßen getreten, erhob er ſich im.

Madame," ſagte er, „es iſt wahr, ich weiß die ehr von Herrn von Charny erſt ſeit heute; nur länger, als Eure Majeſtät denkt, denn ich habe von Charny gegen zwei Uhr Morgens an der hüre getroffen, welche mit den Apollo-Bädern in ndung ſteht."

Die Königin erbleichte ebenfalls, und nachdem ſie iner Bewunderung, gemiſcht mit Schrecken, die mmene Höflichkeit betrachtet hatte, die der Edel- in ſeinem Zorne behielt, murmelte ſie mit er- ier Stimme:

Gut, mein Herr, gehen Sie, ich halte Sie nicht ."

hilipp verbeugte ſich zum letzten Mal und ging ngſamem Schritte weg.

Die Königin fiel, wie vom Blitze getroffen, in Lehnſtuhl und rief:

Frankreich, du Land der edlen Herzen!"

LXX.

Die Eiferſucht des Cardinals.

indeſſen hatte der Cardinal drei Nächte aufeinan- lgen ſehen, die ſehr verſchieden von denen waren, ſeine Einbildungskraft unabläſſig ſich wieder n ließ.

Keine Nachricht von irgend Jemand, keine Hoffnung auf einen Beſuch. Dieſe Todesſtille nach der Aufregung der Leidenſchaft war die Dunkelheit eines Kellers nach dem heitern Sonnenlicht.

Der Cardinal ſchmeichelte ſich Anfangs der Hoffnung, ſeine Geliebte, ein Weib, bevor ſie Königin, wolle kennen lernen, welcher Natur die Liebe wäre, die man ihr bezeigte, und ob ſie nach der Prüfung wie vor derſelben geſtele. Ein ganz männliches Gefühl, deſſen Körperlichkeit eine zweiſchneidige Waffe wurde, die den Cardinal ſehr ſchmerzlich verwundete, wenn ſie ſich gegen ihn wandte.

Als er nichts kommen ſah und nichts hörte, als das Stillſchweigen, wie Herr Delille ſagt, da befürchtete der Unglückliche in der That, dieſe Prüfung ſei für ihn ſelbſt ungünſtig geweſen. Hievon rührte eine Angſt, eine Bangigkeit her, von der man ſich keinen Begriff machen kann, wenn man nicht an den allgemeinen Nervenſchmerzen gelitten hat, welche aus jeder nach dem Gehirn ausmündenden Fiber eine Feuerſchlange machen, die ſich durch ihren eigenen Willen krümmt oder abſpannt.

Dieſes Mißbehagen wurde dem Cardinal unerträglich; er ſchickte zehnmal in einem halben Tage in die Wohnung von Frau von La Mothe, zehnmal nach Verſailles.

Der zehnte Eilbote brachte ihm endlich Jeanne, welche dort Charny und die Königin bewachte und ſich innerlich zu dieſer Ungeduld des Cardinals, der ſie bald den günſtigen Erfolg ihres Unternehmens zu verdanken haben ſollte, Glück wünſchte.

Der Cardinal, als er ſie ſah, brach los:

„Wie!“ rief er, „Sie leben mit dieſer Ruhe! Wie! Sie wiſſen, daß ich auf der Folter bin, und Sie, die Sie ſich meine Freundin nennen, laſſen dieſe Folter bis zum Tode gehen!“

„Ei! Monſeigneur,“ erwiederte Jeanne, „Geduld,

enn's beliebt. Was ich in Verſailles fern von Ihnen
hat, iſt viel nützlicher, als das, was Sie hier nach
ir verlangend machten."

„Man iſt nicht in dieſem Grade grauſam," ſagte
Seine Excellenz, beſänftigt durch die Hoffnung, Nach-
ichten zu erhalten. „Sprechen Sie, was ſagt man,
as thut man dort?"

„Die Abweſenheit iſt ein ſchmerzliches Uebel, mag
an nun in Paris oder in Verſailles daran leiden."

„Das entzückt mich, und ich danke Ihnen dafür;
ber . . ."

„Aber?"

„Beweiſe!"

„Oh! guter Gott," rief Jeanne, „was ſagen Sie
a, Monſeigneur! Beweiſe! . . . Sind Sie wohl
ei Vernunft, Monſeigneur, daß Sie von einer Frau
Beweiſe von ihren Fehlern verlangen?"

„Ich verlange keine Urkunde für einen Prozeß,
Gräfin; ich verlange ein Liebespfand."

„Mir ſcheint," erwiederte ſie, nachdem ſie Seine
Excellenz auf eine gewiſſe Weiſe angeſchaut hatte,
Sie werden ſehr anſpruchsvoll, wenn nicht ſehr ver-
eßlich."

„Oh! ich weiß, was Sie mir ſagen wollen . . .
h weiß, daß ich mich für ſehr befriedigt . . . für ſehr
eehrt halten müßte; doch beurtheilen Sie mein Herz
urch das Ihrige, Gräfin ... Wie nähmen Sie es auf,
enn Sie ſo, nachdem Sie den Anſchein der Gunſt
ehabt, auf die Seite geworfen würden?"

„Sie haben, glaube ich, geſagt, den Anſchein?"
rwiederte Jeanne mit demſelben ſpöttiſchen Tone.

„Oh! es iſt gewiß, Sie können mich ungeſtraft
klagen, Gräfin, es iſt wahr, nichts berechtigt mich,
ich zu beklagen; doch ich beklage mich . . ."

„Monſeigneur, ich kann nicht für Ihre Unzufrie-
enheit verantwortlich ſein, wenn ſie nur leichtfertige
Gründe hat, oder wenn ſie gar keine Gründe hat."

„Gräfin, Sie behandeln mich ſchlecht.“

„Monſeigneur, ich wiederhole Ihre Worte. Ich folge Ihrer Erörterung.“

„Inſpiriren Sie ſich durch ſich ſelbſt, ſtatt mir meine Tollheiten vorzuwerfen; helfen Sie mir, ſtatt mich zu martern.“

„Ich kann Ihnen nicht da helfen, wo ich nichts zu thun ſehe.“

„Sie ſehen nichts zu thun?“ ſagte der Cardinal, indem er auf jedes Wort einen Nachdruck legte.

„Nichts.“

„Wohl! Madame,“ rief Herr von Rohan voll Heftigkeit, „es ſagt vielleicht nicht Jedermann, was Sie ſagen.“

„Ach! Monſeigneur, nun ſind wir bis zum Zorn gelangt, und wir verſtehen uns nicht mehr. Eure Excellenz wird mir verzeihen, wenn ich ihr dies bemerke.“

„Zum Zorn! ja . . . Ihr böſer Wille treibt mich dazu, Gräfin.“

„Und Sie berechnen nicht, ob dies Ungerechtigkeit iſt?“

„Oh! nein! Wenn Sie mir nicht mehr dienen, ſo iſt dies der Fall, weil Sie es nicht mehr anders machen können, das ſehe ich wohl.“

„Sie beurtheilen mich gut; warum klagen Sie mich dann an?“

„Weil Sie mir die ganze Wahrheit ſagen müßten, Madame.“

„Die Wahrheit! ich habe Ihnen die geſagt, welche ich weiß.“

„Sie ſagen mir nicht, daß die Königin eine Treuloſe, eine Coquette iſt, daß ſie die Leute anſpornt, ſie anzubeten, und daß ſie dieſelben hernach der Verzweiflung überantwortet.“

Jeanne ſchaute ihn mit erſtaunter Miene an.

„Erklären Sie ſich,“ ſagte ſie zitternd, nicht vor Angſt, ſondern vor Freude.

ie hatte in der That in der Eifersucht des Car-
einen Ausgang erblickt, den ihr die Umstände
ht nicht gegeben hätten, um aus einer so schwie-
Lage herauszukommen.
Gestehen Sie mir," fuhr der Cardinal fort, der
mit seiner Leidenschaft rechnete, „gestehen Sie mir,
e Sie, daß die Königin sich weigert, mich zu sehen."
Ich sage das nicht, Monseigneur."
Gestehen Sie, daß sie, wenn sie mich nicht mit
vollen Willen zurückstößt, was ich immer noch
mich aus dem Besitze setzt und fern von sich hält,
ht irgend einen andern Liebhaber zu beunruhigen,
n meine Huldigungen Verdacht erregt haben."
Ah! Monseigneur," rief Jeanne mit einem so
eichen Tone, daß sie noch viel mehr errathen ließ,
verbergen wollte.
Hören Sie mich," sagte der Cardinal, „als ich
Majestät zum letzten Male sah, glaubte ich im
he gehen zu hören."
Tollheit!"
Und ich werde Alles sagen, was ich muthmaße."
Sagen Sie nicht ein Wort mehr, Monseigneur,
leidigen die Königin, und überdies, wenn es wahr
wenn sie so unglücklich wäre, daß sie die Ueber-
ig eines Liebhabers befürchten müßte, was ich
laube, wären Sie ungerecht genug, ihr ein Ver-
aus der Vergangenheit zu machen, die sie Ihnen
)pfer bringt?"
Die Vergangenheit! die Vergangenheit! Das ist
oßes Wort; aber es fällt, Gräfin, wenn diese
genheit noch die Gegenwart ist und die Zukunft
ll!"
Bfui! Monseigneur; Sie sprechen mit mir, als
n Sie mit einem Mäkler, dem Sie vorwerfen
, er habe Sie zu einem schlechten Geschäfte ver-
. Ihr Argwohn, Monseigneur, ist so verletzend für
nigin, daß er es am Ende auch für mich wird."

„Dann, Gräfin, beweisen Sie mir . . .“

„Ah! Monseigneur, wenn Sie dieses Wort wiederholen, so nehme ich die Beleidigung für meine Rechnung.“

„Kurz! . . . liebt sie mich ein wenig?“

„Da gibt es etwas ganz Einfaches, Monseigneur,“ sagte Jeanne, indem sie auf den Tisch des Cardinals und auf das darauf stehende Schreibzeug deutete. „Setzen Sie sich dorthin und fragen Sie die Königin selbst.“

Der Cardinal ergriff voll Entzücken die Hand von Jeanne und rief:

„Sie werden ihr das Billet zustellen?“

„Wenn ich es ihr nicht zustellte, wer würde es denn sonst übernehmen?“

„Und . . . Sie versprechen mir eine Antwort?“

„Wenn Sie keine Antwort bekämen, wie würden Sie erfahren, woran Sie sich zu halten haben?“

„Oh! so ist es gut, Gräfin, so liebe ich Sie.“

„Nicht wahr?“ sagte sie mit ihrem feinen Lächeln.

Er setzte sich, nahm die Feder und fing einen Brief an. Herr von Rohan hatte eine beredte Feder, einen leichten Brief; doch er zerriß zehn Blätter, ehe er sich selbst gefiel.

„Wenn Sie immer so fortmachen, werden Sie nie zum Ziele kommen,“ sagte Jeanne.

„Sehen Sie, Gräfin, ich mißtraue meiner Zärtlichkeit; sie überströmt unwillkürlich und würde vielleicht die Königin ermüden.“

„Ah!“ versetzte Jeanne mit Ironie, „wenn Sie ihr als Politiker schreiben, so wird sie Ihnen mit einem diplomatischen Billet antworten. Das ist Ihre Sache.“

„Sie haben Recht, und Sie sind eine ächte Frau nach Geist und Herz. Hören Sie, Gräfin, warum sollten wir ein Geheimniß für Sie haben, da Sie das unsere besitzen?“

Sie lächelte.

„Es ist wahr," sagte sie, „Sie haben mir wenig zu verbergen."

„Lesen Sie über meine Schulter, lesen Sie so schnell, als ich schreiben werde; denn mein Herz brennt, meine Feder wird das Papier verzehren."

Er schrieb in der That; er schrieb einen Brief so glühend, so toll, so voll von Liebesvorwürfen und gefährdenden Betheuerungen, daß, als er geendet hatte, Jeanne, die seinen Gedanken bis zur Unterschrift folgte, zu sich selbst sagte:

„Er hat geschrieben, was ich ihm zu dictiren nicht gewagt hätte."

Der Cardinal überlas sein Billet und fragte dann Jeanne:

„Ist es so gut?"

„Wenn die Königin Sie liebt," erwiederte die Verrätherin, „so werden Sie sie morgen sehen; nun aber verhalten Sie sich ruhig."

„Bis morgen, ja."

„Ich verlange nicht mehr, Monseigneur."

Sie nahm das versiegelte Billet, ließ sich von Monseigneur auf die Augen küssen, und kehrte gegen Abend nach Hause zurück. Ausgekleidet, erfrischt, fing sie hier an nachzudenken.

Die Lage war so, wie sie sich dieselbe seit ihrem ersten Auftreten versprochen hatte.

Noch zwei Schritte, und sie war am Ziel.

Wen von Beiden war es besser zum Schilde zu wählen: die Königin oder den Cardinal?

Dieser Brief des Cardinals versetzte ihn in die Unmöglichkeit, je Frau von La Mothe an dem Tage anzuklagen, wo sie ihn nöthigen würde, die für das Halsband schuldige Summe zurückzubezahlen.

Angenommen, der Cardinal und die Königin würden sich sehen, um sich zu verständigen, wie sollten sie es wagen, Frau von La Mothe, die Verwahrerin eines so ärgerlichen Geheimnisses, zu Grunde zu richten?

Die Königin würde keinen Lärmen machen und
n den Haß des Cardinals glauben, der Cardinal
ürde an die Coquetterie der Königin glauben, doch
ie Debatte, wenn eine entſtünde, würde bei geſchloſſenen
Thuren ſtattfinden, und nur beargwohnt würde Frau
von La Mothe dieſen Vorwand ergreifen, um ſich, die
ſchöne Summe von anderthalb Millionen realiſirend, aus
dem Vaterlande zu verbannen.

Der Cardinal wurde wohl wiſſen, Jeanne habe
dieſe Brillanten genommen, die Königin würde es wohl
errathen; doch wozu ſollte es ihnen nützen, eine Ange-
legenheit ruchbar zu machen, welche ſo eng mit der
des Parks und der Apollo-Bäder in Verbindung ge-
bracht war?

Nur genügte nicht ein Brief, um dieſes ganze
Vertheidigungsſyſtem feſtzuſtellen; der Cardinal hatte
gute Federn, er würde ſieben- bis achtmal ſchreiben.

Was die Königin betrifft, wer weiß, ob ſie nicht
mit Herrn von Charny Waffen für Jeanne von La
Mothe ſchmiedete?

So viele Wirrſale und Umwege liefen im ſchlimm-
ſten Fall auf eine Flucht aus, und Jeanne ſetzte ſchon
zum Voraus ihre Stufen über einander.

Zuerſt Verfall des Termins, Anzeige der Juweliere.
Die Königin ging gerade zu Herrn von Rohan.

Wie?

Durch die Vermittelung von Jeanne, das war un-
vermeidlich. Jeanne benachrichtigte den Cardinal und
forderte ihn auf, zu bezahlen.

Weigerte er ſich . . . Drohung, die Briefe zu ver
öffentlichen; er bezahlte.

Nach geleiſteter Bezahlung keine Gefahr meh
Was den öffentlichen Lärm betrifft, ſo blieb noch d
Intriguenfrage auszubeuten. In dieſem Punkte vo
kommene Befriedigung. Die Ehre einer Königin u
eines Kirchenfürſten um den Preis von anderth
Millionen, das war noch zu wohlfeil. Jeanne glau

zu ſein, ſie würde drei Millionen bekommen,
ſie wollte.
nd warum war Jeanne ihrer Sache in Beziehung
? Intriguenfrage ſo ſicher?
eil der Cardinal der Ueberzeugung lebte, er
rei Nächte hinter einander die Königin in den
chen von Verſailles geſehen . . . und weil keine
der Erde dem Cardinal beweiſen würde, er
ich ge äuſcht . . . Weil ein einziger Beweis des
s übrig blieb, ein lebendiger, unverwerflicher
s, den aber Jeanne aus der Debatte zu entfernen
griff ſtand.
ei dieſem Punkte ihres Nachſinnens angelangt,
eanne an das Fenſter und erblickte Oliva, ganz
ig, ganz neugierig auf ihrem Balcon.
Es iſt an uns Beiden," dachte Jeanne, indem ſie
eiährtin zärtlich grüßte . . .
ie Gräfin machte Oliva das verabredete Zeichen,
: am Abende herabkomme.
anz freudig, nachdem ſie dieſe officielle Mittheil-
rhalten, kehrte Oliva in ihr Zimmer zurück, und
e verſank wieder in ihr Nachdenken.
as Werkzeug zerbrechen, wenn es nicht mehr die-
nn, das iſt die Gewohnheit aller Leute der In-
; nur ſcheitert die Mehrzahl derſelben, entweder,
ſie dieſes Werkzeug ſo zerbrechen, daß es einen
r ausſtößt, der das Geheimniß verräth, oder in-
e es unvollſtändig genug zerbrechen, daß es noch
n zu dienen vermag.
eanne dachte, ganz dem Vergnügen, zu leben, zu-
, würde ſich die kleine Oliva nicht zerbrechen
ohne einen Seufzer von ſich zu geben.
lan mußte nothwendig für ſie eine Fabel erſinnen,
beſtimmte, zu fliehen; eine andere, die ihr ſehr
u fliehen geſtattete.
ie Schwierigkeiten erhoben ſich auf jedem Schritt;
ewiſſe Geiſter finden ein ebenſo großes Vergnügen

daran, die Schwierigkeiten aufzulöſen, als andere, die Roſen mit Füßen zu treten.

Oliva, ſo ſehr ſie über die Geſellſchaft ihrer neuen Freundin entzückt war, war doch nur beziehungsweiſe darüber entzückt, das heißt, inſofern ſie dieſe Verbindung durch die Scheiben ihres Gefängniſſes erſchaute, fand ſie dieſelbe koſtbar.

Doch die aufrichtige Nicole verbarg ihrer Freundin nicht, der lichte Tag, die Spazierfahrten im hellen Sonnenſchein, kurz alle die Wirklichkeiten des Lebens wären ihr lieber geweſen, als die nächtlichen Promenaden und das erdichtete Königthum.

Die Beinahe des Lebens waren Jeanne, ihre Liebkoſungen und ihre Vertraulichkeit; die Wirklichkeiten des Lebens waren Geld und Beaufire.

Jeanne, welche dieſe Theorie gründlich ſtudirt hatte, gelobte ſich, dieſelbe bei der erſten Gelegenheit anzuwenden.

Indem ſie ſich zuſammenfaßte, gab ſie als Thema ihrer Unterredung mit Nicole die Nothwendigkeit, den Beweis der ſtrafbaren im Park von Verſailles begangenen Betrügereien ganz und gar verſchwinden zu machen.

Die Nacht brach ein, Oliva kam herab. Jeanne erwartete ſie vor der Thür.

Beide gingen wieder die Rue Saint-Claude bis zu dem verödeten Boulevard hinauf, wo ſie ihren Wagen erreichten, den ſie, um beſſer mit einander ſprechen zu können, im Schritt auf dem Wege fahren ließen, welcher ſich kreisförmig nach Vincennes zieht.

Nicole war wohl eingehüllt in ein einfaches Kleid und in eine weite Caleche, Jeanne war als Griſette gekleidet, und Niemand vermochte ſie zu erkennen. Man hätte zu dieſem Behufe überdies in den Wagen tauchen müſſen, und die Polizei allein war hiezu befugt. Nichts aber hatte bis jetzt Verdacht bei der Polizei erweckt.

Dabei trug dieſer Wagen, ſtatt nur glatt zu ſein, an ſeinen Füllungen das Wappen der Valois, eine beachtenswerthe Schildwache, deren Verbot zu durchbrechen oder zu überſchreiten die Gewaltthat eines Agenten nie gewagt hätte.

Oliva fing damit an, daß ſie Jeanne mit Küſſen bedeckte, und dieſe erwiederte dieſelben mit Wucher.

„Oh! was habe ich mich gelangweilt,“ ſagte Oliva, „ich ſuchte Sie, ich rief nach Ihnen.“

„Unmöglich, meine Freundin, ich konnte Sie unmöglich beſuchen, ich wäre eine zu große Gefahr gelaufen und hätte Sie auch einer ſolchen preisgegeben.“

„Wie dies?“ fragte Nicole erſtaunt.

„Eine furchtbare Gefahr, meine Kleine, worüber ich noch zittere.“

„Oh! erzählen Sie mir das geſchwinde?“

„Sie wiſſen, daß Sie hier viele Feinde haben?“

„Leider, ja!“

„Und daß Sie, um ſich zu zerſtreuen, auszugehen wünſchten?“

„Wozu Sie mir ſo freundſchaftlich verholfen haben.“

„Sie wiſſen auch, daß ich Ihnen von jenem Mundſchenk ſprach, der etwas verrückt, aber ſehr angenehm und in die Königin verliebt iſt, welcher Sie ein wenig gleichen.“

„Ja, ich weiß das.“

„Ich hatte die Schwäche, Ihnen eine unſchuldige Unterhaltung vorzuſchlagen, die darin beſtand, daß wir uns über den armen Jungen luſtig machen und ihn ſo myſtificiren wollten, daß er an eine Laune der Königin für ihn glauben ſollte.“

„Ach!“ ſeufzte Oliva.

„Ich erinnere Sie nicht an die zwei erſten Promenaden, die wir in der Nacht im Garten von Verſailles in Geſellſchaft dieſes armen Jungen machten.“

„Gräfin, Sie behandeln mich ſchlecht.“

„Monſeigneur, ich wiederhole Ihre Worte. Ich folge Ihrer Erörterung.“

„Inſpiriren Sie ſich durch ſich ſelbſt, ſtatt mir meine Tollheiten vorzuwerfen; helfen Sie mir, ſtatt mich zu martern.“

„Ich kann Ihnen nicht da helfen, wo ich nichts zu thun ſehe.“

„Sie ſehen nichts zu thun?“ ſagte der Cardinal, indem er auf jedes Wort einen Nachdruck legte.

„Nichts.“

„Wohl! Madame,“ rief Herr von Rohan voll Heftigkeit, „es ſagt vielleicht nicht Jedermann, was Sie ſagen.“

„Ach! Monſeigneur, nun ſind wir bis zum Zorn gelangt, und wir verſtehen uns nicht mehr. Eure Excellenz wird mir verzeihen, wenn ich ihr dies bemerke.“

„Zum Zorn! ja . . . Ihr böſer Wille treibt mich dazu, Gräfin.“

„Und Sie berechnen nicht, ob dies Ungerechtigkeit iſt?“

„Oh! nein! Wenn Sie mir nicht mehr dienen, ſo iſt dies der Fall, weil Sie es nicht mehr anders machen können, das ſehe ich wohl.“

„Sie beurtheilen mich gut; warum klagen Sie mich dann an?“

„Weil Sie mir die ganze Wahrheit ſagen müßten, Madame.“

„Die Wahrheit! ich habe Ihnen die geſagt, welche ich weiß.“

„Sie ſagen mir nicht, daß die Königin eine Treuloſe, eine Coquette iſt, daß ſie die Leute anſpornt, ſie anzubeten, und daß ſie dieſelben hernach der Verzweiflung überantwortet.“

Jeanne ſchaute ihn mit erſtaunter Miene an.

„Erklären Sie ſich,“ ſagte ſie zitternd, nicht vor Angſt, ſondern vor Freude.

Sie hatte in der That in der Eifersucht des Cardinals einen Ausgang erblickt, den ihr die Umstände vielleicht nicht gegeben hätten, um aus einer so schwierigen Lage herauszukommen.

„Gestehen Sie mir," fuhr der Cardinal fort, der mehr mit seiner Leidenschaft rechnete, „gestehen Sie mir, ich bitte Sie, daß die Königin sich weigert, mich zu sehen."

„Ich sage das nicht, Monseigneur."

„Gestehen Sie, daß sie, wenn sie mich nicht mit ihrem vollen Willen zurückstößt, was ich immer noch hoffe, mich aus dem Besitze setzt und fern von sich hält, um nicht irgend einen andern Liebhaber zu beunruhigen, bei dem meine Huldigungen Verdacht erregt haben."

„Ah! Monseigneur," rief Jeanne mit einem so honigreichen Tone, daß sie noch viel mehr errathen ließ, als sie verbergen wollte.

„Hören Sie mich," sagte der Cardinal, „als ich Ihre Majestät zum letzten Male sah, glaubte ich im Gebüsche gehen zu hören."

„Tollheit!"

„Und ich werde Alles sagen, was ich muthmaße."

„Sagen Sie nicht ein Wort mehr, Monseigneur, Sie beleidigen die Königin, und überdies, wenn es wahr wäre, wenn sie so unglücklich wäre, daß sie die Ueberwachung eines Liebhabers befürchten müßte, was ich nicht glaube, wären Sie ungerecht genug, ihr ein Verbrechen aus der Vergangenheit zu machen, die sie Ihnen zum Opfer bringt?"

„Die Vergangenheit! die Vergangenheit! Das ist ein großes Wort; aber es fällt, Gräfin, wenn diese Vergangenheit noch die Gegenwart ist und die Zukunft sein soll!"

„Pfui! Monseigneur; Sie sprechen mit mir, als sprächen Sie mit einem Mäkler, dem Sie vorwerfen würden, er habe Sie zu einem schlechten Geschäfte veranlaßt. Ihr Argwohn, Monseigneur, ist so verletzend für die Königin, daß er es am Ende auch für mich wird."

„Dann, Gräfin, beweiſen Sie mir . . .“

„Ah! Monſeigneur, wenn Sie dieſes Wort wiederholen, ſo nehme ich die Beleidigung für meine Rechnung.“

„Kurz! . . . liebt ſie mich ein wenig?“

„Da gibt es etwas ganz Einfaches, Monſeigneur,“ ſagte Jeanne, indem ſie auf den Tiſch des Cardinals und auf das darauf ſtehende Schreibzeug deutete. „Setzen Sie ſich dorthin und fragen Sie die Königin ſelbſt.“

Der Cardinal ergriff voll Entzücken die Hand von Jeanne und rief:

„Sie werden ihr das Billet zuſtellen?“

„Wenn ich es ihr nicht zuſtellte, wer würde es denn ſonſt übernehmen?“

„Und . . . Sie verſprechen mir eine Antwort?“

„Wenn Sie keine Antwort bekämen, wie würden Sie erfahren, woran Sie ſich zu halten haben?“

„Oh! ſo iſt es gut, Gräfin, ſo liebe ich Sie.“

„Nicht wahr?“ ſagte ſie mit ihrem feinen Lächeln.

Er ſetzte ſich, nahm die Feder und fing einen Brief an. Herr von Rohan hatte eine beredte Feder, einen leichten Brief; doch er zerriß zehn Blätter, ehe er ſich ſelbſt geſtel.

„Wenn Sie immer ſo fortmachen, werden Sie nie zum Ziele kommen,“ ſagte Jeanne.

„Sehen Sie, Gräfin, ich mißtraue meiner Zärtlichkeit; ſie überſtrömt unwillkürlich und würde vielleicht die Königin ermüden.“

„Ah!“ verſetzte Jeanne mit Ironie, „wenn Sie ihr als Politiker ſchreiben, ſo wird ſie Ihnen mit einem diplomatiſchen Billet antworten. Das iſt Ihre Sache.“

„Sie haben Recht, und Sie ſind eine ächte Frau nach Geiſt und Herz. Hören Sie, Gräfin, warum ſollten wir ein Geheimniß für Sie haben, da Sie das unſere beſitzen?“

Sie lächelte.

„Es iſt wahr," ſagte ſie, „Sie haben mir wenig
t verbergen."

„Leſen Sie über meine Schulter, leſen Sie ſo
hnell, als ich ſchreiben werde; denn mein Herz brennt,
eine Feder wird das Papier verzehren."

Er ſchrieb in der That; er ſchrieb einen Brief ſo
lühend, ſo toll, ſo voll von Liebesvorwürfen und ge-
hrdenden Betheuerungen, daß, als er geendet hatte,
eanne, die ſeinen Gedanken bis zur Unterſchrift folgte,
n ſich ſelbſt ſagte:

„Er hat geſchrieben, was ich ihm zu dictiren nicht
ewagt hätte."

Der Cardinal überlas ſein Billet und fragte dann
eanne:

„Iſt es ſo gut?"

„Wenn die Königin Sie liebt," erwiederte die
Verrätherin, „ſo werden Sie ſie morgen ſehen; nun
ber verhalten Sie ſich ruhig."

„Bis morgen, ja."

„Ich verlange nicht mehr, Monſeigneur."

Sie nahm das verſiegelte Billet, ließ ſich von
Monſeigneur auf die Augen küſſen, und kehrte gegen
lbend nach Hauſe zurück. Ausgekleidet, erfriſcht, fing
e hier an nachzudenken.

Die Lage war ſo, wie ſie ſich dieſelbe ſeit ihrem
rſten Auftreten verſprochen hatte.

Noch zwei Schritte, und ſie war am Ziel.

Wen von Beiden war es beſſer zum Schilde zu
ählen: die Königin oder den Cardinal?

Dieſer Brief des Cardinals verſetzte ihn in die
nmöglichkeit, je Frau von La Mothe an dem Tage
nzuklagen, wo ſie ihn nöthigen würde, die für das
alsband ſchuldige Summe zurückzubezahlen.

Angenommen, der Cardinal und die Königin wür-
den ſich ſehen, um ſich zu verſtändigen, wie ſollten ſie
s wagen, F[illegible] La Mothe, die Verwahrerin eines
ſo ärgerlichen [illegible]heimniſſes, zu Grunde zu richten?

Die Königin würde keinen Lärmen machen und an den Haß des Cardinals glauben, der Cardinal würde an die Coquetterie der Königin glauben, doch die Debatte, wenn eine entſtünde, würde bei geſchloſſenen Thüren ſtattfinden, und nur beargwohnt würde Frau von La Mothe dieſen Vorwand ergreifen, um ſich, die ſchöne Summe von anderthalb Millionen realiſirend, aus dem Vaterlande zu verbannen.

Der Cardinal würde wohl wiſſen, Jeanne habe dieſe Brillanten genommen, die Königin würde es wohl errathen; doch wozu ſollte es ihnen nützen, eine Angelegenheit ruchbar zu machen, welche ſo eng mit der des Parks und der Apollo-Bäder in Verbindung gebracht war?

Nur genügte nicht ein Brief, um dieſes ganze Vertheidigungsſyſtem feſtzuſtellen; der Cardinal hatte gute Federn, er würde ſieben- bis achtmal ſchreiben.

Was die Königin betrifft, wer weiß, ob ſie nicht mit Herrn von Charny Waffen für Jeanne von La Mothe ſchmiedete?

So viele Wirrſale und Umwege liefen im ſchlimmſten Fall auf eine Flucht aus, und Jeanne ſetzte ſchon zum Voraus ihre Stufen über einander.

Zuerſt Verfall des Termins, Anzeige der Juweliere. Die Königin ging gerade zu Herrn von Rohan.

Wie?

Durch die Vermittelung von Jeanne, das war unvermeidlich. Jeanne benachrichtigte den Cardinal und forderte ihn auf, zu bezahlen.

Weigerte er ſich . . . Drohung, die Briefe zu veröffentlichen; er bezahlte.

Nach geleiſteter Bezahlung keine Gefahr mehr. Was den öffentlichen Lärm betrifft, ſo blieb noch die Intriguenfrage auszubeuten. In dieſem Punkte vollkommene Befriedigung. Die Ehre einer Königin und eines Kirchenfürſten um den Preis von anderthalb Millionen, das war noch zu wohlfeil. Jeanne glaubte

ſicher zu ſein, ſie würde drei Millionen bekommen, wenn ſie wollte.

Und warum war Jeanne ihrer Sache in Beziehung auf die Intriguenfrage ſo ſicher?

Weil der Cardinal der Ueberzeugung lebte, er habe drei Nächte hinter einander die Königin in den Gebüſchen von Verſailles geſehen . . . und weil keine Macht der Erde dem Cardinal beweiſen würde, er habe ſich getäuſcht . . . Weil ein einziger Beweis des Betrugs übrig blieb, ein lebendiger, unverwerflicher Beweis, den aber Jeanne aus der Debatte zu entfernen im Begriff ſtand.

Bei dieſem Punkte ihres Nachſinnens angelangt, trat Jeanne an das Fenſter und erblickte Oliva, ganz unruhig, ganz neugierig auf ihrem Balcon.

„Es iſt an uns Beiden," dachte Jeanne, indem ſie ihre Gehülfin zärtlich grüßte . . .

Die Gräfin machte Oliva das verabredete Zeichen, daß ſie am Abende herabkomme.

Ganz freudig, nachdem ſie dieſe officielle Mittheilung erhalten, kehrte Oliva in ihr Zimmer zurück, und Jeanne verſank wieder in ihr Nachdenken.

Das Werkzeug zerbrechen, wenn es nicht mehr dienen kann, das iſt die Gewohnheit aller Leute der Intrigue; nur ſcheitert die Mehrzahl derſelben, entweder, indem ſie dieſes Werkzeug ſo zerbrechen, daß es einen Seufzer ausſtößt, der das Geheimniß verräth, oder indem ſie es unvollſtändig genug zerbrechen, daß es noch Andern zu dienen vermag.

Jeanne dachte, ganz dem Vergnügen, zu leben, zugethan, würde ſich die kleine Oliva nicht zerbrechen laſſen, ohne einen Seufzer von ſich zu geben.

Man mußte nothwendig für ſie eine Fabel erſinnen, die ſie beſtimmte, zu fliehen; eine andere, die ihr ſehr gern zu fliehen geſtattete.

Die Schwierigkeiten erhoben ſich auf jedem Schritt; doch gewiſſe Geiſter finden ein ebenſo großes Vergnügen

daran, die Schwierigkeiten aufzulösen, als andere, die Rosen mit Füßen zu treten.

Oliva, so sehr sie über die Gesellschaft ihrer neuen Freundin entzückt war, war doch nur beziehungsweise darüber entzückt, das heißt, insofern sie diese Verbindung durch die Scheiben ihres Gefängnisses erschaute, fand sie dieselbe kostbar.

Doch die aufrichtige Nicole verbarg ihrer Freundin nicht, der lichte Tag, die Spazierfahrten im hellen Sonnenschein, kurz alle die Wirklichkeiten des Lebens wären ihr lieber gewesen, als die nächtlichen Promenaden und das erdichtete Königthum.

Die Beinahe des Lebens waren Jeanne, ihre Liebkosungen und ihre Vertraulichkeit; die Wirklichkeiten des Lebens waren Geld und Beaufire.

Jeanne, welche diese Theorie gründlich studirt hatte, gelobte sich, dieselbe bei der ersten Gelegenheit anzuwenden.

Indem sie sich zusammenfaßte, gab sie als Thema ihrer Unterredung mit Nicole die Nothwendigkeit, den Beweis der strafbaren im Park von Versailles begangenen Betrügereien ganz und gar verschwinden zu machen.

Die Nacht brach ein, Oliva kam herab. Jeanne erwartete sie vor der Thür.

Beide gingen wieder die Rue Saint-Claude bis zu dem verödeten Boulevard hinauf, wo sie ihren Wagen erreichten, den sie, um besser mit einander sprechen zu können, im Schritt auf dem Wege fahren ließen, welcher sich kreisförmig nach Vincennes zieht.

Nicole war wohl eingehüllt in ein einfaches Kleid und in eine weite Caleche, Jeanne war als Grisette gekleidet, und Niemand vermochte sie zu erkennen. Man hätte zu diesem Behufe überdies in den Wagen tauchen müssen, und die Polizei allein war hiezu befugt. Nichts aber hatte bis jetzt Verdacht bei der Polizei erweckt.

Dabei trug dieſer Wagen, ſtatt nur glatt zu ſein, n ſeinen Füllungen das Wappen der Valois, eine achtenswerthe Schildwache, deren Verbot zu durchbre- en oder zu überſchreiten die Gewaltthat eines Agenten ie gewagt hätte.

Oliva fing damit an, daß ſie Jeanne mit Küſſen deckte, und dieſe erwiederte dieſelben mit Wucher.

„Oh! was habe ich mich gelangweilt," ſagte Oliva, „ich ſuchte Sie, ich rief nach Ihnen."

„Unmöglich, meine Freundin, ich konnte Sie un- öglich beſuchen, ich wäre eine zu große Gefahr ge- ufen und hätte Sie auch einer ſolchen preisge- eben."

„Wie dies?" fragte Nicole erſtaunt.

„Eine furchtbare Gefahr, meine Kleine, worüber h noch zittere."

„Oh! erzählen Sie mir das geſchwinde?"

„Sie wiſſen, daß Sie hier viele Feinde haben?"

„Leider, ja!"

„Und daß Sie, um ſich zu zerſtreuen, auszugehen ünſchten?"

„Wozu Sie mir ſo freundſchaftlich verholfen aben."

„Sie wiſſen auch, daß ich Ihnen von jenem Mund- henk ſprach, der etwas verrückt, aber ſehr angenehm nd in die Königin verliebt iſt, welcher Sie ein wenig eichen."

„Ja, ich weiß das."

„Ich hatte die Schwäche, Ihnen eine unſchuldige nterhaltung vorzuſchlagen, die darin beſtand, daß ir uns über den armen Jungen luſtig machen und n ſo myſtificiren wollten, daß er an eine Laune der önigin für ihn glauben ſollte."

„Ach!" ſeufzte Oliva.

„Ich erinnere Sie nicht an die zwei erſten Pro- enaden, die wir in der Nacht im Garten von Ver- illes in Geſellſchaft dieſes armen Jungen machten."

Oliva ſeufzte abermals.

„In dieſen zwei Nächten ſpielten Sie Ihre kleine Rolle ſo gut, daß unſer Verliebter die Sache im Ernſte nahm.“

„Das war vielleicht ſchlimm,“ ſagte Oliva leiſe; „denn in der That, wir täuſchten ihn, und er verdient es nicht; es iſt ein reizender Cavalier.“

„Nicht wahr?“

„Oh! ja.“

„Doch warten Sie, hierin liegt das Schlimme nicht. Daß Sie ihm eine Roſe geſchenkt haben, daß Sie ſich Majeſtät nennen ließen . . . daß Sie ihm Ihre Hand zum Küſſen gaben, das ſind muthwillige Streiche . . . Aber . . . meine kleine Oliva, es ſcheint, das iſt noch nicht Alles.“

Oliva erröthete ſo ſehr, daß Jeanne es hätte ohne die tiefe Nacht nothwendig bemerken müſſen. Als Frau von Geiſt ſchaute ſie allerdings den Weg, und nicht ihre Gefährtin an.

„Wie . . .“ ſtammelte Nicole, „in welcher Hinſicht . . . iſt das noch nicht Alles?“

„Es fand eine dritte Zuſammenkunft ſtatt,“ erwiederte Jeanne.

„Ja,“ ſagte Oliva zögernd; „Sie wiſſen es, da Sie dabei waren.“

„Verzeihen Sie, liebe Freundin, ich war, wie immer, in der Entfernung und lauerte, oder gab mir den Anſchein, als lauerte ich, um Ihrer Rolle mehr Wahrheit zu verleihen. Ich habe alſo weder gehört, noch geſehen, was in jener Grotte vorgegangen iſt. Ich weiß nur das, was Sie mir davon erzählt haben. Sie erzählten mir aber, als Sie zurückkamen, Sie ſeien ſpazieren gegangen, Sie haben geplaudert, und die Roſen und die Handküſſe haben ihr Spiel fortgeſetzt. Ich, meine Kleine, glaube Alles, was man mir ſagt.“

„Nun denn! . . . aber . . .“ machte zitternd Oliva.

„Nun denn! meine Liebenswürdigſte, es ſcheint, nſer Narr ſagt mehr davon, als ihm die vorgebliche önigin bewilligt hat.“

„Was?“

„Es ſcheint, berauſcht, betäubt, verwirrt, rühmte : ſich, von der Königin einen unverweiflichen Beweis etheilter Liebe erhalten zu haben. Dieſer arme Teufel t entſchieden ein Narr.“

„Mein Gott! mein Gott!“ murmelte Oliva.

„Es iſt ein Narr, ſchon weil er lügt, nicht wahr?“

„Gewiß,“ ſtammelte Oliva.

„Sie würden ſich nicht einer ſo furchtbaren Ge- ihr haben ausſetzen wollen, ohne es mir zu ſagen, ieine liebe Kleine“

Oliva ſchauerte vom Scheitel bis zu den Zehen.

„Welche Wahrſcheinlichkeit hat es,“ fuhr die rchtbare Freundin fort, „daß Sie, die Sie Herrn eauſtre lieben, und die Sie mich als Gefährtin be- tzen, daß Sie, der Herr Graf von Caglioſtro den of macht, deſſen Bemühungen Sie zurückweiſen, daß ie aus Laune dieſem Narren das Recht geben . . . u . . . ſagen . . . Nein, er hat den Kopf verloren, as laſſe ich mir nicht nehmen.“

„Nun,“ rief Nicole, „was für eine Gefahr iſt iebei, ſprechen Sie?“

„Bemerken Sie wohl, wir haben es mit einem arren zu thun, der nichts fürchtet und nichts ſchont. o lange es ſich nur um eine geſchenkte Roſe, um inen Handkuß handelte, da war nichts zu ſagen; eine önigin hat Roſen in ihrem Park, ſie hat Hände zur erfügung aller ihrer Unterthanen; doch wenn es wahr äre, daß bei der dritten Zuſammenkunft . . . Ach! h lache nicht mehr, ſeitdem ich dieſe Idee habe.“

Oliva fühlte, wie ſich ihre Zähne aus Angſt an inander preßten.

„Was wird dann geſchehen, meine gute Freundin?“ agte ſie.

vor Allem geſchehen, daß Sie nicht die
wenigſtens nicht, daß ich wüßte."

ß, da Sie die Eigenſchaft Ihrer Majeſtät
en, um eine . . . Leichtfertigkeit dieſer Art
. . ."

das nennt man Majeſtätsbeleidigung. Man
Leute ſehr weit mit dieſem Wort."
r verbarg ihr Geſicht in ihren Händen.
Ganzen," fuhr Jeanne fort, „da Sie nicht
an haben, womit er ſich brüſtet, ſo werden Sie
von kommen, daß Sie es beweiſen. Die zwei
henden Leichtfertigkeiten werden mit zwei bis vier
Gefängniß, und mit der Verbannung beſtraft."
Gefängniß! Verbannung!" rief Oliva beſtürzt.
Das iſt nicht unerſetzlich; doch ich will immer
eine Vorſichtsmaßregeln nehmen und mich ſicher
."
"Wie! Sie wären auch beſorgt?"
"Bei Gott! wird mich dieſer Wahnſinnige nicht
"ſogleich angeben? Oh! meine arme Oliva, dieſe
ſtification wird uns theuer zu ſtehen kommen."
Oliva zerfloß in Thränen.
"Und ich, ich," ſagte ſie, „die ich nicht einen Au
nblick ruhig ſein kann! Oh! wüthender Geiſt! Oh
Damon! Sehen Sie, ich bin beſeſſen. Nach dieſe
Unglück werde ich mir noch ein anderes zuziehen."
"Verzweifeln Sie nicht, ſuchen Sie nur das U
ſehen zu vermeiden."
„Oh! wie werde ich mich bei meinem Beſchi
einſperren! Wenn ich ihm Alles ſagen würde?"
"Ein ſchöner Gedanke!" Ein Mann, der Sie
indem er Ihnen ſeine Liebe verbirgt; ein Mann
nur ein Wort von Ihnen erwartet, um Sie
beten . . . einem ſolchen Mann wollen Sie ge
Sie haben dieſe Unvorſichtigkeit mit einem

:n! Ich ſage Unvorſichtigkeit, bemerken Sie das
. . abgeſehen davon, daß er argwöhnen wird."
Nein Gott! Sie haben Recht."
Mehr noch: das Gerücht von dieſer Sache wird
breiten, die Nachforſchungen der Beamten wer-
)enklichkeiten bei Ihrem Beſchützer erregen. Wer
)b er Sie nicht, um ſich bei Hofe angenehm zu
. ausliefern wird."
)h!"
Nehmen Sie an, er jage Sie ganz einfach weg,
ird dann aus Ihnen werden?"
ch weiß, daß ich verloren bin."
nd Herr Beaufire, wenn er dies erfährt?" ſagte
langſam, die Wirkung dieſes letzten Streiches
ıb.
iva ſprang auf. Mit einem heftigen Stoß zer-
:e das ganze Gebäude ihrer Friſur.
ir wird mich umbringen. Oh! nein, ich werde
lbſt tödten."
ınn wandte ſie ſich gegen Jeanne um und ſagte
ı Verzweiflung:
Sie können mich nicht retten, nein, da Sie ſelbſt
n ſind."
ch habe," erwiederte Jeanne, „tief in der Picardie
ütchen, einen Pachthof. Wenn man, ohne ge-
ıu werden, dieſen Zufluchtsort, ehe der Lärm
ht, erreichen könnte, ſo bliebe vielleicht noch eine
hkeit."
Aber dieſer Narr, er kennt Sie, er wird ſie wohl
:n."
)h! wenn Sie weggegangen, wenn Sie ver-
, wenn Sie unfindbar wären, würde ich den
nicht mehr fürchten. Ich würde ganz laut zu
gen: „„Sie ſind ein Narr, da Sie ſolche Dinge
ten, beweiſen Sie dieſelben,"" was ihm unmög-
ıre; und ganz leiſe würde ich zu ihm ſagen:
ſind ein Schurke!""

„Ich werde abreiſen, wann und wie es Ihnen beliebt," ſprach Oliva.

„Ich glaube, das iſt vernünftig," erwiederte Jeanne.

„Soll ich ſogleich gehen?"

„Nein, warten Sie, bis ich alle Anſtalten für einen günſtigen Erfolg getroffen habe. Verbergen Sie ſich, zeigen Sie ſich nicht, nicht einmal mir. Verkleiden Sie ſich ſogar, wenn Sie in Ihren Spiegel ſchauen."

„Ja, ja, zählen Sie auf mich, theure Freundin."

„Und um anzufangen, kehren wir nach Hauſe zurück: wir haben einander nichts mehr zu ſagen."

„Kehren wir zurück. Wie viel Zeit brauchen Sie zu Ihren Vorbereitungen?"

„Ich weiß es nicht; doch merken Sie wohl auf Eines: von jetzt bis an den Tag Ihrer Abreiſe werde ich mich nicht mehr an meinem Fenſter zeigen. Wenn Sie mich daran ſehen, ſo rechnen Sie darauf, daß Ihre Abreiſe noch an demſelben Tage ſtattfinden ſoll."

„Ja; ich danke, meine liebe Freundin."

Sie kehrten langſam nach der Rue Saint-Claude zurück, Oliva wagte es nicht mehr, mit Jeanne zu ſprechen, Jeanne ſann zu tief nach, um mit Oliva zu ſprechen. Als ſie an Ort und Stelle waren, umarmten ſie ſich; Oliva bat demüthig ihre Freundin um Verzeihung für alles Unglück, das ſie durch ihre Unbeſonnenheit verurſacht habe.

„Ich bin Weib, und mit jeder weiblichen Schwäche vertraut, ſprach Frau von La Mothe, den römiſchen Dichter parodirend.

LXXI.

Die Flucht.

Was Oliva verſprochen hatte, hielt ſie.

Was Jeanne verſprochen hatte, that ſie.

Schon am andern Tage hatte Nicole ihr Daſein vor Jedermann verborgen, Niemand konnte errathen, daß ſie in dem Hauſe der Rue Saint-Claude wohnte.

Beſtändig hinter einem Vorhang oder hinter einem Windſchirm verborgen, beſtändig die Fenſter verhängend, den Sonnenſtrahlen zum Trotz, welche dieſelben freudig angriffen.

Jeanne, die ihrerſeits alle Anſtalten traf, da ſie wußte, der andere Tag müßte den Verfall der erſten Zahlung von fünfmal hunderttauſend Livres herbeiführen. Jeanne richtete ſich ſo ein, daß ſie keine empfindliche Stelle für den Augenblick, wo die Bombe platzen würde, hinter ſich ließ.

Dieſer furchtbare Augenblick war das letzte Ziel ihrer Beobachtungen.

Sie hatte die Alternative einer Flucht, welche leicht zu bewerkſtelligen, weiſe berechnet, doch dieſe Flucht war die beſtimmteſte Anklage.

Bleiben, unbeweglich bleiben, wie der Duellant unter dem Streiche des Gegners; bleiben mit der Chance, zu fallen, aber auch mit der Chance, ſeinen Gegner zu tödten: das war der Entſchluß der Gräfin.

Darum zeigte ſie ſich ſchon am andern Tage nach ihrer Zuſammenkunft mit Oliva gegen zwei Uhr an ihrem Fenſter, um der falſchen Königin zu bezeichnen, es ſei am Abend für ſie Zeit, das Weite zu ſuchen.

Die Freude und zugleich den Schrecken von Oliva zu ſchildern, wäre nicht möglich, Nothwendigkeit, zu fliehen, bedeutete Gefahr; Möglichkeit, zu fliehen, bedeutete Rettung.

Sie ſandte Jeanne einen beredten Kuß zu und traf dann ihre Vorbereitungen, wobei ſie in ihr Päckchen ein wenig von den koſtbaren Effecten ihres Beſchützers legte.

Jeanne verſchwand, nachdem ſie das Signal gegeben hatte, aus ihrer Wohnung, um ſich mit dem Aufſuchen des Wagens zu beſchäftigen, den man mit dem theuern Geſchicke von Mlle. Nicole betrauen könnte.

Und dies war dann Alles — Alles, was der neugierigſte Beobachter unter den gewöhnlich bezeichnenden Merkmalen des Einverſtändniſſes der zwei Freundinnen hätte entmengen können.

Geſchloſſene Vorhänge, geſchloſſene Fenſter, ſpät umherirrendes Licht. Hernach irgend ein Streifen und Rauſchen, einige geheimnißvolle Geräuſche, einiges Umwerfen, worauf der Schatten mit dem Stillſchweigen folgte.

Es ſchlug elf Uhr auf Saint-Paul, und der Wind des Fluſſes trug die düſter abgemeſſenen Schläge bis nach der Rue Saint-Claude, als Jeanne in die Rue Saint-Louis mit einer Poſtchaiſe, beſpannt mit vier kräftigen Pferden, kam.

Ein auf dem Bocke dieſer Chaiſe ſitzender, in einen Mantel gehüllter Mann bezeichnete dem Poſtillon die Adreſſe.

Jeanne zog dieſen Mann am Saume ſeines Mantels und ließ ihn an der Ecke der Rue du Roi doré halten.

Der Mann ſprach mit ſeiner Gebieterin.

„Der Wagen bleibe hier, mein lieber Herr Reteaux,“ ſagte Jeanne, „eine halbe Stunde wird genügen. Ich werde Jemand hierher führen, der einſteigen wird, und Sie laſſen, doppelte Trinkgelder bezahlend, nach meinem kleinen Hauſe in Amiens fahren.“

„Ja, Frau Gräfin.“

„Dort übergeben Sie dieſe Perſon meinem Meier Fontaine, welcher weiß, was er zu thun hat.“

„Ja, Madame.“

„Ich vergaß . . . Sie ſind bewaffnet, mein lieber Herr Reteaux?“

„Ja, Madame.“

„Dieſe Dame iſt von einem Narren bedroht . . . Man wird ſie vielleicht unter Weges feſtnehmen wollen . . .“

„Was ſoll ich dann thun?“

„Sie werden auf Jeden, der Sie in Ihrer Fahrt aufhalten will, Feuer geben.“

„Gut, Madame.“

„Sie haben zwanzig Louisd'or Belohnung für das Bewußte von mir verlangt, ich gebe hundert dafür und bezahle die Reiſe, die Sie nach England machen werden, wo Sie mich vor Ablauf von drei Monaten zu erwarten haben.“

„Gut, Madame.“

„Hier ſind die hundert Louisd'or. Ich ſehe Sie ohne Zweifel nicht mehr, denn es iſt klug für Sie, Saint-Valery zu erreichen und ſich ſogleich nach England einzuſchiffen.“

„Zählen Sie auf mich.“

„Es iſt Ihretwegen.“

„Es iſt unſertwegen,“ ſagte Herr Reteaux, der Gräfin die Hand küſſend. „Ich warte alſo.“

„Und ich werde Ihnen die Dame zuſchicken.“

Reteaux ſtieg in die Chaiſe an den Platz von Jeanne, und dieſe eilte mit leichtem Fuße in die Rue Saint-Claude und ſtieg die Treppe ihres Hauſes hinauf. Alles ſchlief in dieſem unſchuldigen Quartier. Jeanne zündete ſelbſt die Kerze an, welche über den Balcon emporgehalten, für Oliva das Signal, hinabzugehen, ſein ſollte.

„Es iſt ein Mädchen von Vorſicht,“ ſagte die Gräfin zu ſich ſelbſt, als ſie das Fenſter dunkel ſah.

Jeanne hob und senkte dreimal ihre Kerze.

Nichts. Aber es kam ihr vor, als hörte sie e wie einen Seufzer oder ein ja, unmerklich unter Blätterwerk des Fensters hervor in die Luft schleudert.

„Sie wird ohne Zweifel hinabgehen, ohne etwas anzuzünden," sagte Jeanne zu sich; „das ist Uebel."

Und sie ging selbst auf die Straße hinab.

Die Thüre wurde nicht geöffnet. Oliva hatte ohne Zweifel mit einigen lästigen Päcken beschwer

„Die Alberne," sagte die Gräfin murrend; viel Zeit geht wegen einiger Fetzen verloren."

Nichts kam. Jeanne ging bis zu der Thür genüber.

Nichts. Sie hielt ihr Ohr an die breitköp eisernen Nägel und horchte.

So verging eine Viertelstunde; es schlug halb Uhr.

Jeanne schritt bis zum Boulevard, um von zu sehen, ob sich die Fenster erleuchteten.

Es kam ihr vor, als sähe sie eine sanfte in dem leeren Raum der Blätter unter den dopp Vorhängen hin- und hergehen.

„Mein Gott! was macht sie! was macht sie kleine Elende! Sie hat vielleicht das Signal nich sehen."

„Auf! Muth, wir wollen wieder hinaufgehen.

Und sie stieg in der That wieder in ihre nung hinauf, um noch einmal den Telegraph Kerzen spielen zu lassen.

Kein Zeichen antwortete auf die ihrigen.

„Die Schelmin," sagte Jeanne zu sich selbst, rend sie voll Wuth ihre Manchetten zerknitterte, Schelmin muß krank sein und sich nicht rühren kö Oh! was ist daran gelegen? lebendig oder todt sie heute Abend abreisen."

:e ging abermals mit der Haſt einer verfolgten
die Treppe hinab. Sie hielt in ihrer Hand den
:l, der ſo oft Oliva die nächtliche Freiheit ver-
)atte.
dem Augenblick, wo ſie dieſen Schlüſſel in
ſchloß des Hauſes ſtecken wollte, hielt ſie inne.
Wenn Jemand oben bei ihr wäre?" dachte die

unmöglich, ich werde die Stimmen hören, und
noch Zeit ſein, wieder herabzugehen. Wenn
land auf der Treppe begegnete . . . Oh!"
e wäre auf dieſe gefährliche Annahme hin bei-
rückgewichen.
s Geräuſch des Stampfens ihrer Pferde auf
llende Pflaſter beſtimmte ſie.
hne Gefahr nichts Großes," ſagte Jeanne. „Mit
it nie Gefahr!"
d ſie drehte den Schlüſſel in dem ſchwerfälligen
und öffnete die Thüre.
nne kannte die Oertlichkeiten; ihr Verſtand würde
ſelben geoffenbart haben, ſelbſt wenn ſie ſich,
jeden Abend auf Oliva wartete, nicht Rechen-
avon gegeben hätte.
e Treppe war links, Jeanne eilte auf die

in Geräuſch, kein Licht, Niemand.
e kam ſo auf den Ruheplatz der Wohnung
cole.
er, unter der Thüre, ſah man einen beleuchteten
n; hier, hinter der Thüre, hörte man das Geräuſch
aſtigen Schrittes.
uchend, aber ihren Athem erſtickend, horchte
Man ſprach nicht. Oliva war alſo allein,
, ſie räumte ohne Zweifel zuſammen.
e war alſo nicht krank und es handelte ſich nur
: Verzögerung.
nne kratzte ſachte an dem Holze der Thüre.

„Oliva! Oliva!“ ſagte ſie; „Freundin! Freundin!“

Die Schritte näherten ſich auf dem Teppich.

„Oeffnen Sie! öffnen Sie!“ ſagte Jeanne h

Die Thüre wurde geöffnet, eine Lichtfluth ſtrömte Jeanne, und dieſe ſtand einem Mann über, der einen dreiarmigen Leuchter in der hielt. Sie ſtieß einen furchtbaren Schrei au verbarg ihr Geſicht.

„Oliva!“ ſagte dieſer Mann. „Sind S nicht?“

Und er hob ſachte den Ueberwurf der Gräfi

„Die Frau Gräfin von La Mothe,“ rief e einem Tone bewunderungswürdig natürlichen ſtaunens.

„Herr von Caglioſtro!“ murmelte Jeanne kend und einer Ohnmacht nahe.

Unter allen den Gefahren, welche Jeanne vorausſetzen können, war dieſe der Gräfin nie e nen. Sie zeigte ſich nicht ſehr furchtbar von A an, aber wenn man ein wenig nachdachte, wenn ein wenig die düſtere Miene und die tiefe Verſt dieſes ſeltſamen Mannes beobachtete, mußte die G ſchrecklich erſcheinen.

Jeanne hätte bald den Kopf verloren, ſie zurück und hatte große Luſt, ſich von oben die T hinab zu ſtürzen.

Caglioſtro reichte ihr artig die Hand und l ein, ſich zu ſetzen.

„Welchem Umſtande habe ich die Ehre Ihre ſuches zu verdanken, Madame?“ ſagte er mit ſi Stimme.

„Mein Herr . . .“ ſtammelte die Intriganti ihre Augen nicht von denen des Grafen losm konnte, „ich kam . . . ich ſuchte . . .“

„Erlauben Sie, Madame, daß ich klingle, u jenigen von meinen Leuten zu beſtrafen, welch

Ungeschicktheit gehabt haben, eine Frau von Ihrem Rang allein eintreten zu lassen."

Jeanne zitterte und hielt den Grafen bei der Hand zurück.

„Sie müssen," fuhr dieser unstörbar fort, „Sie müssen zu diesem Tölpel von einem Deutschen gerathen sein, der mein Portier ist und sich betrinkt. Er wird Sie nicht erkannt und seine Thüre, ohne etwas zu thun, ohne etwas zu sagen, geöffnet haben, und nachdem er sie geöffnet, ist er wohl wieder eingeschlafen."

„Ich bitte, schelten Sie ihn nicht," erwiederte freier die Gräfin, welche die Falle nicht ahnete.

„Nicht wahr, er hat geöffnet, Madame?"

„Ich glaube, ja . . . Aber Sie haben mir versprochen, ihn nicht zu schelten."

„Ich werde mein Wort halten," erwiederte lächelnd der Graf. „Doch wollen Sie nun die Güte haben, mich zu erklären."

Sobald einmal die Sache so stand, sobald man Jeanne nicht mehr im Verdacht hatte, daß sie selbst die Thüre geöffnet, konnte sie über die Veranlassung ihres Besuches lügen, was sie zu thun auch nicht verfehlte.

„Ich kam," sagte sie sehr rasch, „ich kam, um Sie über gewisse Gerüchte um Rath zu fragen, die im Umlauf sind."

„Welche Gerüchte, Madame?"

„Ich bitte, bedrängen Sie mich nicht," erwiederte Jeanne sich zierend, „mein Schritt ist sehr zarter Natur."

„Suche! suche!" dachte Cagliostro; „ich habe gefunden."

„Sie sind ein Freund Seiner Eminenz des Herrn Cardinals von Rohan," sprach Jeanne.

„Ah! ah! nicht schlecht," dachte Cagliostro. „Gehe

bis an das Ende des Fadens, den ich in der Hand habe. Doch weiter, das verbiete ich Dir."

„Ich stehe in der That ziemlich gut mit Seiner Eminenz," sprach er.

„Und ich," fuhr Jeanne fort, „ich wollte mich bei Ihnen erkundigen über . . ."

„Ueber?" fragte Cagliostro mit einer Färbung von Ironie.

„Ich habe Ihnen gesagt, meine Stellung sei sehr zarter Natur, mein Herr, machen Sie keinen Mißbrauch davon. Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, daß mir Herr von Rohan einige Zuneigung bezeigt, und ich wollte wissen, bis auf welchen Grad ich darauf zählen kann, daß . . . Ah! mein Herr, Sie lesen, wie man sagt, in der dichtesten Finsterniß der Geister und der Herzen."

„Noch ein wenig Helle, Madame, damit ich besser in der Finsterniß Ihres Herzens und Ihres Geistes zu lesen vermag."

Mein Herr! man sagt, Seine Eminenz liebe anderswo . . . Seine Eminenz liebe hohen Ortes . . . Man sagt sogar . . ."

Hier heftete Cagliostro auf Jeanne, welche beinahe rückwärts gefallen wäre, einen Blick voll von Blitzen.

„Madame," sagte er, „ich lese in der That in der Finsterniß; aber um gut zu lesen, muß ich unterstützt werden. Wollen Sie auf folgende Fragen antworten:

„Wie kommt es, daß Sie mich hier aufgesucht haben? Ich wohne nicht hier."

Jeanne bebte.

„Wie sind Sie hier hereingekommen? Denn es gibt weder einen Portier, noch Bedienten in diesem Theil des Hotels.

„Und wenn Sie nicht mich suchten, wen suchten Sie dann?

„Sie antworten mir nicht?" sagte Cagliostro zu

er zitternden Gräfin; „ich will alſo ihren Verſtand nterſtützen.

„Sie ſind mit einem Schlüſſel hereingekommen, en ich hier in Ihrer Taſche fühle.

„Sie wollten hier eine junge Frau aufſuchen, die ch aus reiner Gutmüthigkeit bei mir verbarg.“

Jeanne ſchwankte wie ein entwurzelter Baum.

„Und wenn dem ſo wäre?“ ſprach ſie ganz leiſe, welches Verbrechen hätte ich begangen? Iſt es einer Frau nicht erlaubt, eine andere Frau zu beſuchen? haben Sie die Güte, ſie zu rufen, ſie wird Ihnen agen, ob unſere Freundſchaft nicht zuzugeſtehen iſt...“

„Madame,“ unterbrach ſie Caglioſtro, „Sie ſagen mir das, weil Sie wohl wiſſen, daß ſie nicht mehr ier iſt.“

„Daß ſie nicht mehr hier iſt!...“ rief Jeanne rſchrocken. „Oliva iſt nicht mehr hier?“

„Oh!“ verſetzte Caglioſtro, „Sie wiſſen vielleicht icht, daß ſie abgereiſt iſt, Sie, die Sie bei der Entührung geholfen haben?“

„Bei der Entführung! ich!“ rief Jeanne, die wieer Hoffnung faßte. „Man hat ſie entführt, und Sie eſchuldigen mich?“

„Ich thue mehr, ich überweiſe Sie,“ ſprach Caglioſtro.

„Beweiſen Sie!“ rief unverſchämt die Gräfin.

Caglioſtro nahm ein Papier vom Tiſch und zeigte s ihr:

„Mein Herr und edler Gönner,“ ſagte das an Caglioſtro gerichtete Billet, „verzeihen Sie mir, daß ch Sie verlaſſe; doch vor Allem liebte ich Herrn Beaufire; er kommt, er entführt mich, ich folge ihm. eben Sie wohl. Empfangen Sie den Ausdruck meiner Dankbarkeit.“

„Beaufire!...“ ſagte Jeanne wie verſteinert, Beaufire... Er, der die Adreſſe von Oliva nicht wußte!“

„Oh! doch, Madame," erwiederte Caglioſtro, indem er ihr ein zweites Papier zeigte, das er aus ſeiner Taſche zog; „ſehen Sie, ich habe dieſes Papier auf der Treppe aufgehoben, als ich hierherkam, um meinen täglichen Beſuch zu machen. Dieſes Papier wird aus der Taſche von Herrn Beauſire gefallen ſein."

Die Gräfin las bebend:

„Herr von Beauſire wird Mademoiſelle Oliva in der Rue Saint-Claude, an der Ecke des Boulevard, finden. Er wird ſie finden und auf der Stelle wegführen. Es iſt Zeit."

„Oh!" machte die Gräfin, das Papier zerknitternd.

„Und er hat ſie weggeführt," ſprach kalt Caglioſtro.

„Aber wer hat dieſes Billet geſchrieben?"

„Sie augenſcheinlich, Sie, die aufrichtige Freundin von Oliva."

„Aber wie iſt er hier hereingekommen?" rief Jeanne, indem ſie voll Wuth den unempfindlichen Grafen anſchaute.

„Kann man nicht mit Ihrem Schlüſſel eintreten?" fragte Caglioſtro.

„Da ich ihn habe, hat ihn Herr Beauſire nicht."

„Wenn man einen Schlüſſel hat, kann man auch zwei haben," erwiederte Caglioſtro, der Gräfin in's Geſicht ſchauend.

„Sie haben da überweiſende Stücke," erwiederte langſam die Gräfin, „während ich nur Verdacht habe."

„Oh! ich habe auch, und zwar einen Verdacht, der ſo viel werth iſt, als der Ihrige, Madame."

So ſprechend, entließ er ſie mit einer unmerklichen Geberde.

Sie zögerte nicht, hinabzugehen, doch dieſe verödete Treppe entlang, die, als ſie heraufgegangen, finſter geweſen war, fand ſie zwanzig Kerzen angezündet und zwanzig Bedienten aufgeſtellt, vor denen ſie Caglioſtro

aut und zu wiederholten Malen Frau Gräfin von La Mothe nannte.

Sie trat aus dem Hauſe, Wuth und Rache ſchnaubend, wie der Baſilisk Feuer und Gift ſchnaubt.

LXXII.

Der Brief und der Empfangſchein.

Am Tage nachher war die letzte Friſt der von der Königin ſelbſt den Juwelieren Böhmer und Boſſange beſtimmten Bezahlung.

Da das Schreiben Ihrer Majeſtät Vorſicht empfahl, ſo warteten ſie, bis ihnen die fünfmal hundert tauſend Livres gebracht würden.

Und da es bei allen Kaufleuten, ſo reich ſie auch ſein mögen, eine wichtige Sache um einen Einzug von fünfmal hundert tauſend Livres iſt, ſo hielten die Aſſociés einen Empfangſchein von der ſchönſten Handſchrift des Hauſes bereit.

Der Schein blieb unnütz: Niemand kam, um ihn gegen die fünfmal hundert tauſend Livres auszutauſchen.

Die Nacht verging ſehr grauſam für die Juweliere in der Erwartung eines beinahe unwahrſcheinlichen Boten. Doch die Königin hatte ſo außerordentliche Ideen; ſie mußte ſich verbergen: ihr Bote würde vielleicht erſt nach Mitternacht kommen.

Die Morgenröthe des andern Tages enttäuſchte Böhmer und Boſſange in ihren Chimären. Böhmer faßte ſeinen Entſchluß, und begab ſich nach Verſailles in einem Wagen, in deſſen Hintergrund ſein Aſſocié auf ihn wartete.

Er verlangte bei der Königin eingeführt zu werden. Man antwortete ihm, wenn er nicht einen Audienzbrief hätte, könnte es nicht ſein.

Erſtaunt, unruhig, blieb er beharrlich, und
ſeine Leute kannte, da er das Talent hatte, da u
in den Vorzimmern einen kleinen, für ihn u
Stein anzubringen, ſo begünſtigte man ihn ſo, da
ihn auf den Weg Ihrer Majeſtät ſtellte, wenn
ihrem Spaziergange in Trianon zurückkommen

Noch ganz bebend von ihrer Zuſammenku
Charny, wo ſie ſich zur Liebenden gemacht hatte
Geliebte zu werden, kehrte in der That Marie Ant
das Herz voll Freude und den Geiſt ganz ſtr
zurück, als ſie das ein wenig zerknirſchte, jedo
furchtsvolle Geſicht von Böhmer erblickte.

Sie lächelte ihm zu, was er auf die glü
Weiſe deutete, und er wagte es, um einen Aug
Audienz zu bitten; die Königin bewilligte ih
auf zwei Uhr, das heißt, nach ihrem Mittag
Er überbrachte dieſe vortreffliche Kunde Bo
dieſer wartete auf ihn in einem Wagen; an
Fluſſe leidend, hatte er Ihrer Majeſtät kein un
liches Geſicht zeigen wollen.

„Es iſt kein Zweifel," ſagten ſie zu einander,
ſie ſich die geringſten Geberden, die kleinſten Wor
Marie Antoinette auslegten, „es unterliegt
Zweifel, Ihre Majeſtät hat in ihrer Schubla
Summe, die ſie geſtern noch nicht bekommen
ſie hat geſagt, um zwei Uhr, weil ſie um zw
allein ſein wird."

Und ſie fragten ſich, wie die Kameraden
Fabel, ob ſie die Summe in Billets, in Gold,
Silber wegbringen würden.

Es ſchlug zwei Uhr, der Juwelier war an
Poſten, man führte ihn in das Boudoir Ihrer
ſtät ein.

„Was haben Sie wieder, Böhmer," fra
Königin, ſobald ſie ihn von fern erblickte, „woll
mir von Juwelen ſprechen? Sie wiſſen, Sie
Unglück?"

Böhmer glaubte, es sei irgend Jemand verborgen, die Königin befürchte, gehört zu werden. Er nahm also eine Miene des Einverständnisses an und erwiederte umherschauend:

„Ja, Madame!“

„Was suchen Sie da?“ sagte die Königin erstaunt.

Ein wenig bedrückt durch diese Verstellung, antwortete er nichts.

„Dasselbe Geheimniß, wie neulich; ein Geschmeide zu verkaufen,“ fuhr die Königin fort; „ein unvergleichliches Stück? Oh! erschrecken Sie nicht so; es ist Niemand hier, der uns hören könnte.“

„Dann . . .“ murmelte Böhmer.

„Nun, dann! was?“

„Dann darf ich Ihrer Majestät sagen . . .“

„Sagen Sie geschwinde, mein lieber Böhmer.“

Der Juwelier näherte sich mit einem anmuthigen Lächeln und sprach, seine etwas gelben, aber ganz wohlwollenden Zähne zeigend:

„Ich darf Ihrer Majestät sagen, daß die Königin uns gestern vergessen hat.“

„Vergessen! worin?“ fragte die Königin erstaunt.

„Darin, daß gestern der . . . Termin war . . .“

„Der Termin? . . . welcher Termin?“

„Oh! ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, wenn ich mir erlaube . . . Ich weiß wohl, daß es eine Unbescheidenheit ist. Vielleicht ist die Königin nicht vorbereitet. Das wäre ein großes Unglück; aber . . .“

„Ah! Böhmer, ich begreife nicht ein Wort von Allem, was Sie mir da sagen. Erklären Sie sich doch, mein Lieber.“

„Eure Majestät hat es aus dem Gedächtniß verloren, das ist ganz natürlich, mitten unter allen den Sorgen und Geschäften.“

„Was habe ich aus dem Gedächtniß verloren?“

„Es war gestern der erste Termin der Bezahlung des Halsbandes,“ antwortete Böhmer schüchtern.

„Sie haben also Ihr Halsband verkauft?“

„Aber . . .“ versetzte Böhmer, der die Kö
ganz erstaunt anschaute, „aber mir scheint, ja.“

„Und diejenigen, an welche Sie es verkauft, h
Sie nicht bezahlt, mein armer Böhmer; das ist schl
Diese Leute müssen es machen, wie ich es gemacht h
wenn sie das Halsband nicht kaufen können, so m
sie Ihnen dasselbe zurückgeben und Ihnen die Absch
zahlung überlassen.“

„Wie beliebt?“ stammelte der Juwelier, we
schwankte, dem unvorsichtigen Reisenden ähnlich,
einen Sonnenstich auf den Kopf bekommen. „
erweist mir Ihre Majestät die Ehre zu sagen?“

„Mein armer Böhmer, ich sage, wenn Ihnen
Käufer Ihr Halsband zurückgeben, wie ich es I
zurückgegeben habe, das heißt, indem sie Ihnen zwe
hundert tausend Livres Reukauf lassen, so haben
zwei Millionen nebst dem Halsband.“

„Eure Majestät . . .“ rief Böhmer, von Sch
triefend, „Eure Majestät sagt wohl, sie habe mir
Halsband zurückgegeben?“

„Ja wohl, ich sage das,“ erwiederte die Kö
ganz ruhig. „Was haben Sie?“

„Wie!“ fuhr der Juwelier fort. „Eure Ma
leugnet, das Halsband gekauft zu haben?“

„Ah! was für eine Komödie spielen wir da,“ s
die Königin mit strengem Tone. „Ist dieses verda
Halsband bestimmt, immer Jemand den Kopf verl
zu machen?“

„Aber,“ versetzte Böhmer, an allen seinen Gli
zitternd, „mir schien, als hätte ich von dem M
Eurer Majestät selbst gehört, Sie haben mir zur
gegeben. Eure Majestät hat gesagt, das Dian
halsband zurückgegeben.“

Die Königin schaute Böhmer, die Arme kreu
an und sprach:

„Zum Glücke habe ich hier etwas, womit ich

Gedächtniß auffrischen kann, denn Sie sind ein sehr vergeßlicher Mensch, Herr Böhmer, um Ihnen nichts Unangenehmeres zu sagen."

Sie ging gerade auf einen Arbeitstisch zu, zog aus demselben ein Papier hervor, öffnete es, durchflog es und reichte es dann langsam dem unglücklichen Böhmer.

„Der Styl ist ziemlich klar, wie mir scheint," sagte sie. Und sie setzte sich, um den Juwelier, während er las, besser anzuschauen.

Das Gesicht von diesem drückte zuerst die völligste Ungläubigkeit und dann stufenweise den furchtbarsten Schrecken aus.

„Nun!" sagte die Königin, „Sie erkennen diesen Schein, der in so guter Form bezeugt, daß Sie das Halsband zurückerhalten; und wenn Sie nicht auch vergessen haben, daß Sie Böhmer heißen . . ."

„Aber, Madame," stammelte Böhmer, zugleich vor Wuth und Angst erstickend, „ich habe diesen Schein nicht unterzeichnet."

Die Königin wich, den Juwelier mit ihren flammenden Augen niederschmetternd, zurück und rief:

„Sie leugnen!"

„Durchaus . . . Ich habe, und müßte ich für meine Freiheit mein Leben lassen, das Halsband nie zurückerhalten, diesen Schein nie unterzeichnet. Wäre der Block hier, stünde der Henker hier, ich würde abermals wiederholen: nein, Eure Majestät, dieser Empfangschein ist nicht von mir."

„Mein Herr," sagte die Königin leicht erbleichend, „dann habe ich Sie also betrogen, dann habe ich also Ihr Halsband?"

Böhmer suchte in seinem Portefeuille und zog ein Papier heraus, das er ebenfalls der Königin überreichte.

„Madame," sagte er mit ehrerbietiger, aber durch die Aufregung bebender Stimme; „ich glaube nicht, daß Eure Majestät, wenn sie mir das Halsband hätte

zurückgeben wollen, dieſe Schuldurkunde hier geſch
haben würde."

„Aber was für ein Fetzen iſt denn das?" r
Königin. „Ich habe das nicht geſchrieben! S
meine Handſchrift?"

„Es iſt unterzeichnet," entgegnete Böhmer zer

„Marie Antoinette von Frankrei
Sie ſind verrückt! bin ich von Frankreich?
ich nicht Erzherzogin von Oeſterreich? Iſt e
albern, daß ich das geſchrieben haben ſoll?
Sie doch, Herr Böhmer, die Falle iſt zu plump,
Sie das Ihren Fälſchern."

„Meinen Fälſchern . . ." ſtammelte der Ju
der beinahe in Ohnmacht fiel, als er dieſe Worte
„Eure Majeſtät hat mich, Böhmer, im Verdach

„Sie haben wohl mich, Marie Antoinett
Verdacht?" verſetzte Marie Antoinette voll Sto

„Aber dieſe Schrift," entgegnete aberma
Juwelier, auf das Papier deutend, das ſie imme
in ihren Händen hielt.

„Und dieſer Empfangſchein?" ſagte ſie, a
Papier deutend, das er nicht von ſich gelaſſen h

Böhmer war genöthigt, ſich auf einen Tel
zu ſtützen; der Boden wirbelte unter ihm. Er a
die Luft in großen Wogen ein, und die Purpu
des Schlags erſetzte die Leichenbläſſe der Ohnm

„Geben Sie mir meinen Schein zurück," ſa
Königin, „ich halte ihn für gut, und nehmen Si
Schrift, unterzeichnet Antoinette von Frank
der Staatsanwalt wird Ihnen ſagen, was das wer

Und ſie warf ihm die Verſchreibung zu, n
ſie ihm den Schein aus den Händen geriſſen
wandte ſich um, ging in ein anſtoßendes Zimme
überließ ſich allein den Unglücklichen, der gar
Gedanken mehr hatte und, gegen jede Etiquet
einen Lehnſtuhl ſank. Nach einigen Minuten
in denen er ſich wieder ein wenig erholte, ſtü

ganz betäubt aus dem Gemach und ſuchte Boſſange auf, dem er das Abenteuer ſo erzählte, daß er bei ſeinem Aſſocié in Verdacht gerieth.

Doch er wiederholte ſo gut und ſo oft ſeine Ausſage, daß Boſſange anfing, ſeine Perrücke auszureißen, während Böhmer ſeine Haare ausriß, was für die Vorübergehenden, die ihren Blick in den Wagen tauchten, zugleich das ſchmerzlichſte und komiſchſte Schauſpiel war.

Da man jedoch nicht einen ganzen Tag im Wagen zubringen kann, da man, nachdem man ſich Haare oder Perrücke ausgeriſſen, die Hirnſchale findet, und da unter der Hirnſchale Gedanken ſind oder ſein ſollen, ſo fanden die zwei Juweliere für gut, ſich zu verbinden, um, wenn es möglich wäre, die Thüre der Königin zu ſprengen und etwas einer Erklärung Aehnliches zu erlangen.

Sie gingen nach dem Schloſſe zu, in einem Zuſtand, daß ſie Mitleid erregen mußten, als ihnen einer von den Officianten der Königin begegnete, der den Einen oder den Andern von ihnen zu berufen hatte. Man denke ſich ihre Freude und den Eifer, mit dem ſie gehorchten.

Sie wurden ohne Verzug eingeführt.

LXXIII.

König kann ich nicht, Prinz mag ich nicht, Rohan bin ich.

Die Königin ſchien ungeduldig zu warten; ſie rief auch, ſobald ſie die Juweliere erblickte:

„Ah! hier iſt Herr Boſſange; Sie haben Verſtärkung genommen, Böhmer, deſto beſſer.“

Böhmer hatte nichts zu ſagen; er dachte viel.

Das Beſte, was man in einem ſolchen Falle thun kann, iſt, durch die Geberde zu verfahren; Böhmer warf ſich Marie Antoinette zu Füßen.

Die Geberde war ausdrucksvoll.

Boſſange ahmte ihn als ſein Aſſocié nach.

„Meine Herren," ſprach die Königin, „ich bin nun ruhig und werde mich nicht mehr ärgern. Es iſt mir überdies ein Gedanke gekommen, der meine Gefühle in Beziehung auf Sie ändert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir, Sie und ich, bei dieſer Angelegenheit durch ein kleines Geheimniß hintergangen worden ſind, . . . welches kein Geheimniß mehr für mich iſt."

„Ah! Madame," rief Böhmer, begeiſtert durch dieſe Worte der Königin, „Sie haben mich alſo nicht mehr im Verdacht, daß ich . . . Oh! es iſt abſcheulich auszuſprechen, das Wort Fälſcher . . ."

„Es iſt eben ſo hart für mich, daſſelbe zu hören, als für Sie, es auszuſprechen," erwiederte die Königin, „nein, ich habe Sie nicht mehr im Verdacht."

„Eure Majeſtät hat aber Jemand im Verdacht?"

„Beantworten Sie mir meine Fragen. Sie ſagen, Sie haben die Diamanten nicht mehr?"

„Wir haben ſie nicht mehr," antworteten gleichzeitig die Juweliere.

„Es hat für Sie keinen Werth, zu erfahren, wem ich das Geſchmeide für Sie übergeben habe, das iſt meine Sache . . . Haben Sie . . . die Frau Gräfin von La Mothe nicht geſehen?"

„Verzeihen Sie, Madame, wir haben ſie geſehen."

„Und ſie hat Ihnen nichts . . . in meinem Auftrage übergeben?"

„Nein, Madame, die Frau Gräfin hat uns nur geſagt: „„Warten Sie.""

„Wer hat Ihnen aber die Verſchreibung von mir überbracht?"

„Die Verſchreibung? . . ." erwiederte Böhmer; „das Papier, das Eure Majeſtät in den Händen gehabt

at, iſt uns in der Nacht von einem unbekannten Boten überbracht worden."

Und er zeigte die falſche Schrift.

„Ah! ah!" rief die Königin, „gut; Sie ſehen, daß ie Schrift nicht unmittelbar von mir kommt."

Sie läutete; ein Bedienter erſchien.

„Man laſſe die Frau Gräfin von La Mothe zu ir rufen," ſprach die Königin ruhig.

„Und," fuhr ſie dann mit derſelben Ruhe fort, Sie haben Niemand geſehen, Sie haben Herrn von ohan nicht geſehen?"

„Herrn von Rohan? Doch, Madame, er hat uns eſucht und ſich erkundigt . . ."

„Sehr gut; gehen wir nicht weiter; ſobald der err Cardinal von Rohan abermals bei dieſer Ange-genheit betheiligt iſt, hätten Sie Unrecht, zu ver-weifeln. Ich errathe. Als Frau von La Mothe das ort: Warten Sie! zu Ihnen ſagte, wollte ſie . . . ein, ich errathe nichts, ich will nichts errathen . . . uchen Sie nur den Herrn Cardinal auf und erzählen ie ihm, was Sie mir geſagt haben; verlieren Sie eine Zeit und fügen Sie bei, ich wiſſe Alles."

Wiederbelebt durch dieſe kleine Flamme der Hoff-ung, wechſelten die Juweliere unter einander einen inder ängſtlichen Blick.

Boſſange allein, der ſein Wort anbringen wollte, agte es, leiſe zu ſagen, die Königin habe jedoch einen alſchen Empfangſchein in ihren Händen, und eine älſchung ſei ein Verbrechen.

Marie Antoinette faltete die Stirne und erwiederte: „Es iſt wahr, wenn Sie das Halsband nicht zu-ückerhalten haben, ſo bildet dieſe Schrift eine Fälſchung. och um die Fälſchung nachzuweiſen, iſt es unerläßlich, aß ich Sie mit der Perſon confrontire, die ich Ihnen ie Diamanten zurückzugeben beauftragt habe."

„Wann Eure Majeſtät will," rief Boſſange, „wir heuen das Licht nicht, wir ehrlichen Handelsleute."

Erſtaunt, unruhig, blieb er beharrlich, und da er ſeine Leute kannte, da er das Talent hatte, da und dort in den Vorzimmern einen kleinen, für ihn unnützen Stein anzubringen, ſo begünſtigte man ihn ſo, daß man ihn auf den Weg Ihrer Majeſtät ſtellte, wenn ſie von ihrem Spaziergange in Trianon zurückkommen würde.

Noch ganz bebend von ihrer Zuſammenkunft mit Charny, wo ſie ſich zur Liebenden gemacht hatte, ohne Geliebte zu werden, kehrte in der That Marie Antoinette, das Herz voll Freude und den Geiſt ganz ſtrahlend, zurück, als ſie das ein wenig zerknirſchte, jedoch ehrfurchtsvolle Geſicht von Böhmer erblickte.

Sie lächelte ihm zu, was er auf die glücklichſte Weiſe deutete, und er wagte es, um einen Augenblick Audienz zu bitten; die Königin bewilligte ihm dies auf zwei Uhr, das heißt, nach ihrem Mittagsmahle. Er überbrachte dieſe vortreffliche Kunde Boſſange; dieſer wartete auf ihn in einem Wagen; an einem Fluſſe leidend, hatte er Ihrer Majeſtät kein unfreundliches Geſicht zeigen wollen.

„Es iſt kein Zweifel," ſagten ſie zu einander, indem ſie ſich die geringſten Geberden, die kleinſten Worte von Marie Antoinette auslegten, „es unterliegt keinem Zweifel, Ihre Majeſtät hat in ihrer Schublade die Summe, die ſie geſtern noch nicht bekommen konnte; ſie hat geſagt, um zwei Uhr, weil ſie um zwei Uhr allein ſein wird."

Und ſie fragten ſich, wie die Kameraden in der Fabel, ob ſie die Summe in Billets, in Gold, oder in Silber wegbringen würden.

Es ſchlug zwei Uhr, der Juwelier war an ſeinem Poſten, man führte ihn in das Boudoir Ihrer Majeſtät ein.

„Was haben Sie wieder, Böhmer," fragte die Königin, ſobald ſie ihn von fern erblickte, „wollen Sie mir von Juwelen ſprechen? Sie wiſſen, Sie haben Unglück?"

Böhmer glaubte, es sei irgend Jemand verborgen, e Königin befürchte, gehört zu werden. Er nahm so eine Miene des Einverständnisses an und erwierte umherschauend:

„Ja, Madame!"

„Was suchen Sie da?" sagte die Königin erstaunt.

Ein wenig bedrückt durch diese Verstellung, antortete er nichts.

„Dasselbe Geheimniß, wie neulich; ein Geschmeide verkaufen," fuhr die Königin fort; „ein unvergleiches Stück? Oh! erschrecken Sie nicht so; es ist iemand hier, der uns hören könnte."

„Dann . . ." murmelte Böhmer.

„Nun, dann! was?"

„Dann darf ich Ihrer Majestät sagen . . ."

„Sagen Sie geschwinde, mein lieber Böhmer."

Der Juwelier näherte sich mit einem anmuthigen cheln und sprach, seine etwas gelben, aber ganz ohlwollenden Zähne zeigend:

„Ich darf Ihrer Majestät sagen, daß die Königin as gestern vergessen hat."

„Vergessen! worin?" fragte die Königin erstaunt.

„Darin, daß gestern der . . . Termin war . . ."

„Der Termin? . . . welcher Termin?"

„Oh! ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, wenn h mir erlaube . . . Ich weiß wohl, daß es eine nbescheidenheit ist. Vielleicht ist die Königin nicht orbereitet. Das wäre ein großes Unglück; aber . . ."

„Ah! Böhmer, ich begreife nicht ein Wort von llem, was Sie mir da sagen. Erklären Sie sich doch, ein Lieber."

„Eure Majestät hat es aus dem Gedächtniß verren, das ist ganz natürlich, mitten unter allen den Sorgen und Geschäften."

„Was habe ich aus dem Gedächtniß verloren?"

„Es war gestern der erste Termin der Bezahlung es Halsbandes," antwortete Böhmer schüchtern.

„Sie haben alſo Ihr Halsband verkauft?“

„Aber . . .“ verſetzte Böhmer, der die Königin ganz erſtaunt anſchaute, „aber mir ſcheint, ja.“

„Und diejenigen, an welche Sie es verkauft, haben Sie nicht bezahlt, mein armer Böhmer; das iſt ſchlimm. Dieſe Leute müſſen es machen, wie ich es gemacht habe; wenn ſie das Halsband nicht kaufen können, ſo müſſen ſie Ihnen daſſelbe zurückgeben und Ihnen die Abſchlagszahlung überlaſſen.“

„Wie beliebt?“ ſtammelte der Juwelier, welcher ſchwankte, dem unvorſichtigen Reiſenden ähnlich, der einen Sonnenſtich auf den Kopf bekommen. „Was erweiſt mir Ihre Majeſtät die Ehre zu ſagen?“

„Mein armer Böhmer, ich ſage, wenn Ihnen zehn Käufer Ihr Halsband zurückgeben, wie ich es Ihnen zurückgegeben habe, das heißt, indem ſie Ihnen zweimal hundert tauſend Livres Reukauf laſſen, ſo haben Sie zwei Millionen nebſt dem Halsband.“

„Eure Majeſtät . . .“ rief Böhmer, von Schweiß triefend, „Eure Majeſtät ſagt wohl, ſie habe mir das Halsband zurückgegeben?“

„Ja wohl, ich ſage das,“ erwiederte die Königin ganz ruhig. „Was haben Sie?“

„Wie!“ fuhr der Juwelier fort. „Eure Majeſtät leugnet, das Halsband gekauft zu haben?“

„Ah! was für eine Komödie ſpielen wir da,“ ſprach die Königin mit ſtrengem Tone. „Iſt dieſes verdammte Halsband beſtimmt, immer Jemand den Kopf verlieren zu machen?“

„Aber,“ verſetzte Böhmer, an allen ſeinen Gliedern zitternd, „mir ſchien, als hätte ich von dem Munde Eurer Majeſtät ſelbſt gehört, Sie haben mir zurückgegeben. Eure Majeſtät hat geſagt, das Diamanthalsband zurückgegeben.“

Die Königin ſchaute Böhmer, die Arme kreuzend, an und ſprach:

„Zum Glücke habe ich hier etwas, womit ich Ihr

Gedächtniß auffrischen kann, denn Sie sind ein sehr ergeßlicher Mensch, Herr Böhmer, um Ihnen nichts Unangenehmeres zu sagen."

Sie ging gerade auf einen Arbeitstisch zu, zog aus demselben ein Papier hervor, öffnete es, durchflog es und reichte es dann langsam dem unglücklichen Böhmer.

„Der Styl ist ziemlich klar, wie mir scheint," agte sie. Und sie setzte sich, um den Juwelier, während r las, besser anzuschauen.

Das Gesicht von diesem drückte zuerst die völligste Ungläubigkeit und dann stufenweise den furchtbarsten Schrecken aus.

„Nun!" sagte die Königin, „Sie erkennen diesen Schein, der in so guter Form bezeugt, daß Sie das Halsband zurückerhalten; und wenn Sie nicht auch vergessen haben, daß Sie Böhmer heißen . . ."

„Aber, Madame," stammelte Böhmer, zugleich vor Wuth und Angst erstickend, „ich habe diesen Schein nicht unterzeichnet."

Die Königin wich, den Juwelier mit ihren flammenden Augen niederschmetternd, zurück und rief:

„Sie leugnen!"

„Durchaus . . . Ich habe, und müßte ich für meine Freiheit mein Leben lassen, das Halsband nie zurückerhalten, diesen Schein nie unterzeichnet. Wäre der Block hier, stünde der Henker hier, ich würde aber als wiederholen: nein, Eure Majestät, dieser Empfangschein ist nicht von mir."

„Mein Herr," sagte die Königin leicht erbleichend, dann habe ich Sie also betrogen, dann habe ich also ihr Halsband?"

Böhmer suchte in seinem Portefeuille und zog ein Papier heraus, das er ebenfalls der Königin überreichte.

„Madame," sagte er mit ehrerbietiger, aber durch die Aufregung bebender Stimme; „ich glaube nicht, daß Eure Majestät, wenn sie mir das Halsband hätte

zurückgeben wollen, dieſe Schuldurkunde hier ge
haben würde."

„Aber was für ein Fetzen iſt denn das?"
Königin. „Ich habe das nicht geſchrieben!
meine Handſchrift?"

„Es iſt unterzeichnet," entgegnete Böhmer z

„Marie Antoinette von Frankre
Sie ſind verrückt! bin ich von Frankreic
ich nicht Erzherzogin von Oeſterreich? Iſt
albern, daß ich das geſchrieben haben ſoll?
Sie doch, Herr Böhmer, die Falle iſt zu plum
Sie das Ihren Fälſchern."

„Meinen Fälſchern . . ." ſtammelte der
der beinahe in Ohnmacht fiel, als er dieſe Wor
„Eure Majeſtät hat mich, Böhmer, im Verda

„Sie haben wohl mich, Marie Antoin
Verdacht?" verſetzte Marie Antoinette voll S

„Aber dieſe Schrift," entgegnete aber
Juwelier, auf das Papier deutend, das ſie im
in ihren Händen hielt.

„Und dieſer Empfangſchein?" ſagte ſie,
Papier deutend, das er nicht von ſich gelaſſen

Böhmer war genöthigt, ſich auf einen
zu ſtützen; der Boden wirbelte unter ihm. Er
die Luft in großen Wogen ein, und die Pul
des Schlags erſetzte die Leichenblaſſe der Ohn

„Geben Sie mir meinen Schein zurück,"
Königin, „ich halte ihn für gut, und nehmen
Schrift, unterzeichnet Antoinette von Fra
der Staatsanwalt wird Ihnen ſagen, was das

Und ſie warf ihm die Verſchreibung zu,
ſie ihm den Schein aus den Händen geriſſ
wandte ſich um, ging in ein anſtoßendes Zim
überließ ſich allein den Unglücklichen, der g
Gedanken mehr hatte und, gegen jede Etiq
einen Lehnſtuhl ſank. Nach einigen Minute
in denen er ſich wieder ein wenig erholte,

ganz betäubt aus dem Gemach und ſuchte Boſſange auf, dem er das Abenteuer ſo erzählte, daß er bei ſeinem Aſſocié in Verdacht gerieth.

Doch er wiederholte ſo gut und ſo oft ſeine Ausſage, daß Boſſange anfing, ſeine Perrücke auszureißen, während Böhmer ſeine Haare ausriß, was für die Vorübergehenden, die ihren Blick in den Wagen tauchten, zugleich das ſchmerzlichſte und komiſchſte Schauſpiel war.

Da man jedoch nicht einen ganzen Tag im Wagen zubringen kann, da man, nachdem man ſich Haare oder Perrücke ausgeriſſen, die Hirnſchale findet, und da unter der Hirnſchale Gedanken ſind oder ſein ſollen, ſo fanden die zwei Juweliere für gut, ſich zu verbinden, um, wenn es möglich wäre, die Thüre der Königin zu ſprengen und etwas einer Erklärung Aehnliches zu erlangen.

Sie gingen nach dem Schloſſe zu, in einem Zuſtand, daß ſie Mitleid erregen mußten, als ihnen einer von den Officianten der Königin begegnete, der den Einen oder den Andern von ihnen zu berufen hatte. Man denke ſich ihre Freude und den Eifer, mit dem ſie gehorchten.

Sie wurden ohne Verzug eingeführt.

LXXIII.

König kann ich nicht, Prinz mag ich nicht, Rohan bin ich.

Die Königin ſchien ungeduldig zu warten; ſie rief auch, ſobald ſie die Juweliere erblickte:

„Ah! hier iſt Herr Boſſange; Sie haben Verſtärkung genommen, Böhmer, deſto beſſer.“

Böhmer hatte nichts zu ſagen; er dachte viel.

zurückgeben wollen, dieſe Schuldurkunde hier geſchrieben haben würde."

„Aber was für ein Fetzen iſt denn das?" rief die Königin. „Ich habe das nicht geſchrieben! Iſt das meine Handſchrift?"

„Es iſt unterzeichnet," entgegnete Böhmer zernichtet.

„Marie Antoinette von Frankreich ... Sie ſind verrückt! bin ich von Frankreich? Bin ich nicht Erzherzogin von Oeſterreich? Iſt es nicht albern, daß ich das geſchrieben haben ſoll? Gehen Sie doch, Herr Böhmer, die Falle iſt zu plump, ſagen Sie das Ihren Fälſchern."

„Meinen Fälſchern ..." ſtammelte der Juwelier, der beinahe in Ohnmacht fiel, als er dieſe Worte hörte. „Eure Majeſtät hat mich, Böhmer, im Verdacht?"

„Sie haben wohl mich, Marie Antoinette, im Verdacht?" verſetzte Marie Antoinette voll Stolz.

„Aber dieſe Schrift," entgegnete abermals der Juwelier, auf das Papier deutend, das ſie immer noch in ihren Händen hielt.

„Und dieſer Empfangſchein?" ſagte ſie, auf das Papier deutend, das er nicht von ſich gelaſſen hatte.

Böhmer war genöthigt, ſich auf einen Lehnſtuhl zu ſtützen; der Boden wirbelte unter ihm. Er athmete die Luft in großen Wogen ein, und die Purpurfarbe des Schlags erſetzte die Leichenbläſſe der Ohnmacht.

„Geben Sie mir meinen Schein zurück," ſagte die Königin, „ich halte ihn für gut, und nehmen Sie Ihre Schrift, unterzeichnet Antoinette von Frankreich, der Staatsanwalt wird Ihnen ſagen, was das werth iſt."

Und ſie warf ihm die Verſchreibung zu, nachdem ſie ihm den Schein aus den Händen geriſſen hatte, wandte ſich um, ging in ein anſtoßendes Zimmer, und überließ ſich allein den Unglücklichen, der gar keinen Gedanken mehr hatte und, gegen jede Etiquette, in einen Lehnſtuhl ſank. Nach einigen Minuten jedoch, in denen er ſich wieder ein wenig erholte, ſtürzte er

anz betäubt aus dem Gemach und ſuchte Boſſange auf, em er das Abenteuer ſo erzählte, daß er bei ſeinem ffocié in Verdacht gerieth.

Doch er wiederholte ſo gut und ſo oft ſeine Aus- ige, daß Boſſange anfing, ſeine Perrücke auszureißen, ährend Böhmer ſeine Haare ausriß, was für die orübergehenden, die ihren Blick in den Wagen tauch- n, zugleich das ſchmerzlichſte und komiſchſte Schau- iel war.

Da man jedoch nicht einen ganzen Tag im Wagen ibringen kann, da man, nachdem man ſich Haare oder errücke ausgeriſſen, die Hirnſchale findet, und da nter der Hirnſchale Gedanken ſind oder ſein ſollen, fanden die zwei Juweliere für gut, ſich zu verbinden, m, wenn es möglich wäre, die Thüre der Königin zu rengen und etwas einer Erklärung Aehnliches zu langen.

Sie gingen nach dem Schloſſe zu, in einem Zu- and, daß ſie Mitleid erregen mußten, als ihnen einer on den Officianten der Königin begegnete, der den inen oder den Andern von ihnen zu berufen hatte. an denke ſich ihre Freude und den Eifer, mit dem e gehorchten.

Sie wurden ohne Verzug eingeführt.

LXXIII.

König kann ich nicht, Prinz mag ich nicht, Rohan bin ich.

Die Königin ſchien ungeduldig zu warten; ſie rief ach, ſobald ſie die Juweliere erblickte:

„Ah! hier iſt Herr Boſſange; Sie haben Verſtär- ng genommen, Böhmer, deſto beſſer.“

Böhmer hatte nichts zu ſagen; er dachte viel.

Das Beſte, was man in einem ſolchen Falle thun kann, iſt, durch die Geberde zu verfahren; Böhmer warf ſich Marie Antoinette zu Füßen.

Die Geberde war ausdrucksvoll.

Boſſange ahmte ihn als ſein Aſſocié nach.

„Meine Herren,“ ſprach die Königin, „ich bin nun ruhig und werde mich nicht mehr ärgern. Es iſt mir überdies ein Gedanke gekommen, der meine Gefühle in Beziehung auf Sie ändert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir, Sie und ich, bei dieſer Angelegenheit durch ein kleines Geheimniß hintergangen worden ſind, . . . welches kein Geheimniß mehr für mich iſt.“

„Ah! Madame,“ rief Böhmer, begeiſtert durch dieſe Worte der Königin, „Sie haben mich alſo nicht mehr im Verdacht, daß ich . . . Oh! es iſt abſcheulich auszuſprechen, das Wort Fälſcher . . .“

„Es iſt eben ſo hart für mich, daſſelbe zu hören, als für Sie, es auszuſprechen,“ erwiederte die Königin, „nein, ich habe Sie nicht mehr im Verdacht.“

„Eure Majeſtät hat aber Jemand im Verdacht?“

„Beantworten Sie mir meine Fragen. Sie ſagen, Sie haben die Diamanten nicht mehr?“

„Wir haben ſie nicht mehr,“ antworteten gleichzeitig die Juweliere.

„Es hat für Sie keinen Werth, zu erfahren, wem ich das Geſchmeide für Sie übergeben habe, das iſt meine Sache . . . Haben Sie . . . die Frau Gräfin von La Mothe nicht geſehen?“

„Verzeihen Sie, Madame, wir haben ſie geſehen.“

„Und ſie hat Ihnen nichts . . . in meinem Auftrage übergeben?“

„Nein, Madame, die Frau Gräfin hat uns nur geſagt: „„Warten Sie.““

„Wer hat Ihnen aber die Verſchreibung von mir überbracht?“

„Die Verſchreibung? . . .“ erwiederte Böhmer; „das Papier, das Eure Majeſtät in den Händen gehabt

hat, iſt uns in der Nacht von einem unbekannten Boten überbracht worden."

Und er zeigte die falſche Schrift.

„Ah! ah!" rief die Königin, „gut; Sie ſehen, daß die Schrift nicht unmittelbar von mir kommt."

Sie läutete; ein Bedienter erſchien.

„Man laſſe die Frau Gräfin von La Motte zu mir rufen," ſprach die Königin ruhig.

„Und," fuhr ſie dann mit derſelben Ruhe fort, „Sie haben Niemand geſehen, Sie haben Herrn von Rohan nicht geſehen?"

„Herrn von Rohan? Doch, Madame, er hat uns beſucht und ſich erkundigt . . ."

„Sehr gut; gehen wir nicht weiter; ſobald der Herr Cardinal von Rohan abermals bei dieſer Angelegenheit betheiligt iſt, hätten Sie Unrecht, zu verzweifeln. Ich errathe. Als Frau von La Motte das Wort: Warten Sie! zu Ihnen ſagte, wollte ſie . . . Nein, ich errathe nichts, ich will nichts errathen . . . Suchen Sie nur den Herrn Cardinal auf und erzählen Sie ihm, was Sie mir geſagt haben; verlieren Sie keine Zeit und fügen Sie bei, ich wiſſe Alles."

Wiederbelebt durch dieſe kleine Flamme der Hoffnung, wechſelten die Juweliere unter einander einen minder ängſtlichen Blick.

Boſſange allein, der ſein Wort anbringen wollte, wagte es, leiſe zu ſagen, die Königin habe jedoch einen falſchen Empfangſchein in ihren Händen, und eine Fälſchung ſei ein Verbrechen.

Marie Antoinette faltete die Stirne und erwiederte: „Es iſt wahr, wenn Sie das Halsband nicht zurückerhalten haben, ſo bildet dieſe Schrift eine Fälſchung. Doch um die Fälſchung nachzuweiſen, iſt es unerläßlich, daß ich Sie mit der Perſon confrontire, die ich Ihnen die Diamanten zurückzugeben beauftragt habe."

„Wann Eure Majeſtät will," rief Boſſange, „wir ſcheuen das Licht nicht, wir ehrlichen Handelsleute."

Das Beſte, was man in einem ſolchen Falle thun kann, iſt, durch die Geberde zu verfahren; Böhmer warf ſich Marie Antoinette zu Füßen.

Die Geberde war ausdrucksvoll.

Boſſange ahmte ihn als ſein Aſſocié nach.

„Meine Herren,“ ſprach die Königin, „ich bin nun ruhig und werde mich nicht mehr ärgern. Es iſt mir überdies ein Gedanke gekommen, der meine Gefühle in Beziehung auf Sie ändert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir, Sie und ich, bei dieſer Angelegenheit durch ein kleines Geheimniß hintergangen worden ſind, . . . welches kein Geheimniß mehr für mich iſt.“

„Ah! Madame,“ rief Böhmer, begeiſtert durch dieſe Worte der Königin, „Sie haben mich alſo nicht mehr im Verdacht, daß ich . . . Oh! es iſt abſcheulich auszuſprechen, das Wort Fälſcher . . .“

„Es iſt eben ſo hart für mich, daſſelbe zu hören, als für Sie, es auszuſprechen,“ erwiederte die Königin, „nein, ich habe Sie nicht mehr im Verdacht.“

„Eure Majeſtät hat aber Jemand im Verdacht?“

„Beantworten Sie mir meine Fragen. Sie ſagen, Sie haben die Diamanten nicht mehr?“

„Wir haben ſie nicht mehr,“ antworteten gleichzeitig die Juweliere.

„Es hat für Sie keinen Werth, zu erfahren, wem ich das Geſchmeide für Sie übergeben habe, das iſt meine Sache . . . Haben Sie . . . die Frau Gräfin von La Mothe nicht geſehen?“

„Verzeihen Sie, Madame, wir haben ſie geſehen.“

„Und ſie hat Ihnen nichts . . . in meinem Auftrage übergeben?“

„Nein, Madame, die Frau Gräfin hat uns nur geſagt: „„Warten Sie.““

„Wer hat Ihnen aber die Verſchreibung von mir überbracht?“

„Die Verſchreibung? . . .“ erwiederte Böhmer; „das Papier, das Eure Majeſtät in den Händen gehabt

hat, iſt uns in der Nacht von einem unbekannten Boten überbracht worden."

Und er zeigte die falſche Schrift.

„Ah! ah!" rief die Königin, „gut; Sie ſehen, daß die Schrift nicht unmittelbar von mir kommt."

Sie läutete; ein Bedienter erſchien.

„Man laſſe die Frau Gräfin von La Mothe zu mir rufen," ſprach die Königin ruhig.

„Und," fuhr ſie dann mit derſelben Ruhe fort, „Sie haben Niemand geſehen, Sie haben Herrn von Rohan nicht geſehen?"

„Herrn von Rohan? Doch, Madame, er hat uns beſucht und ſich erkundigt . . ."

„Sehr gut; gehen wir nicht weiter; ſobald der Herr Cardinal von Rohan abermals bei dieſer Angelegenheit betheiligt iſt, hätten Sie Unrecht, zu verzweifeln. Ich errathe. Als Frau von La Mothe das Wort: Warten Sie! zu Ihnen ſagte, wollte ſie . . . Nein, ich errathe nichts, ich will nichts errathen . . . Suchen Sie nur den Herrn Cardinal auf und erzählen Sie ihm, was Sie mir geſagt haben; verlieren Sie keine Zeit und fügen Sie bei, ich wiſſe Alles."

Wiederbelebt durch dieſe kleine Flamme der Hoffnung, wechſelten die Juweliere unter einander einen minder ängſtlichen Blick.

Boſſange allein, der ſein Wort anbringen wollte, wagte es, leiſe zu ſagen, die Königin habe jedoch einen falſchen Empfangſchein in ihren Händen, und eine Fälſchung ſei ein Verbrechen.

Marie Antoinette faltete die Stirne und erwiederte:

„Es iſt wahr, wenn Sie das Halsband nicht zurückerhalten haben, ſo bildet dieſe Schrift eine Fälſchung. Doch um die Fälſchung nachzuweiſen, iſt es unerläßlich, daß ich Sie mit der Perſon confrontire, die ich Ihnen die Diamanten zurückzugeben beauftragt habe."

„Wann Eure Majeſtät will," rief Boſſange, „wir ſcheuen das Licht nicht, wir ehrlichen Handelsleute."

„Dann holen Sie das Licht beim Herrn Card
er allein kann Ihnen in dieſer ganzen Sache Aufklä
geben.“

„Und Eure Majeſtät erlaubt uns, ihr die Ant
zu überbringen?“ fragte Böhmer.

„Ich werde vor Ihnen unterrichtet ſein,“ erwie
die Königin, „und ich werde Sie aus dieſer Verle
heit ziehen. Gehen Sie.“

Sie entließ die Juweliere, und als ſie weggega
waren, gab ſie ſich ihrer ganzen Unruhe hin und ſch
Eilboten auf Eilboten an Frau von La Mothe.

Wir werden ihr nicht in allen ihren Nachforſc
gen und in allen Vermuthungen folgen, wir verl
ſie im Gegentheil, um raſcher mit den Juwelieren
ſo ſehr erſehnten Wahrheit entgegenzulaufen.

Der Cardinal war zu Hauſe und las mit
unbeſchreiblichen Wuth ein Briefchen, das ihm
von La Mothe ſo eben, wie ſie ſagte, von Verſa
geſchickt hatte. Der Brief war hart und benahm
Cardinal jede Hoffnung; er forderte ihn auf, an n
mehr zu denken; er verbot ihm, vertraulich in Verſa
wiederzuerſcheinen; er appellirte an ſeine Biede
daß er unmöglich gewordene Verbindungen
wieder anzuknüpfen ſuche.

Der Prinz ſchäumte, während er dieſen
noch einmal las; er buchſtabirte die Charaktere
um den andern; er ſchien von dem Papier Rechenſ
über die Härten zu verlangen, mit denen ihn eine g
ſame Hand belaſtete.

„Coquette, launenhaft, treulos!“ rief er in ſ
Verzweiflung, „oh! ich werde mich rächen!“

Er häufte ſodann alle Armſeligkeiten auf, w
die ſchwachen Herzen in ihren Liebesſchmerzen erleich
aber die nicht von der Eigenliebe heilen.

„Hier,“ ſagte er, „hier ſind vier Briefe, di
mir geſchrieben hat, und von denen der eine in
ungerechter iſt, als der andere. Sie hat mich

Laune genommen! Das iſt eine Demüthigung, die ich ihr kaum verzeihen würde, wenn ſie mich nicht einer neuen Laune opferte."

Und der getäuſchte Unglückliche las abermals mit der Inbrunſt der Hoffnung alle dieſe in ihrer Strenge durch einen Bogen von unbarmherzigen Verhältniſſen geſtützten Briefe.

Der letzte war ein Meiſterwerk barbariſcher Grauſamkeit, das Herz des armen Cardinals war davon gleichſam durchlöchert, und dennoch liebte er in einem Grade, daß er ſich, aus Widerſpruchsgeiſt, daran ergötzte, wieder und wieder dieſe ihm, nach der Angabe von Frau von La Mothe, aus Verſailles überbrachten kalten Unbarmherzigkeiten zu leſen.

In dieſem Augenblick erſchienen die Juweliere in ſeinem Hotel. Er war ſehr erſtaunt, daß ſie, trotz des Verbots, ſo hartnäckig Einlaß bei ihm begehrten. Dreimal jagte er ſeinen Kammerdiener hinaus, der zum vierten Mal ſeinen Angriff mit der Aeußerung erneuerte, die Herren Böhmer und Boſſange haben erklärt, ſie würden nur weggehen, wenn man ſie durch Gewalt dazu zwänge.

„Was ſoll das bedeuten?" dachte der Cardinal. „Sie mögen eintreten."

Sie traten ein. Die verſtörten Geſichter zeugten von dem heftigen Kampf, den ſie moraliſch und körperlich auszuſtehen gehabt hatten. Waren die Unglücklichen bei einem von den Kämpfen Sieger geblieben, ſo hatten ſie dagegen in dem andern eine Niederlage erlitten. Nie waren mehr aus dem Geleiſe gebrachte Köpfe berufen geweſen, vor einem Kirchenfürſten zu functioniren.

„Vor Allem," rief der Cardinal, als er ſie ſah, „was ſoll dieſe Brutalität, meine Herren Juweliere? iſt man Ihnen etwas ſchuldig?"

Der Ton dieſes Eingangs verwandelte die zwei Aſſociés vor Schrecken in Eis.

„Fangen die Scenen von dort wieder an?“ Böhmer aus dem Augenwinkel zu ſeinem B deten.

„Oh! nein, nein,“ erwiederte der Letztere, er ſeine Perrücke mit einer ſehr kriegeriſche wegung zurecht richtete, „ich, meinerſeits, bin a Stürme gefaßt.“

Und er machte einen faſt drohenden Schritt, rend der klügere Böhmer zurückblieb.

Der Cardinal hielt ſie für Narren und ſa ihnen unumwunden.

„Monſeigneur,“ ſprach Böhmer in ſeiner zweiflung, jede Sylbe mit einem Seufzer zerh „Gerechtigkeit! Barmherzigkeit! verſchonen Si mit Ihrer Wuth und zwingen Sie uns nich Achtung gegen den größten, erhabenſten Fürſt verletzen.“

„Meine Herren,“ ſagte der Cardinal, „en ſind Sie keine Narren, und dann wird man Si Fenſter hinauswerfen, oder Sie ſind Narren, un wirft man Sie ganz einfach vor die Thüre. A Sie.“

„Monſeigneur, wir ſind keine Narren, wi beſtohlen!“

„Was geht das mich an; ich bin nicht P lieutenant.“

„Aber Sie haben das Halsband in Ihren den gehabt, Monſeigneur,“ entgegnete Böhmer ſc zend. „Sie werden gerichtliche Ausſage machen. werden . . .“

„Ich habe das Halsband gehabt?“ verſetzt Prinz. „Das Halsband iſt alſo geſtohlen worde

„Ja, Monſeigneur.“

„Nun! was ſagt die Königin?“ rief der Car mit einer Bewegung lebhafter Theilnahme.

„Die Königin hat uns zu Ihnen geſchickt, ſeigneur.“

„Das iſt ſehr liebenswürdig von Ihrer Majeſtät. Doch was kann ich hiebei machen, meine armen Leute?“

„Sie vermögen Alles, Monſeigneur; Sie können ſagen, was man damit gethan hat.“

„Ich?“

„Gewiß.“

„Mein lieber Herr Böhmer, Sie könnten dieſe Sprache gegen mich führen, wenn ich bei der Räuberbande wäre, die der Königin das Halsband geſtohlen hat.“

„Nicht der Königin iſt das Halsband geſtohlen worden.“

„Mein Gott! wem denn?“

„Die Königin leugnet, es in ihrem Beſitze gehabt zu haben.“

„Wie! ſie leugnet?“ ſagte zögernd der Cardinal; „Sie haben doch eine Handſchrift von ihr?“

„Sie ſagt, die Handſchrift ſei falſch.“

„Ah! meine Herren, Sie verlieren den Kopf!“ rief der Cardinal.

„Iſt es wahr?“ ſagte Böhmer zu Boſſange, und dieſer antwortete mit einer dreifachen Beipflichtung.

„Die Königin,“ ſprach der Cardinal, „die Königin hat geleugnet, weil Jemand bei ihr war, als Sie mit ihr ſprachen.“

„Niemand, Monſeigneur, doch das iſt noch nicht Alles.“

„Was denn noch?“

„Die Königin hat nicht nur geleugnet, ſie hat ſogar nur behauptet, die Verſchreibung ſei falſch; ſondern ſie hat uns auch einen Schein von uns gezeigt, dem bezeugt wird, daß wir das Halsband zurückgenommen haben.“

„Einen Schein von Ihnen?... Und dieſer Schein?“

„Iſt falſch, wie der andere; Sie wiſſen das wohl, Herr Cardinal.“

„Falſch ... Zwei Fälſchungen ... Und Sie ſagen, ich wiſſe das wohl?“

„Sicherlich, da Sie gekommen ſind, um uns in dem zu beſtätigeen, was uns Frau von La Mothe geſagt hatte; denn Sie, Sie wußten, daß wir das Halsband wirklich verkauft hatten, und daß es in den Händen der Königin war.“

„Ah! ah!“ ſagte der Cardinal, während er mit einer Hand über ſeine Stirn fuhr, das ſind, wie mir ſcheint, ſehr ernſte Dinge. Verſtändigen wir uns ein wenig. Meine Operationen mit Ihnen waren folgende.“

„Gut, Monſeigneur,“

„Zuerſt durch mich für Rechnung Ihrer Majeſtät gemachter Ankauf eines Halsbandes, auf welches ich Ihnen zweimal hundert und fünfzig tauſend Livres bezahlt habe.“

„Das iſt wahr, Monſeigneur.“

„Dann von der Königin unmittelbar unterſchriebener Verkauf, Sie haben mir das wenigſtens geſagt, mit Terminen durch ſie beſtimmt und auf die Verantwortlichkeit ihrer Unterſchrift?“

„Ihrer Unterſchrift ... Sie ſagen, es ſei die Unterſchrift der Königin, nicht wahr, Monſeigneur?“

„Zeigen Sie ſie mir!“

„Hier iſt ſie.“

Die Juweliere zogen die Verſchreibung aus ihrem Portefeuille. Der Cardinal warf einen Blick darauf.

„Ei! Sie ſind Kinder!“ rief er. „Marie Antoinette von Frankreich ... Iſt die Königin nicht eine Tochter des Hauſes Oeſterreich? Sie ſind betrogen: die Schrift und die Unterzeichnung, Alles iſt falſch!“

„Aber Frau von La Mothe muß den Fälſcher und den Dieb kennen,“ riefen die Juweliere ganz außer ſich.

Die Wahrheit dieſer Behauptung wirkte ſchlagend auf den Cardinal.

ufen wir Frau von La Mothe," ſagte er ſehr
igt.
d er läutete, wie es die Königin gethan hatte.
ine Leute ſtürzten zur Verfolgung von Jeanne
ren Wagen noch nicht fern ſein konnte.
e Herren Böhmer und Boſſange kauerten ſich
, wie Haſen im Lager, in die Verſprechungen
aigin und wiederholten:
Wo iſt das Halsband? wo iſt das Halsband?"
ie werden mich taub machen," ſagte der Car-
hr ärgerlich. Weiß ich, wo Ihr Halsband iſt?
be es ſelbſt der Königin übergeben, mehr weiß
ſt."
das Halsband, wenn wir kein Geld bekommen!
sband!" wiederholten die zwei Kaufleute.
Keine Herren, das geht mich nichts an," ſchrie
rdinal außer ſich und nahe daran, ſeine zwei
ger aus der Thüre zu weiſen.
rau von La Mothe, die Frau Gräfin," ſchrieen
r und Boſſange, heiſer durch ihr verzweifeltes
ner, „ſie iſt es, die uns zu Grunde gerich-
"
rau von La Mothe iſt von einer Redlichkeit,
zu verdächtigen ich Ihnen verbiete, wenn Sie
n meinem Hauſe krumm und lahm geſchlagen
wollen."
in Schuldiger iſt doch da," entgegnete Böhmer
glichem Tone, „dieſe zwei Fälſchungen ſind von
) gemacht worden?"
twa von mir?" rief Herr von Rohan hof-

Monſeigneur, das wollen wir gewiß nicht ſagen."
tun alſo?"
Monſeigneur, im Namen des Himmels, eine Er-
."
Warten Sie, bis ich ſelbſt eine habe."

Das Beſte, was man in einem ſolchen Falle thun kann, iſt, durch die Geberde zu verfahren; Böhmer warf ſich Marie Antoinette zu Füßen.

Die Geberde war ausdrucksvoll.

Boſſange ahmte ihn als ſein Aſſocié nach.

„Meine Herren,“ ſprach die Königin, „ich bin nun ruhig und werde mich nicht mehr ärgern. Es iſt mir überdies ein Gedanke gekommen, der meine Gefühle in Beziehung auf Sie ändert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir, Sie und ich, bei dieſer Angelegenheit durch ein kleines Geheimniß hintergangen worden ſind . . . welches kein Geheimniß mehr für mich iſt.“

„Ah! Madame,“ rief Böhmer, begeiſtert durch dieſe Worte der Königin, „Sie haben mich alſo nicht mehr im Verdacht, daß ich . . . Oh! es iſt abſcheulich aus zuſprechen, das Wort Fälſcher . . .“

„Es iſt eben ſo hart für mich, daſſelbe zu hören als für Sie, es auszuſprechen,“ erwiederte die Königin „nein, ich habe Sie nicht mehr im Verdacht.“

„Eure Majeſtät hat aber Jemand im Verdacht?

„Beantworten Sie mir meine Fragen. Sie ſagen Sie haben die Diamanten nicht mehr?“

„Wir haben ſie nicht mehr,“ antworteten gleichzeitig die Juweliere.

„Es hat für Sie keinen Werth, zu erfahren, wem ich das Geſchmeide für Sie übergeben habe, das ist meine Sache . . . Haben Sie . . . die Frau Gräfin von La Mothe nicht geſehen?“

„Verzeihen Sie, Madame, wir haben ſie geſehen.

„Und ſie hat Ihnen nichts ... in meinem Auftrag übergeben?“

„Nein, Madame, die Frau Gräfin hat uns nur geſagt: „„Warten Sie.““

„Wer hat Ihnen aber die Verſchreibung von mir überbracht?“

„Die Verſchreibung? . . .“ erwiederte Böhmer „das Papier, das Eure Majeſtät in den Händen gehabt

hat, iſt uns in der Nacht von einem unbekannten Boten überbracht worden."

Und er zeigte die falſche Schrift.

„Ah! ah!" rief die Königin, „gut; Sie ſehen, daß die Schrift nicht unmittelbar von mir kommt."

Sie läutete; ein Bedienter erſchien.

„Man laſſe die Frau Gräfin von La Mothe zu mir rufen," ſprach die Königin ruhig.

„Und," fuhr ſie dann mit derſelben Ruhe fort, „Sie haben Niemand geſehen, Sie haben Herrn von Rohan nicht geſehen?"

„Herrn von Rohan? Doch, Madame, er hat uns beſucht und ſich erkundigt . . ."

„Sehr gut; gehen wir nicht weiter; ſobald der Herr Cardinal von Rohan abermals bei dieſer Angelegenheit betheiligt iſt, hätten Sie Unrecht, zu verzweifeln. Ich errathe. Als Frau von La Mothe das Wort: Warten Sie! zu Ihnen ſagte, wollte ſie . . . Nein, ich errathe nichts, ich will nichts errathen . . . Suchen Sie nur den Herrn Cardinal auf und erzählen Sie ihm, was Sie mir geſagt haben; verlieren Sie keine Zeit und fügen Sie bei, ich wiſſe Alles."

Wiederbelebt durch dieſe kleine Flamme der Hoffnung, wechſelten die Juweliere unter einander einen minder ängſtlichen Blick.

Boſſange allein, der ſein Wort anbringen wollte, wagte es, leiſe zu ſagen, die Königin habe jedoch einen falſchen Empfangſchein in ihren Händen, und eine Fälſchung ſei ein Verbrechen.

Marie Antoinette faltete die Stirne und erwiederte:

„Es iſt wahr, wenn Sie das Halsband nicht zurückerhalten haben, ſo bildet dieſe Schrift eine Fälſchung. Doch um die Fälſchung nachzuweiſen, iſt es unerläßlich, daß ich Sie mit der Perſon confrontire, die ich Ihnen die Diamanten zurückzugeben beauftragt habe."

„Wann Eure Majeſtät will," rief Boſſange, „wir ſcheuen das Licht nicht, wir ehrlichen Handelsleute."

„Dann holen Sie das Licht beim Herrn Cardinal
er allein kann Ihnen in dieſer ganzen Sache Aufklärung
geben.“

„Und Eure Majeſtät erlaubt uns, ihr die Antwor
zu überbringen?“ fragte Böhmer.

„Ich werde vor Ihnen unterrichtet ſein,“ erwiederte
die Königin, „und ich werde Sie aus dieſer Verlegen
heit ziehen. Gehen Sie.“

Sie entließ die Juweliere, und als ſie weggegangen
waren, gab ſie ſich ihrer ganzen Unruhe hin und ſchickte
Eilboten auf Eilboten an Frau von La Mothe.

Wir werden ihr nicht in allen ihren Nachforſchun
gen und in allen Vermuthungen folgen, wir verlaſſen
ſie im Gegentheil, um raſcher mit den Juwelieren der
ſo ſehr erſehnten Wahrheit entgegenzulaufen.

Der Cardinal war zu Hauſe und las mit einer
unbeſchreiblichen Wuth ein Briefchen, das ihm Frau
von La Mothe ſo eben, wie ſie ſagte, von Verſailles
geſchickt hatte. Der Brief war hart und benahm dem
Cardinal jede Hoffnung; er forderte ihn auf, an nichts
mehr zu denken; er verbot ihm, vertraulich in Verſailles
wiederzuerſcheinen; er appellirte an ſeine Biederkeit
daß er unmöglich gewordene Verbindungen nicht
wieder anzuknüpfen ſuche.

Der Prinz ſchäumte, während er dieſen Brief
noch einmal las; er buchſtabirte die Charaktere ein
um den andern; er ſchien von dem Papier Rechenſchaft
über die Härten zu verlangen, mit denen ihn eine grau
ſame Hand belaſtete.

„Coquette, launenhaft, treulos!“ rief er in ſeiner
Verzweiflung, „oh! ich werde mich rächen!“

Er häufte ſodann alle Armſeligkeiten auf, die
die ſchwachen Herzen in ihren Liebesſchmerzen erleiden
aber die nicht von der Eigenliebe heilen.

„Hier,“ ſagte er, „hier ſind vier Briefe, die
mir geſchrieben hat, und von denen der eine
ungerechter iſt, als der andere. Sie hat mich

ue genommen! Das iſt eine Demüthigung, die ich kaum verzeihen würde, wenn ſie mich nicht einer n Laune opferte."

Und der getäuſchte Unglückliche las abermals mit Inbrunſt der Hoffnung alle dieſe in ihrer Strenge) einen Bogen von unbarmherzigen Verhältniſſen ßten Briefe.

Der letzte war ein Meiſterwerk barbariſcher Grauheit, das Herz des armen Cardinals war davon ſſam durchlöchert, und dennoch liebte er in einem be, daß er ſich, aus Widerſpruchsgeiſt, daran ergötzte, er und wieder dieſe ihm, nach der Angabe von Frau La Motte, aus Verſailles überbrachten kalten Unherzigkeiten zu leſen.

In dieſem Augenblick erſchienen die Juweliere in m Hotel. Er war ſehr erſtaunt, daß ſie, trotz des ots, ſo hartnäckig Einlaß bei ihm begehrten. Dreimal er ſeinen Kammerdiener hinaus, der zum vierten ſeinen Angriff mit der Aeußerung erneuerte, die en Böhmer und Boſſange haben erklärt, ſie würnur weggehen, wenn man ſie durch Gewalt dazu ge.

„Was ſoll das bedeuten?" dachte der Cardinal. mögen eintreten."

Sie traten ein. Die verſtörten Geſichter zeugten dem heftigen Kampf, den ſie moraliſch und körch auszuſtehen gehabt hatten. Waren die Unlichen bei einem von den Kämpfen Sieger geblieben, tten ſie dagegen in dem andern eine Niederlage en. Nie waren mehr aus dem Geleiſe gebrachte e berufen geweſen, vor einem Kirchenfürſten zu ioniren.

„Vor Allem," rief der Cardinal, als er ſie ſah, ſoll dieſe Brutalität, meine Herren Juweliere? iſt Ihnen etwas ſchuldig?"

Der Ton dieſes Eingangs verwandelte die zwei lés vor Schrecken in Eis.

„Fangen die Scenen von dort wieder an?“ sagte Böhmer aus dem Augenwinkel zu seinem Verbündeten.

„Oh! nein, nein,“ erwiederte der Letztere, indem er seine Perrücke mit einer sehr kriegerischen Bewegung zurecht richtete, „ich, meinerseits, bin auf alle Stürme gefaßt.“

Und er machte einen fast drohenden Schritt, während der klügere Böhmer zurückblieb.

Der Cardinal hielt sie für Narren und sagte es ihnen unumwunden.

„Monseigneur,“ sprach Böhmer in seiner Verzweiflung, jede Sylbe mit einem Seufzer zerhackend, „Gerechtigkeit! Barmherzigkeit! verschonen Sie uns mit Ihrer Wuth und zwingen Sie uns nicht, die Achtung gegen den größten, erhabensten Fürsten zu verletzen.“

„Meine Herren,“ sagte der Cardinal, „entweder sind Sie keine Narren, und dann wird man Sie zum Fenster hinauswerfen, oder Sie sind Narren, und dann wirft man Sie ganz einfach vor die Thüre. Wählen Sie.“

„Monseigneur, wir sind keine Narren, wir sind bestohlen!“

„Was geht das mich an; ich bin nicht Polizeilieutenant.“

„Aber Sie haben das Halsband in Ihren Händen gehabt, Monseigneur,“ entgegnete Böhmer schluchzend. „Sie werden gerichtliche Aussage machen. Sie werden . . .“

„Ich habe das Halsband gehabt?“ versetzte der Prinz. „Das Halsband ist also gestohlen worden?“

„Ja, Monseigneur.“

„Nun! was sagt die Königin?“ rief der Cardinal mit einer Bewegung lebhafter Theilnahme.

„Die Königin hat uns zu Ihnen geschickt, Monseigneur.“

„Das iſt ſehr liebenswürdig von Ihrer Majeſtät. Doch was kann ich hiebei machen, meine armen Leute?“

„Sie vermögen Alles, Monſeigneur; Sie können ſagen, was man damit gethan hat.“

„Ich?“

„Gewiß.“

„Mein lieber Herr Böhmer, Sie könnten dieſe Sprache gegen mich führen, wenn ich bei der Räuberbande wäre, die der Königin das Halsband geſtohlen hat.“

„Nicht der Königin iſt das Halsband geſtohlen worden.“

„Mein Gott! wem denn?“

„Die Königin leugnet, es in ihrem Beſitze gehabt zu haben.“

„Wie! ſie leugnet?“ ſagte zögernd der Cardinal; „Sie haben doch eine Handſchrift von ihr?“

„Sie ſagt, die Handſchrift ſei falſch.“

„Oh! meine Herren, Sie verlieren den Kopf!“ rief der Cardinal.

„Iſt es wahr?“ ſagte Böhmer zu Boſſange, und dieſer antwortete mit einer dreifachen Beipflichtung.

„Die Königin,“ ſprach der Cardinal, „die Königin hat geleugnet, weil Jemand bei ihr war, als Sie mit ihr ſprachen.“

„Niemand, Monſeigneur, doch das iſt noch nicht Alles.“

„Was denn noch?“

„Die Königin hat nicht nur geleugnet, ſie hat nicht nur behauptet, die Verſchreibung ſei falſch; ſondern ſie hat uns auch einen Schein von uns gezeigt, in dem bezeugt wird, daß wir das Halsband zurückgenommen haben.“

„Einen Schein von Ihnen? ... Und dieſer Schein?“

„Iſt falſch, wie der andere; Sie wiſſen das wohl, Herr Cardinal.“

„Falſch ... Zwei Fälſchungen ... Und Sie ſagen, ich wiſſe das wohl?“

„Sicherlich, da Sie gekommen ſind, um uns in dem zu beſtätigeen, was uns Frau von La Mothe geſagt hatte; denn Sie, Sie wußten, daß wir das Halsband wirklich verkauft hatten, und daß es in den Händen der Königin war.“

„Ah! ah!“ ſagte der Cardinal, während er mit einer Hand über ſeine Stirn fuhr, das ſind, wie mir ſcheint, ſehr ernſte Dinge. Verſtändigen wir uns ein wenig. Meine Operationen mit Ihnen waren folgende.“

„Gut, Monſeigneur,“

„Zuerſt durch mich für Rechnung Ihrer Majeſtät gemachter Ankauf eines Halsbandes, auf welches ich Ihnen zweimal hundert und fünfzig tauſend Livres bezahlt habe.“

„Das iſt wahr, Monſeigneur.“

„Dann von der Königin unmittelbar unterſchriebener Verkauf, Sie haben mir das wenigſtens geſagt, mit Terminen durch ſie beſtimmt und auf die Verantwortlichkeit ihrer Unterſchrift?“

„Ihrer Unterſchrift ... Sie ſagen, es ſei die Unterſchrift der Königin, nicht wahr, Monſeigneur?“

„Zeigen Sie ſie mir!“

„Hier iſt ſie.“

Die Juweliere zogen die Verſchreibung aus ihrem Portefeuille. Der Cardinal warf einen Blick darauf.

„Ei! Sie ſind Kinder!“ rief er. „Marie Antoinette von Frankreich ... Iſt die Königin nicht eine Tochter des Hauſes Oeſterreich? Sie ſind betrogen: die Schrift und die Unterzeichnung, Alles iſt falſch!“

„Aber Frau von La Mothe muß den Fälſcher und den Dieb kennen.“ riefen die Juweliere ganz außer ſich.

Die Wahrheit dieſer Behauptung wirkte ſchlagend auf den Cardinal.

„Rufen wir Frau von La Mothe," ſagte er ſehr unruhigt.

Und er läutete, wie es die Königin gethan hatte.

Seine Leute ſtürzten zur Verfolgung von Jeanne ort, deren Wagen noch nicht fern ſein konnte.

Die Herren Böhmer und Boſſange kauerten ſich deſſen, wie Haſen im Lager, in die Verſprechungen er Königin und wiederholten:

„Wo iſt das Halsband? wo iſt das Halsband?"

„Sie werden mich taub machen," ſagte der Cardinal ſehr ärgerlich. Weiß ich, wo Ihr Halsband iſt? ch habe es ſelbſt der Königin übergeben, mehr weiß h nicht."

„Das Halsband, wenn wir kein Geld bekommen! as Halsband!" wiederholten die zwei Kaufleute.

„Meine Herren, das geht mich nichts an," ſchrie er Cardinal außer ſich und nahe daran, ſeine zwei läubiger aus der Thüre zu werfen.

„Frau von La Mothe, die Frau Gräfin," ſchrieen öhmer und Boſſange, heiſer durch ihr verzweifeltes ejammer, „ſie iſt es, die uns zu Grunde gerich- t hat."

„Frau von La Mothe iſt von einer Redlichkeit, elche zu verdächtigen ich Ihnen verbiete, wenn Sie icht in meinem Hauſe krumm und lahm geſchlagen erden wollen."

„Ein Schuldiger iſt doch da," entgegnete Böhmer it klaglichem Tone, „dieſe zwei Fälſchungen ſind von emand gemacht worden?"

„Etwa von mir?" rief Herr von Rohan hof- rtig.

„Monſeigneur, das wollen wir gewiß nicht ſagen."

„Nun alſo?"

„Monſeigneur, im Namen des Himmels, eine Er- lärung."

„Warten Sie, bis ich ſelbſt eine habe."

„Aber, Monſeigneur, was ſollen wir der Königin antworten? denn Ihre Majeſtät ſchreit ebenſo laut gegen uns.“

„Und was ſagt ſie?“

„Die Königin ſagt, Sie oder Frau von La Mothe haben das Halsband, nicht ſie.“

„Wohl denn!“ ſprach der Cardinal, bleich vor Scham und Zorn, „ſagen Sie der Königin, daß . . . Nein, ſagen Sie ihr nichts . . . Genug des Aergerniſſes. Doch morgen . . . morgen, hören Sie, halte ich das Amt in der Kapelle von Verſailles; kommen Sie, Sie werden ſehen, wie ich mich der Königin nähere, wie ich ſie frage, ob ſie das Halsband nicht in ihrem Beſitze habe, und Sie werden dann hören, was ſie antwortet; leugnet ſie mir gegenüber, dann, meine Herren, bin ich Rohan, und ich werde bezahlen!“

Und nach dieſen Worten, die er mit einer Größe ſprach, von der die einfache Proſa keinen Begriff geben kann, entließ der Prinz die zwei Kaufleute, und dieſe gingen rückwärts, ſich mit den Ellenbogen berührend, hinaus.

„Morgen alſo,“ ſtammelte Böhmer noch, „nicht wahr, Monſeigneur?“

„Morgen Vormittag um elf Uhr in der Kapelle von Verſailles,“ antwortete der Cardinal.

LXXIV.

Fechtkunſt und Diplomatie.

Am andern Tag gegen zehn Uhr kam in Verſailles ein Wagen mit dem Wappen von Herrn von Breteuil an.

Diejenige von unſern Leſern, welche ſich der Geſchichte

von Balſamo und von Gilbert erinnern, werden nicht vergeſſen haben, daß Herr von Breteuil, ein Nebenbuhler und perſönlicher Feind von Herrn von Rohan, ſeit langer Zeit auf jede Gelegenheit lauerte, um ſeinem Feinde einen tödtlichen Schlag beizubringen.

Die Diplomatie iſt der Fechtkunſt in der Hinſicht ſehr überlegen, daß bei letzterer Wiſſenſchaft ein Gegenſtoß in einer Secunde gegeben ſein muß, während die Diplomaten fünfzehn Jahre und mehr, wenn es ſein muß, haben, um den Schlag, den ſie zurückgeben, zu combiniren und ſo tödtlich als möglich zu machen.

Herr von Breteuil hatte den König eine Stunde vorher um eine Audienz bitten laſſen, und er fand Seine Majeſtät, als ſie ſich gerade ankleiden ließ, um zur Meſſe zu gehen.

„Ein herrliches Wetter!“ ſagte Ludwig XVI. ganz heiter, als der Diplomat in ſein Cabinet eintrat, „ein wahres Mariä-Himmelfahrts-Wetter; ſehen Sie, es iſt keine Wolke mehr zu erſchauen.“

„Sire, ich bin troſtlos, daß ich Ihrer Ruhe eine Wolke bringen muß,“ erwiederte der Miniſter.

„Oh!“ rief der König, deſſen heitere Miene ſich verdüſterte, „der Tag fängt ſchlimm an; was gibt es?“

„Sire, ich bin ſehr in Verlegenheit, wie ich Ihnen das erzählen ſoll, um ſo mehr, als es nicht zum Geſchäftskreiſe meines Miniſteriums gehört. Es iſt eine Art von Diebſtahl, und das wäre eine Sache des Polizeilieutenants.“

„Ein Diebſtahl! . . . Sie ſind Siegelbewahrer, und die Diebe begegnen am Ende immer der Juſtiz.“

„Wohl, Sire, vernehmen Sie, wie ſich die Sache verhält: Eure Majeſtät hat wohl von einem Diamantenhalsband ſprechen hören?“

„Das von Herrn Böhmer?“

„Ja, Sire.“

„Das, welches die Königin ausgeſchlagen hat?“

„Ganz richtig.“

„Eine Zurückweiſung, die mir ein ſchönes Schiff eingetragen hat, den Suffren," ſagte der König, ſich die Hände reibend.

„Nun, Sire," ſprach der Baron von Breteuil, unempfindlich für alles Schlimme, was er zu thun im Begriffe war, „dieſes Halsband iſt geſtohlen worden."

„Ah! das iſt ein Unglück!" rief der König. „Es war theuer, doch die Diamanten ſind kennbar. Sie zerſchneiden hieße die Frucht des Diebſtahls verlieren. Man wird ſie ganz laſſen, und die Polizei wird ſie wieder auffinden . . ."

„Sire," unterbrach der Baron von Breteuil, „das iſt kein gewöhnlicher Diebſtahl. Es vermiſchen ſich damit Gerüchte."

„Gerüchte? wie ſoll ich das verſtehen?"

„Sire, man behauptet, die Königin habe das Halsband behalten."

„Wie, behalten? In meiner Gegenwart hat ſie es ausgeſchlagen, ohne es nur anſchauen zu wollen. Albernheiten, Tollheiten, Baron; die Königin hat das Halsband nicht behalten."

„Sire, ich habe mich nicht des geeigneten Wortes bedient; die Verleumdungen ſind ſtets ſo blind in Beziehung auf Fürſten, daß der Ausdruck für königliche Ohren zu verletzend iſt. Das Wort behalten . . ."

„Ah! Herr von Breteuil," ſprach mit einem Lächeln der König, „ich denke, man behauptet nicht, die Königin habe das Halsband geſtohlen."

„Nein," erwiederte lebhaft Herr von Breteuil, „man ſagt, die Königin habe den von ihr abgebrochenen Handel wieder aufgenommen; man ſagt, und ich brauche Eurer Majeſtät nicht zu wiederholen, wie ſehr meine Ehrfurcht und meine Ergebenheit dieſe ſchändlichen Muthmaßungen verachten, man ſagt, die Juweliere haben von Ihrer Majeſtät der Königin einen Schein, in welchem bezeugt ſei, daß ſie das Halsband behalte."

Der König erbleichte.

„Man sagt das?“ wiederholte er. „Was sagt man nicht? Doch im Ganzen setzt mich das in Erstaunen. Hätte die Königin das Halsband unter der Hand gekauft, so würde ich es nicht tadeln. Die Königin ist ein Weib, das Halsband war ein seltenes, wunderbares Stück. Die Königin kann, Gott sei Dank, anderthalb Millionen für ihre Toilette ausgeben, wenn sie es gewollt hat. Ich werde es billigen, und sie wird nur darin Unrecht gehabt haben, daß sie mir ihren Wunsch verschwiegen. Doch es geziemt sich nicht für den König, sich in diese Sache zu mischen; sie geht den Mann an. Der Mann wird seine Frau schmälen, wenn er will oder wenn er kann; ich erkenne Niemand das Recht zu, dazwischen zu treten, nicht einmal mit einer üblen Nachrede.“

Der Baron verbeugte sich vor diesen so edlen und so kräftigen Worten des Königs. Aber Ludwig XVI. hatte nur den Anschein der Festigkeit. Einen Augenblick, nachdem er sie gezeigt, wurde er schwankend, unruhig.

„Und dann,“ fuhr er fort, „was sprechen Sie von einem Diebstahl? . . . Wenn ein Diebstahl stattgefunden hätte, so wäre das Halsband, wie mir scheint, nicht in den Händen der Königin. Wir wollen logisch sein!“

„Eure Majestät hat mich durch ihren Zorn eiskalt gemacht, und ich konnte nicht vollenden . . .“

„Oh! mein Zorn! . . . ich zornig! . . . Was das betrifft, Baron . . . Baron!“

Und der gute König lachte geräuschvoll.

„Fahren Sie fort und sagen Sie mir Alles; sagen Sie mir sogar, die Königin habe das Halsband an Juden verkauft. Arme Frau, sie braucht oft Geld, und ich gebe ihr nicht immer.“

„Das wollte ich gerade Eurer Majestät zu sagen die Ehre haben. Die Königin hatte vor zwei Monaten durch Herrn von Calonne fünfmal hundert tausend Livres

fordern laſſen, und Eure Majeſtät hat ſich geweigert, zu unterzeichnen."

„Das iſt wahr."

„Wohl, Sire, dieſes Geld ſollte, wie man ſagt, dazu dienen, das erſte Quartal von den von der Königin beim Ankauf des Halsbandes unterzeichneten Terminen zu bezahlen. Da die Königin kein Geld hatte, ſo weigerte ſie ſich, zu bezahlen."

„Nun?" fragte der König, allmälig intereſſirt, wie es geſchieht, wenn auf den Zweifel ein Anfang von Wahrſcheinlichkeit folgt.

„Sire, hier fängt die Geſchichte an, die mir mein Eifer Eurer Majeſtät zu erzählen befiehlt."

„Wie! Sie ſagen, die Geſchichte fange hier an; mein Gott! was iſt es denn?" rief der König, ſo ſeine Verlegenheit vor den Augen des Barons verrathend, der von da an im Vortheil blieb.

„Sire, man ſagt, die Königin habe ſich an Jemand gewendet, um Geld zu bekommen."

„An wen? an einen Juden, nicht wahr?"

„Nein, Sire, nicht an einen Juden."

„Ei, mein Gott! Sie ſagen mir das mit einer ſeltſamen Miene, Breteuil. Oh! gut, ich errathe; eine auswärtige Intrigue: die Königin hat das Geld von ihrem Bruder, von ihrer Familie verlangt. Oeſterreich ſteckt dahinter."

Man weiß, wie empfindlich der König in Betreff des Wiener Hofes war.

„Das wäre beſſer," erwiederte Herr von Breteuil.

„Wie! das wäre beſſer? Aber von wem hat denn die Königin Geld verlangen können?"

„Sire, ich wage es nicht . . ."

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen, mein Herr," ſprach der König, indem er das Haupt erhob und wieder ſeinen königlichen Ton annahm: „Sprechen Sie auf der Stelle, wenn's beliebt, und nennen Sie mir den Geldleiher."

„Herr von Rohan, Sire.“

„Wie! Sie erröthen nicht, mir Herrn von Rohan, den ruinirteſten Mann dieſes Königreichs, zu nennen!“

„Sire . . .“ ſagte Herr von Breteuil, die Augen niederſchlagend.

„Das iſt eine Miene, die mir mißfällt,“ fügte der König bei, „und Sie werden ſich ſogleich erklären, mein Herr Siegelbewahrer.“

„Nein, Sire; um keinen Preis der Welt; denn nichts würde mich zwingen, ein die Ehre meines Königs und die meiner Souverainin bloßſtellendes Wort von meinen Lippen fallen zu laſſen.“

Der König faltete die Stirne.

„Wir ſteigen ſehr tief hinab, Herr von Breteuil; dieſe Polizeimeldung iſt ganz geſchwängert von den Dünſten des Pfuhls, von dem ſie ausgeht.“

„Sire, jede Verleumdung dünſtet tödtliche Miasmen aus, und darum müſſen die Könige die Luft rein machen, und zwar durch große Mittel, ſoll nicht ihre Ehre durch dieſe Gifte, ſelbſt auf dem Throne, umgebracht werden.“

„Herr von Rohan,“ murmelte der König; „welche Wahrſcheinlichkeit! . . . Der Cardinal läßt alſo ſagen? . . .“

„Sire, Eure Majeſtät wird ſich überzeugen, daß Herr von Rohan Unterredungen mit den Juwelieren Böhmer und Boſſange gehabt hat, daß die Sache des Ankaufs von ihm geordnet worden iſt, daß er die Zahlungsbedingungen angenommen und feſtgeſtellt hat.“

„Wahrhaftig!“ rief der König, ganz bebend vor Zorn und Eiferſucht.

„Es iſt dies eine Thatſache, welche das kleinſte Verhör erweiſen wird. Ich mache mich hiezu gegen Eure Majeſtät anheiſchig.“

„Sie ſagen, Sie machen ſich hiezu anheiſchig?“

„Ohne Rückhalt, unter meiner Verantwortlichkeit, Sire.“

Der König ging raſch in ſeinem Cabinet auf und ab.

„Das ſind furchtbare Dinge,“ ſagte er; „ja, doch in dem Allem ſehe ich den Diebſtahl noch nicht.“

„Sire, die Juweliere haben, wie ſie behaupten, einen von der Königin unterzeichneten Schein erhalten, und das Halsband muß in den Händen der Königin ſein.“

„Ah!“ rief der König in einem Ausbruche der Hoffnung; „ſie leugnet! Sie ſehen wohl, daß ſie leugnet, Breteuil.“

„Ei! Sire, habe ich je Eure Majeſtät glauben laſſen, ich wiſſe nicht, daß die Königin unſchuldig? Sollte ich ſo beklagenswerth ſein, daß Eure Majeſtät nicht ſähe, was Alles an Ehrfurcht und Liebe für die Reinſte der Frauen in meinem Herzen iſt?“

„Sie klagen alſo nur Herrn von Rohan an?“

„Sire, der Anſchein räth . . .“

„Eine ſchwere Anſchuldigung, Baron.“

„Welche vielleicht vor einer Unterſuchung fallen wird; doch die Unterſuchung iſt unerläßlich. Bedenken Sie doch, Sire, daß die Königin das Halsband nicht zu haben behauptet; daß die Juweliere es an die Königin verkauft zu haben behaupten; daß ſich das Halsband nicht wiederfindet, und daß das Wort Diebſtahl vom Volk zwiſchen dem Namen von Herrn von Rohan und dem geheiligten Namen der Königin ausgeſprochen worden iſt.“

„Es iſt wahr, es iſt wahr.“ ſagte der König ganz verwirrt; „Sie haben Recht, Breteuil, dieſe ganze Sache muß aufgeklärt werden.“

„Durchaus, Sire.“

„Mein Gott! was geht dort in der Gallerie vor? iſt das nicht Herr von Rohan, der ſich in die Kapelle begibt?“

„Sire, Herr von Rohan kann ſich noch nicht in die Kapelle begeben. Es iſt noch nicht elf Uhr; und

ann hätte Herr von Rohan, der heute das Amt hält, ein priesterliches Gewand an. Er ist es nicht, der ort geht. Eure Majestät hat noch über eine halbe Stunde zu verfügen."

„Was soll ich dann thun? mit ihm sprechen? ihn ommen lassen?"

„Nein, Sire; erlauben Sie mir, Eurer Majestät inen Rath zu geben; machen Sie die Sache nicht achbar, ehe Sie mit Ihrer Majestät der Königin ge- rochen haben."

„Ja, sie wird mir die Wahrheit sagen."

„Zweifeln wir nicht einen Augenblick daran, Sire."

„Hören Sie, Baron, kommen Sie hierher und igen Sie mir unverhohlen, ohne Milderung, jede That- iche, jeden Commentar."

„Ich habe Alles in diesem Portefeuille auseinan- rgesetzt, mit den Beweisen zur Bekräftigung."

„An's Geschäft also; warten Sie, daß ich die Thüre eines Cabinets schließen lasse; ich hatte diesen Mor- en zwei Audienzen, ich werde sie verschieben."

Der König gab seine Befehle, setzte sich dann ieder und warf einen letzten Blick durch das Fenster.

„Diesmal," sagte er, „ist es gewiß der Cardinal; hauen Sie."

Herr von Breteuil stand auf, trat an's Fenster nd erblickte Herrn von Rohan, der im großen Ge- ande eines Cardinals und Erzbischofs sich nach dem emache wandte, das für ihn bestimmt war, so oft er n feierliches Amt in Versailles hielt.

„Endlich ist er da," rief der König sich erhebend.

„Desto besser," sagte Herr von Breteuil, „die Er- ärung wird keinen langen Aufschub erleiden."

Und er fing an den König mit allem Eifer eines annes zu unterweisen, der einen Andern zu Grunde ichten will.

Eine höllische Kunst hatte in seinem Portefeuille lles zusammengestellt, was den Cardinal erdrücken

konnte. Der König ſah wohl die Beweiſe der Schuld von Herrn von Rohan ſich auf einander häufen, aber er verzweifelte, daß er nicht ſo ſchnell die Beweiſe der Unſchuld der Königin kommen ſah.

Er ertrug ungeduldig ſeit einer Viertelſtunde dieſe Marter, als plötzlich Rufe in der anſtoßenden Gallerie ertönten.

Der König horchte, Herr von Breteuil unterbrach ſich im Leſen.

Ein Officier kratzte an der Thüre des Cabinets.

„Was gibt es?“ fragte der König, bei dem ſeit der Offenbarung von Herrn von Breteuil alle Nerven in Bewegung geſetzt waren.

Der Officier trat ein.

„Sire, Ihre Majeſtät die Königin bittet Eure Majeſtät, zu ihr kommen zu wollen.“

„Es gibt etwas Neues,“ ſprach der König erbleichend.

„Vielleicht,“ ſagte Breteuil.

„Ich gehe zur Königin,“ rief der König. „Erwarten Sie mich hier, Herr von Breteuil.“

„Wir ſtehen der Entwickelung nahe,“ murmelte Herr von Breteuil.

LXXV.

Edelmann, Cardinal und Königin.

In der Stunde, wo Herr von Breteuil beim König erſchienen war, hatte Herr von Charny, bleich, bewegt, ſich eine Audienz bei der Königin erbitten laſſen.

Dieſe kleidete ſich an; ſie ſah durch das Fenſter ihres Boudoir, das auf die Terraſſe ging, Charny, der demüthig eingeführt zu werden verlangte.

Marie Antoinette ertheilte Befehl, ihn eintreten zu laſſen, als er kaum ſein Geſuch ausgeſprochen hatte.

Denn ſie gab dem Bedürfniſſe ihres Herzens nach; denn ſie ſagte ſich mit einem edlen Stolz, eine reine und unkörperliche Liebe, wie die ſeinige, habe das Eintrittsrecht zu jeder Stunde ſelbſt in den Palaſt der Königinnen.

Charny trat ein, berührte zitternd die Hand, die ihm die Königin reichte, und ſprach mit erſtickter Stimme:

„Ah! Madame, welch ein Unglück!“

„Was haben Sie denn?“ rief die Königin erbleichend, als ſie ihren Freund ſo bleich ſah.

„Madame, wiſſen Sie, was ich ſo eben erfahren habe? wiſſen Sie, was man ſagt? wiſſen Sie, was der König vielleicht weiß, oder was er morgen erfahren wird?“

Sie ſchauerte im Gedanken an die Nacht keuſcher Wonne, wo vielleicht ein eiferſüchtiges, feindſeliges Auge ſie mit Charny im Parke von Verſailles geſehen hatte.

„Sagen Sie Alles, ich bin ſtark,“ erwiederte ſie, eine Hand auf ihr Herz drückend.

„Madame, man ſagt, Sie haben ein Halsband von Böhmer und Boſſange gekauft.“

„Ich habe es zurückgegeben,“ entgegnete raſch Marie Antoinette.

„Hören Sie, man ſagt, Sie haben es nur ſcheinbar zurückgegeben. Sie haben es bezahlen zu können geglaubt, der König habe Sie dadurch daran verhindert, daß er es verweigert, eine Anweiſung von Herrn von Calonne zu unterzeichnen; dann haben Sie ſich an Jemand gewendet, um Geld zu finden, und dieſer Jemand ſei Ihr Geliebter.“

„Sie!“ rief die Königin mit einer Bewegung erhabenen Vertrauens. „Sie! mein Herr; und laſſen Sie diejenigen ſagen, welche das ſagen. Der Titel

eines Geliebten ist für Sie keine Beleidigung, welche so süß zu schleudern, als der Freundestitel eine süße, fortan zwischen uns Beiden geheiligte Wahrheit ist."

Charny hielt, ganz verwirrt durch die männliche und fruchtbare Beredsamkeit, welche aus der wahren Liebe entströmt, wie der wesentliche Wohlgeruch aus dem Herzen jeder edelmüthigen Frau, inne.

Doch der Zwischenraum, den er zwischen die Worte der Königin und eine Erwiederung von ihm setzte, verdoppelte die Bangigkeit von Marie Antoinette, und sie rief:

„Wovon wollen Sie sprechen, Herr von Charny? Die Verleumdung hat eine Sprache, die ich nie verstehe; haben Sie dieselbe verstanden?"

„Madame, wollen Sie mir eine ununterbrochene Aufmerksamkeit schenken, denn die Sache ist sehr ernster Natur. Gestern ging ich mit meinem Oheim, Herrn von Suffren, zu den Hofjuwelieren Böhmer und Bossange; mein Oheim hatte nämlich Diamanten von Indien mitgebracht und wollte sie schätzen lassen. Man sprach von Allem und von Allen. Die Juweliere erzählten dem Herrn Bailli eine abscheuliche Geschichte mit den Commentaren der Feinde Eurer Majestät. Madame, ich bin in Verzweiflung; haben Sie das Halsband gekauft, so sagen Sie es mir; haben Sie es nicht bezahlt, so sagen Sie es mir auch. Aber lassen Sie mich nicht glauben, Herr von Rohan habe es bezahlt."

„Herr von Rohan!" rief die Königin.

„Ja, Herr von Rohan, derjenige, welcher für den Liebhaber der Königin gilt; derjenige, von welchem die Königin Geld entlehnt; derjenige, den ein Unglücklicher, welchen man Herrn von Charny nennt, im Parke von Versailles der Königin hat zulächeln, vor der Königin hat niederknieen, der Königin hat die Hand küssen sehen; derjenige . . ."

„Mein Herr," rief Marie Antoinette, „glauben

ich nicht mehr da bin, ſo iſt dies ſo, weil
nicht lieben, wenn ich da bin."
' erwiederte der junge Mann, „es waltet
che Gefahr ob; ich komme weder um Offen-
noch um Muth von Ihnen zu fordern, ich
m Sie anzuflehen, Sie mögen mir einen
ten."
n Sie mir vor Allem, welche Gefahr

he Gefahr! Madame, ein Wahnſinniger iſt
r ſie nicht erräth. Der Cardinal, indem er
Königin verbürgt, indem er für die Königin
chtet ſie zu Grunde. Ich ſpreche hier nicht
tödtlichen Mißvergnügen, das Herrn von
n Vertrauen, wie das, welches Sie Herrn
n eingeflößt, verurſachen kann. Nein. An
mmerzen ſtirbt man, aber man beklagt ſich
ver."
ſind verrückt!" entgegnete Marie Antoinette

bin nicht verrückt, Madame, aber Sie ſind
, Sie ſind verloren. Ich habe Sie im Park
. Ich ſagte es Ihnen wohl. Ich hatte mich
ſcht. Heute iſt die gräßliche, die tödtliche
an's Tageslicht gekommen ... Herr von
mt ſich vielleicht ..."
Königin ergriff Charny beim Arm und wie-
it unausſprechlicher Bangigkeit:
nſinniger! Wahnſinniger! glauben Sie an
glauben Sie an Schatten, glauben Sie an
liche; aber, in des Himmels Namen! nach
ich Ihnen geſagt habe, glauben Sie nicht,
ldig! ... Schuldig! Dieſes Wort würde
einen Haufen glühender Kohlen ſpringen
Schuldig ... mit ... Ich, die ich nie an
t habe, ohne Gott zu bitten, er möge mir
zigen Gedanken verzeihen, den ich ein

fordern laſſen, und Eure Majeſtät hat ſich geweigert, zu unterzeichnen."

„Das iſt wahr."

„Wohl, Sire, dieſes Geld ſollte, wie man ſagt, dazu dienen, das erſte Quartal von den von der Königin beim Ankauf des Halsbandes unterzeichneten Terminen zu bezahlen. Da die Königin kein Geld hatte, ſo weigerte ſie ſich, zu bezahlen."

„Nun?" fragte der König, allmälig intereſſirt, wie es geſchieht, wenn auf den Zweifel ein Anfang von Wahrſcheinlichkeit folgt.

„Sire, hier fängt die Geſchichte an, die mir mein Eifer Eurer Majeſtät zu erzählen befiehlt."

„Wie! Sie ſagen, die Geſchichte fange hier an; mein Gott! was iſt es denn?" rief der König, ſo ſeine Verlegenheit vor den Augen des Barons verrathend, der von da an im Vortheil blieb.

„Sire, man ſagt, die Königin habe ſich an Jemand gewendet, um Geld zu bekommen."

„An wen? an einen Juden, nicht wahr?"

„Nein, Sire, nicht an einen Juden."

„Ei, mein Gott! Sie ſagen mir das mit einer ſeltſamen Miene, Breteuil. Oh! gut, ich errathe; eine auswärtige Intrigue: die Königin hat das Geld von ihrem Bruder, von ihrer Familie verlangt. Oeſterreich ſteckt dahinter."

Man weiß, wie empfindlich der König in Betreff des Wiener Hofes war.

„Das wäre beſſer," erwiederte Herr von Breteuil.

„Wie! das wäre beſſer? Aber von wem hat denn die Königin Geld verlangen können?"

„Sire, ich wage es nicht . . ."

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen, mein Herr," ſprach der König, indem er das Haupt erhob und wieder ſeinen königlichen Ton annahm: „Sprechen Sie auf der Stelle, wenn's beliebt, und nennen Sie mir den Geldleiher."

„Herr von Rohan, Sire.“

„Wie! Sie erröthen nicht, mir Herrn von Rohan, den ruinirtesten Mann dieses Königreichs, zu nennen!“

„Sire . . .“ sagte Herr von Breteuil, die Augen niederschlagend.

„Das ist eine Miene, die mir mißfällt,“ fügte der König bei, „und Sie werden sich sogleich erklären, mein Herr Siegelbewahrer.“

„Nein, Sire; um keinen Preis der Welt; denn nichts würde mich zwingen, ein die Ehre meines Königs und die meiner Souverainin bloßstellendes Wort von meinen Lippen fallen zu lassen.“

Der König faltete die Stirne.

„Wir steigen sehr tief hinab, Herr von Breteuil; diese Polizeimeldung ist ganz geschwängert von den Dünsten des Pfuhls, von dem sie ausgeht.“

„Sire, jede Verleumdung dünstet tödtliche Miasmen aus, und darum müssen die Könige die Luft rein machen, und zwar durch große Mittel, soll nicht ihre Ehre durch diese Gifte, selbst auf dem Throne, umgebracht werden.“

„Herr von Rohan,“ murmelte der König; „welche Wahrscheinlichkeit! . . . Der Cardinal läßt also sagen? . . .“

„Sire, Eure Majestät wird sich überzeugen, daß Herr von Rohan Unterredungen mit den Juwelieren Böhmer und Bossange gehabt hat, daß die Sache des Ankaufs von ihm geordnet worden ist, daß er die Zahlungsbedingungen angenommen und festgestellt hat.“

„Wahrhaftig!“ rief der König, ganz bebend vor Zorn und Eifersucht.

„Es ist dies eine Thatsache, welche das kleinste Verhör erweisen wird. Ich mache mich hiezu gegen Ihre Majestät anheischig.“

„Sie sagen, Sie machen sich hiezu anheischig?“

„Ohne Rückhalt, unter meiner Verantwortlichkeit, Sire.“

Der König ging raſch in ſeinem Cabinet auf und ab.

„Das ſind furchtbare Dinge,“ ſagte er; „ja, doch in dem Allem ſehe ich den Diebſtahl noch nicht.“

„Sire, die Juweliere haben, wie ſie behaupten, einen von der Königin unterzeichneten Schein erhalten, und das Halsband muß in den Händen der Königin ſein.“

„Ah!“ rief der König in einem Ausbruche der Hoffnung; „ſie leugnet! Sie ſehen wohl, daß ſie leugnet, Breteuil.“

„Ei! Sire, habe ich je Eure Majeſtät glauben laſſen, ich wiſſe nicht, daß die Königin unſchuldig? Sollte ich ſo beklagenswerth ſein, daß Eure Majeſtät nicht ſähe, was Alles an Ehrfurcht und Liebe für die Reinſte der Frauen in meinem Herzen iſt?“

„Sie klagen alſo nur Herrn von Rohan an?“

„Sire, der Anſchein räth . . .“

„Eine ſchwere Anſchuldigung, Baron.“

„Welche vielleicht vor einer Unterſuchung fallen wird; doch die Unterſuchung iſt unerläßlich. Bedenken Sie doch, Sire, daß die Königin das Halsband nicht zu haben behauptet; daß die Juweliere es an die Königin verkauft zu haben behaupten; daß ſich das Halsband nicht wiederfindet, und daß das Wort Diebſtahl vom Volk zwiſchen dem Namen von Herrn von Rohan und dem geheiligten Namen der Königin ausgeſprochen worden iſt.“

„Es iſt wahr, es iſt wahr.“ ſagte der König ganz verwirrt; „Sie haben Recht, Breteuil, dieſe ganze Sache muß aufgeklärt werden.“

„Durchaus, Sire.“

„Mein Gott! was geht dort in der Gallerie vor? iſt das nicht Herr von Rohan, der ſich in die Kapelle begibt?“

„Sire, Herr von Rohan kann ſich noch nicht in die Kapelle begeben. Es iſt noch nicht elf Uhr; und

ann hätte Herr von Rohan, der heute das Amt hält, ein prieſterliches Gewand an. Er iſt es nicht, der ort geht. Eure Majeſtät hat noch über eine halbe Stunde zu verfügen."

„Was ſoll ich dann thun? mit ihm ſprechen? ihn ommen laſſen?"

„Nein, Sire; erlauben Sie mir, Eurer Majeſtät inen Rath zu geben; machen Sie die Sache nicht uchbar, ehe Sie mit Ihrer Majeſtät der Königin geprochen haben."

„Ja, ſie wird mir die Wahrheit ſagen."

„Zweifeln wir nicht einen Augenblick daran, Sire."

„Hören Sie, Baron, kommen Sie hierher und igen Sie mir unverhohlen, ohne Milderung, jede Thatache, jeden Commentar."

„Ich habe Alles in dieſem Portefeuille auseinanergeſetzt, mit den Beweiſen zur Bekräftigung."

„An's Geſchäft alſo; warten Sie, daß ich die Thüre eines Cabinets ſchließen laſſe; ich hatte dieſen Morgen zwei Audienzen, ich werde ſie verſchieben."

Der König gab ſeine Befehle, ſetzte ſich dann ieder und warf einen letzten Blick durch das Fenſter.

„Diesmal," ſagte er, „iſt es gewiß der Cardinal; hauen Sie."

Herr von Breteuil ſtand auf, trat an's Fenſter nd erblickte Herrn von Rohan, der im großen Gewande eines Cardinals und Erzbiſchofs ſich nach dem Gemache wandte, das für ihn beſtimmt war, ſo oft er in feierliches Amt in Verſailles hielt.

„Endlich iſt er da," rief der König ſich erhebend.

„Deſto beſſer," ſagte Herr von Breteuil, „die Erklärung wird keinen langen Aufſchub erleiden."

Und er fing an den König mit allem Eifer eines Mannes zu unterweiſen, der einen Andern zu Grunde richten will.

Eine hölliſche Kunſt hatte in ſeinem Portefeuille Alles zuſammengeſtellt, was den Cardinal erdrücken

konnte. Der König ſah wohl die Beweiſe der Schuld von Herrn von Rohan ſich auf einander häufen, aber er verzweifelte, daß er nicht ſo ſchnell die Beweiſe der Unſchuld der Königin kommen ſah.

Er ertrug ungeduldig ſeit einer Viertelſtunde dieſe Marter, als plötzlich Rufe in der anſtoßenden Gallerie ertönten.

Der König horchte, Herr von Breteuil unterbrach ſich im Leſen.

Ein Officier kratzte an der Thüre des Cabinets.

„Was gibt es?“ fragte der König, bei dem ſelt der Offenbarung von Herrn von Breteuil alle Nerven in Bewegung geſetzt waren.

Der Officier trat ein.

„Sire, Ihre Majeſtät die Königin bittet Eure Majeſtät, zu ihr kommen zu wollen.“

„Es gibt etwas Neues,“ ſprach der König erbleichend.

„Vielleicht,“ ſagte Breteuil.

„Ich gehe zur Königin,“ rief der König. „Erwarten Sie mich hier, Herr von Breteuil.“

„Wir ſtehen der Entwickelung nahe,“ murmelte Herr von Breteuil.

LXXV.

Edelmann, Cardinal und Königin.

In der Stunde, wo Herr von Breteuil beim König erſchienen war, hatte Herr von Charny, bleich, bewegt, ſich eine Audienz bei der Königin erbitten laſſen.

Dieſe kleidete ſich an; ſie ſah durch das Fenſter ihres Boudoir, das auf die Terraſſe ging, Charny, der demüthig eingeführt zu werden verlangte.

Marie Antoinette ertheilte Befehl, ihn eintreten zu laſſen, als er kaum ſein Geſuch ausgeſprochen hatte.

Denn ſie gab dem Bedürfniſſe ihres Herzens nach; denn ſie ſagte ſich mit einem edlen Stolz, eine reine und unkörperliche Liebe, wie die ſeinige, habe das Eintrittsrecht zu jeder Stunde ſelbſt in den Palaſt der Königinnen.

Charny trat ein, berührte zitternd die Hand, die ihm die Königin reichte, und ſprach mit erſtickter Stimme:

„Ah! Madame, welch ein Unglück!“

„Was haben Sie denn?“ rief die Königin erbleichend, als ſie ihren Freund ſo bleich ſah.

„Madame, wiſſen Sie, was ich ſo eben erfahren habe? wiſſen Sie, was man ſagt? wiſſen Sie, was der König vielleicht weiß, oder was er morgen erfahren wird?“

Sie ſchauerte im Gedanken an die Nacht keuſcher Wonne, wo vielleicht ein eiferſüchtiges, feindſeliges Auge ſie mit Charny im Parke von Verſailles geſehen hatte.

„Sagen Sie Alles, ich bin ſtark,“ erwiederte ſie, eine Hand auf ihr Herz drückend.

„Madame, man ſagt, Sie haben ein Halsband von Böhmer und Boſſange gekauft.“

„Ich habe es zurückgegeben,“ entgegnete raſch Marie Antoinette.

„Hören Sie, man ſagt, Sie haben es nur ſcheinbar zurückgegeben. Sie haben es bezahlen zu können geglaubt, der König habe Sie dadurch daran verhindert, daß er es verweigert, eine Anweiſung von Herrn von Calonne zu unterzeichnen; dann haben Sie ſich an Jemand gewendet, um Geld zu finden, und dieſer Jemand ſei Ihr Geliebter.“

„Sie!“ rief die Königin mit einer Bewegung erhabenen Vertrauens. „Sie! mein Herr; und laſſen Sie diejenigen ſagen, welche das ſagen. Der Titel

eines Geliebten iſt für Sie keine Beleidigung, welche ſo ſüß zu ſchleudern, als der Freundestitel eine ſüße, fortan zwiſchen uns Beiden geheiligte Wahrheit iſt."

Charny hielt, ganz verwirrt durch die männliche und fruchtbare Beredſamkeit, welche aus der wahren Liebe entſtrömt, wie der weſentliche Wohlgeruch aus dem Herzen jeder edelmüthigen Frau, inne.

Doch der Zwiſchenraum, den er zwiſchen die Worte der Königin und eine Erwiederung von ihm ſetzte, verdoppelte die Bangigkeit von Marie Antoinette, und ſie rief:

„Wovon wollen Sie ſprechen, Herr von Charny? Die Verleumdung hat eine Sprache, die ich nie verſtehe; haben Sie dieſelbe verſtanden?"

„Madame, wollen Sie mir eine ununterbrochene Aufmerkſamkeit ſchenken, denn die Sache iſt ſehr ernſter Natur. Geſtern ging ich mit meinem Oheim, Herrn von Suffren, zu den Hofjuwelieren Böhmer und Boſſange; mein Oheim hatte nämlich Diamanten von Indien mitgebracht und wollte ſie ſchätzen laſſen. Man ſprach von Allem und von Allen. Die Juweliere erzählten dem Herrn Bailli eine abſcheuliche Geſchichte mit den Commentaren der Feinde Eurer Majeſtät. Madame, ich bin in Verzweiflung; haben Sie das Halsband gekauft, ſo ſagen Sie es mir; haben Sie es nicht bezahlt, ſo ſagen Sie es mir auch. Aber laſſen Sie mich nicht glauben, Herr von Rohan habe es bezahlt."

„Herr von Rohan!" rief die Königin.

„Ja, Herr von Rohan, derjenige, welcher für den Liebhaber der Königin gilt; derjenige, von welchem die Königin Geld entlehnt; derjenige, den ein Unglücklicher, welchen man Herrn von Charny nennt, im Parke von Verſailles der Königin hat zulächeln, vor der Königin hat niederknieen, der Königin hat die Hand küſſen ſehen; derjenige . . ."

„Mein Herr," rief Marie Antoinette, „glauben

Sie, wenn ich nicht mehr da bin, ſo iſt dies ſo, weil Sie mich nicht lieben, wenn ich da bin."

„Oh!" erwiederte der junge Mann, „es waltet eine dringliche Gefahr ob; ich komme weder um Offenherzigkeit, noch um Muth von Ihnen zu fordern, ich komme, um Sie anzuflehen, Sie mögen mir einen Dienſt leiſten."

„Sagen Sie mir vor Allem, welche Gefahr dies iſt?"

„Welche Gefahr! Madame, ein Wahnſinniger iſt der, welcher ſie nicht erräth. Der Cardinal, indem er ſich für die Königin verbürgt, indem er für die Königin bezahlt, richtet ſie zu Grunde. Ich ſpreche hier nicht von dem tödtlichen Mißvergnügen, das Herrn von Charny ein Vertrauen, wie das, welches Sie Herrn von Rohan eingeflößt, verurſachen kann. Nein. An ſolchen Schmerzen ſtirbt man, aber man beklagt ſich nicht darüber."

„Sie ſind verrückt!" entgegnete Marie Antoinette zornig.

„Ich bin nicht verrückt, Madame, aber Sie ſind unglücklich, Sie ſind verloren. Ich habe Sie im Park geſehen . . . Ich ſagte es Ihnen wohl. Ich hatte mich nicht getäuſcht. Heute iſt die gräßliche, die tödtliche Wahrheit an's Tageslicht gekommen . . . Herr von Rohan rühmt ſich vielleicht . . ."

Die Königin ergriff Charny beim Arm und wiederholte mit unausſprechlicher Bangigkeit:

„Wahnſinniger! Wahnſinniger! glauben Sie an den Haß, glauben Sie an Schatten, glauben Sie an das Unmögliche; aber, in des Himmels Namen! nach dem, was ich Ihnen geſagt habe, glauben Sie nicht, ich ſei ſchuldig! . . . Schuldig! Dieſes Wort würde mich in einen Haufen glühender Kohlen ſpringen machen. Schuldig . . . mit . . . Ich, die ich nie an Sie gedacht habe, ohne Gott zu bitten, er möge mir dieſen einzigen Gedanken verzeihen, den ich ein

Verbrechen nannte. Oh! Herr von Charny, wenn Sie nicht wollen, daß ich heute verloren, morgen todt bin, ſagen Sie mir, Sie beargwohnen mich nicht, oder fliehen Sie ſo weit, daß Sie nicht einmal das Geräuſch meines Sturzes im Augenblick meines Todes hören.“

Olivier rang voll Angſt die Hände und rief:

„Hören Sie mich an, wenn ich Ihnen einen wirkſamen Dienſt leiſten ſoll.“

„Ein Dienſt von Ihnen!“ rief die Königin, „von Ihnen, der Sie grauſamer ſind, als meine Feinde; . . . denn meine Feinde ſchuldigen mich nur an, während Sie Verdacht gegen mich hegen! Ein Dienſt von Seiten des Mannes, der mich verachtet, nie . . . mein Herr, nie! . . .“

Olivier näherte ſich der Königin, nahm ihre Hand in die ſeinige und ſprach:

„Sie werden wohl ſehen, daß ich kein Mann bin, der ſeufzt und weint; die Augenblicke ſind koſtbar; dieſen Abend wäre es zu ſpät, um zu thun, was uns zu thun übrig bleibt. Wollen Sie mich von der Verzweiflung retten, indem Sie ſich ſelbſt von der Schande retten?“

„Mein Herr! . . .“

„Oh! im Angeſicht des Todes werde ich meine Worte nicht mehr ängſtlich abwägen. Wenn Sie mich nicht hören, ſage ich Ihnen, ſo ſind wir heute Abend Beide geſtorben, Sie aus Scham, ich, weil ich Sie habe ſterben ſehen.“

„Mein Herr!“

„Gerade auf den Feind los, Madame! wie in unſeren Schlachten! gerade der Gefahr entgegen! gerade in den Tod! Gehen wir mit einander, ich als der unbekannte, aber muthige Soldat, Sie mit der Majeſtät mit der Stärke, in das dichteſte Kampfgemenge. Unterliegen Sie, wohl, dann werden Sie nicht allein ſein. Hören Sie, Madame, ſehen Sie in mir einen Bruder . . . Sie brauchen vielleicht . . . Geld, um . . . das Halsband zu bezahlen?“

„Ich?“

„Leugnen Sie es nicht.“

„Ich ſage Ihnen . . .“

„Sagen Sie nicht, daß Sie das Halsband nicht haben.“

„Ich ſchwöre Ihnen . . .“

„Schwören Sie nicht, wenn Sie wollen, daß ich Sie noch liebe.“

„Olivier!“

„Es bleibt Ihnen ein Mittel, zugleich Ihre Ehre und meine Liebe zu retten. Das Halsband koſtet ſechszehn mal hundert tauſend Livres, Sie haben zweimal hundert und fünfzig tauſend bezahlt; hier ſind anderthalb Millionen, nehmen Sie dieſelben.“

„Was iſt das?“

„Schauen Sie nicht, nehmen Sie und bezahlen Sie.“

„Ihre Güter verkauft! Olivier! Ihre Güter von mir erkauft und berichtigt! Sie berauben ſich um meinetwillen! Sie ſind ein gutes und edles Herz, und ich werde nicht mehr um die Geſtändniſſe bei einer ſolchen Liebe feilſchen. Olivier, ich liebe Sie!“

„Nehmen Sie an?“

„Nein; doch ich liebe Sie!“

„Herr von Rohan wird alſo bezahlen? Bedenken Sie wohl, Madame, das iſt keine Großmuth mehr von ihrer Seite, ſondern eine Grauſamkeit, die mich zu Boden drückt. Sie nehmen vom Cardinal an?“

„Ich! Gehen Sie doch, Herr von Charny! Ich bin die Königin, und wenn ich meinen Unterthanen Liebe oder Vermögen gebe, ſo nehme ich doch nie an.“

„Was werden Sie denn thun?“

„Sie ſollen mir mein Benehmen vorſchreiben. Was ſagen Sie, daß Herr von Rohan denkt?“

„Er denkt, Sie ſeien ſeine Geliebte.“

„Sie ſind hart, Olivier . . .“

„Ich ſpreche, wie man im Angeſicht des Todes ſpricht.“

„Was ſagen Sie, daß die Juweliere denken?“

„Da die Königin nicht bezahlen könne, ſo we
Herr von Rohan bezahlen.“

„Was ſagen Sie, daß man im Publikum in Bet
des Halsbandes denkt?“

„Daß Sie es haben, daß Sie es verborgen hab
daß Sie es erſt zugeſtehen werden, wenn es bezahlt
entweder durch den Cardinal, in ſeiner Liebe für S
oder durch den König, in ſeiner Furcht vor d
Aergerniß.“

„Gut; und Sie, Charny, Ihrerſeits, ich ſch
Ihnen in's Geſicht und frage Sie: Was halten S
von den Scenen, die Sie im Parke von Verſail
geſehen?“

„Madame, ich glaube, daß Sie Ihre Unſchuld
beweiſen nöthig haben,“ erwiederte energiſch der würd
Edelmann.

Die Königin wiſchte ſich den Schweiß ab, der
ihrer Stirne floß.

„Der Prinz Louis, Cardinal von Rohan, Gr
almoſenier von Frankreich!“ rief die Stimme ei
Huiſſier im Vorgemach.

„Er!“ murmelte Charny.

„Sie ſind nach Wünſchen bedient,“ ſagte
Königin.

„Sie wollen ihn empfangen?“

„Ich war im Begriff, ihn rufen zu laſſen.“

„Aber ich . . .“

„Treten Sie in mein Boudoir und laſſen Sie
Thüre ein wenig offen, um gut zu hören.“

„Madame!“

„Gehen Sie geſchwinde, der Cardinal kommt!“

Sie ſchob Herrn von Charny in das Zimmer, d
ſie ihm bezeichnet hatte, zog die Thüre ſo viel, a
nöthig an und ließ den Cardinal eintreten.

Herr von Rohan erſchien auf der Schwelle d
Gemaches; er war glänzend in ſeiner prieſterlich

Tracht. Hinter ihm, in einer gewiſſen Entfernung, erblickte man ein zahlreiches Gefolge, deſſen Kleider glänzten, wie das ihres Gebieters.

Unter dieſen gebückten Leuten konnte man die Herren Böhmer und Boſſange wahrnehmen, die ein wenig verlegen in ihren Galakleidern ausſahen.

Die Königin ging dem Cardinal entgegen und verſuchte dabei ein Lächeln, das jedoch bald auf ihren Lippen erſtarb.

Louis von Rohan war ernſt, ſogar traurig. Er hatte die Ruhe des muthigen Mannes, der kämpfen ſoll, die unmerkliche Drohung des Prieſters, der zu verzeihen haben kann.

Die Königin bezeichnet ihm durch die Geberde ein Tabouret; der Cardinal blieb ſtehen.

„Madame," ſagte er, nachdem er ſich ſichtbar zitternd verbeugt, „ich hatte mehrere wichtige Dinge Eurer Majeſtät mitzutheilen, die es ſich zur Aufgabe macht, meine Gegenwart zu vermeiden."

„Ich!" entgegnete die Königin, „ich vermeide Sie ſo wenig, Herr Cardinal, daß ich im Begriff war, Sie rufen zu laſſen."

Der Cardinal warf einen Blick nach dem Boudoir und fragte dann mit leiſer Stimme:

„Bin ich allein mit Eurer Majeſtät? habe ich das Recht, mit voller Freiheit zu ſprechen?"

„In voller Freiheit, Herr Cardinal; thun Sie ſich keinen Zwang an, wir ſind allein."

Und ihre Stimme ſchien ihre Worte dem im anſtoßenden Zimmer verborgenen Edelmann zuſenden zu wollen.

Sie weidete ſich mit Stolz an ſeinem Muthe und an der Sicherheit, welche von den erſten Worten an der ohne Zweifel ſehr aufmerkſame Charny haben würde.

Der Cardinal faßte ſeinen Entſchluß. Er rückte das Tabouret zum Lehnſtuhl der Königin, um ſich

ſo fern als möglich von der Doppelthüre zu befinden.

„Das ſind viele Vorbereitungen," rief die Königin, Heiterkeit heuchelnd.

„Ich weiß nicht . . ." ſagte der Cardinal.

„Ich weiß nicht?" wiederholte die Königin.

„Wird der König nicht kommen?" fragte Herr von Rohan.

„Fürchten Sie ſich weder vor dem König, noch vor irgend Jemand," erwiederte lebhaft Marie Antoinette.

„Oh! vor Ihnen habe ich bange," verſetzte der Cardinal mit bewegter Stimme.

„Ein Grund mehr, ich bin nicht ſehr furchtbar; ſprechen Sie in wenigen Worten, ſprechen Sie mit lauter und vernehmlicher Stimme, ich liebe die Offenherzigkeit, und wenn Sie mich ſchonen, werde ich glauben, Sie ſeien kein Mann von Ehre. Oh! keine Geberden mehr; man hat mir geſagt, Sie haben Beſchwerden gegen mich. Sprechen Sie, ich liebe den Krieg, ich bin von einem Blut, das nicht erſchrickt! Sie auch, ich weiß es wohl. Was haben Sie mir vorzuwerfen?"

Der Cardinal ſtieß einen Seufzer aus und ſtand auf, als wollte er die Luft des Zimmers in größerem Umfange einſaugen; endlich Herr ſeiner ſelbſt, begann er mit folgenden Worten.

LXXVI.

Erklärungen.

Die Königin und der Cardinal befanden ſich erwähnter Maßen einander von Angeſicht zu Angeſicht gegenüber, Charny konnte im Cabinet auch das geringſte

Wort der Sprechenden hören, und die auf beiden Seiten so ungeduldig erwarteten Erklärungen sollten endlich beginnen.

„Madame," sagte der Cardinal, sich verbeugend, „Sie wissen, was in Beziehung auf unser Halsband vorgeht!"

„Nein, mein Herr, ich weiß es nicht, und es ist mir lieb, wenn ich es von Ihnen erfahre."

„Warum beschränkt mich Eure Majestät seit langer Zeit darauf, daß ich mich ihr nur durch Vermittelung mittheilen kann? Warum, wenn sie einen Grund des Hasses gegen mich hat, bezeigt sie es mir nicht, indem sie es mir erklärt?"

„Ich weiß nicht, was Sie hiemit sagen wollen, Herr Cardinal, und ich habe keinen Grund, Sie zu fassen. Doch das ist, glaube ich, nicht der Gegenstand unserer Unterredung. Wollen Sie mir also über das unglückliche Halsband eine bestimmte Auskunft geben, und vor Allem . . . wo ist Frau von La Mothe?"

„Ich war im Begriff, dies Eure Majestät zu fragen."

„Verzeihen Sie, wenn Jemand wissen kann, wo Frau von La Mothe ist, so sind Sie es, Herr Cardinal, glaube ich."

„Ich, Madame, aus welchem Grunde?"

„Oh! ich bin nicht hier, um Bekenntnisse entgegenzunehmen, Herr Cardinal, ich muß Frau von La Mothe nothwendig sprechen, ich habe sie rufen lassen, man hat sie zehnmal in ihrem Hause gesucht, sie hat nicht geantwortet. Dieses Verschwinden ist seltsam, das werden Sie zugestehen."

„Ich wundere mich auch über dieses Verschwinden, Madame, denn ich habe Frau von La Mothe bitten lassen, zu mir zu kommen; sie hat mir ebenso wenig geantwortet, als Eurer Majestät."

„Dann lassen wir die Gräfin, mein Herr, und sprechen wir von uns."

„Oh! nein, Madame, ſprechen wir zuerſt von ihr, denn gewiſſe Worte Eurer Majeſtät haben einen ſchmerzlichen Verdacht bei mir erregt: mir ſcheint, Eure Majeſtät warf mir empfige Bewerbungen um die Gunſt der Gräfin vor."

„Ich habe Ihnen noch gar nichts vorgeworfen, mein Herr, doch Geduld."

„Oh! Madame, ein ſolcher Verdacht würde mir alle Empfindlichkeiten Ihrer Seele erklären, und dann würde ich, während ich verzweifeln müßte, die bis daher unfaßliche Strenge begreifen, die Sie mir gegenüber angewandt haben."

„Hier iſt es, wo wir aufhören, uns zu verſtehen," ſprach die Königin; „Sie ſind von einer undurchdringlichen Dunkelheit, und daß wir uns nicht noch mehr im Nebel verlieren, verlange ich Erläuterungen von Ihnen. Zur Sache! zur Sache!"

„Madame," rief der Cardinal, indem er die Hände faltete und ſich der Königin näherte, „haben Sie die Gnade, das Geſpräch nicht zu wechſeln: zwei Worte mehr über den Gegenſtand, den wir ſo eben verhandelten, und wir hätten uns verſtändigt."

„In der That, mein Herr, Sie ſprechen eine Sprache, die ich nicht verſtehe; ich bitte, laſſen Sie uns zum Franzöſiſchen zurückkehren. Wo iſt das Halsband, das ich den Juwelieren zurückgegeben habe?"

„Das Halsband, das Sie zurückgegeben haben?" rief Herr von Rohan.

„Ja, was haben Sie damit gemacht?"

„Ich! aber ich weiß nicht, Madame . . ."

„Hören Sie, Eines iſt da ganz einfach . . . Frau von La Mothe hat das Halsband genommen, ſie hat es in meinem Namen zurückgegeben. Die Juweliere behaupten, ſie haben es nicht zurückerhalten. Ich habe in meinen Händen einen Empfangſchein, der das Gegentheil beweiſt; die Juweliere ſagen, der Schein ſei falſch. Frau von La Mothe könnte mit einem Worte

Alles aufklären . . . ſie findet ſich nicht; nun denn! laſſen Sie mich Muthmaßungen an die Stelle dunkler Thatſachen ſetzen: Frau von La Mothe hat das Halsband zurückgeben wollen. Sie, deſſen, ohne Zweifel wohlwollende, Manie es immer war, mich das Halsband kaufen zu laſſen, Sie, der Sie es mir brachten, mit dem Anerbieten, für mich zu bezahlen, ein Anerbieten . . .“

„Das Eure Majeſtät ſehr hart ausgeſchlagen hat,“ fiel der Cardinal mit einem Seufzer ein.

„Nun wohl! ja, Sie beharrten bei der fixen Idee, daß ich im Beſitze des Halsbandes bleiben ſollte, und werden es den Juwelieren nicht zurückgegeben haben, in der Abſicht, das Geſchmeide mich bei irgend einer Gelegenheit wieder nehmen zu laſſen. Frau von La Mothe war ſchwach, ſie, welche mein Widerſtreben, welche die Unmöglichkeit, in der ich mich in Betreff des Bezahlens befand, und meinen unerſchütterlichen Entſchluß, das Halsband mir nicht ohne Geld zu erwerben, kannte; Frau von La Mothe hat aus Eifer für mich mit Ihnen conſpirirt, und heute fürchtet ſie meinen Zorn und zeigt ſich nicht. Iſt es ſo? habe ich die Sache mitten in der Finſterniß wiederaufgebaut? ſagen Sie ja. Laſſen Sie mich Ihnen dieſen Leichtſinn, dieſen Ungehorſam gegen meine förmlichen Befehle vorwerfen, Sie werden mit einem Verweiſe davon kommen, und Alles iſt dann abgethan. Ich thue mehr, ich verſpreche Ihnen die Verzeihung von Frau von La Mothe, ſie trete aus ihrer Reue hervor. Doch ich bitte, Klarheit, mein Herr, ich will nicht, daß in dieſem Augenblick ein Schatten über meinem Leben ſchwebe, ich will nicht, hören Sie wohl!“

Die Königin hatte dieſe Worte mit einer ſolchen Lebhaftigkeit geſprochen, ſie hatte ſie ſo kräftig betont, daß der Cardinal ſie hatte weder unterbrechen können, noch wollen, doch ſobald ſie aufgehört, ſagte er, einen Seufzer unterdrückend:

„Madame, ich will alle Ihre Muthmaßunge
wiedern. Nein, ich beharrte nicht bei der Idee,
müßten das Halsband bekommen, in Betracht, da
der festen Ueberzeugung lebte, es sei in Ihren Hä
Nein, ich habe durchaus nicht mit Frau von La V
in Betreff dieses Halsbands conspirirt; nein, ich
es ebenso wenig, als es die Juweliere haben, al
wie Sie sagen, Sie haben."

„Das ist nicht möglich," rief die Königin
erstaunt; „Sie haben das Halsband nicht?"

„Nein, Madame."

„Sie haben Frau von La Mothe nicht gera
außer dem Allem zu bleiben?"

„Nein, Madame."

„Sie verbergen sie nicht?"

„Nein, Madame."

„Sie wissen nicht, was aus ihr geworden ist

„Ebenso wenig als Sie, Madame."

„Aber wie erklären Sie sich dann das,
geschieht?"

„Madame, ich bin genöthigt, zu gestehen, da
es mir nicht erkläre. Überdies ist das nicht das
Mal, daß ich mich bei der Königin beklage, nicht
ihr verstanden worden zu sein."

„Wann ist dies schon vorgekommen? Ich erin
mich nicht."

„Madame, haben Sie die Gnade, in Geda
noch einmal meine Briefe zu durchlesen."

„Ihre Briefe!" rief die Königin erstaunt.
haben mir geschrieben?"

„Zu selten, Madame, für Alles, was ich im H
hatte."

Die Königin erhob sich und sprach:

„Mir scheint, wir täuschen uns Beide; end
wir rasch diesen Scherz. Was sprechen Sie
Briefen, und was haben Sie auf dem Herzen ob

Herzen, ich weiß nicht genau, wie Sie das ſo eben geſagt haben?"

„Mein Gott! Madame, ich habe mich vielleicht hinreißen laſſen, das Geheimniß meiner Seele zu laut auszuſprechen."

„Welches Geheimniß? Sind Sie denn bei geſundem Verſtand, Herr Cardinal?"

„Madame!"

„Oh! laſſen wir die Ausflüchte . . . Sie ſprechen wie ein Menſch, der mir eine Falle ſtellen oder mich vor Zeugen in Verwirrung bringen will."

„Ich ſchwöre Ihnen, Madame, daß ich nichts geſagt habe . . . Horcht wirklich Jemand?"

„Nein, mein Herr, tauſendmal nein, es iſt Niemand da . . . erklären Sie ſich alſo, jedoch vollſtändig, und wenn Sie im Beſitze Ihrer Vernunft ſind, beweiſen Sie es."

„Oh! Madame, warum iſt Frau von La Mothe nicht da? Sie, unſere Freundin, würde mir, wenn nicht die Zuneigung, doch das Gedächtniß Eurer Majeſtät wiedererwecken helfen."

„Unſere Freundin? meine Zuneigung? mein Gedächtniß? Ich falle aus den Wolken."

„Ah! Madame, ich bitte Sie," rief der Cardinal, empört durch den ſcharfen Ton der Königin, „ſchonen Sie mich. Es ſteht Ihnen frei, nicht mehr zu lieben, aber beleidigen Sie nicht."

„Ah! mein Gott!" rief die Königin erbleichend, „ah! mein Gott! was ſagt dieſer Mann!"

„Sehr gut!" fuhr Herr von Rohan fort, der ſich in demſelben Maße belebte, in dem der Zorn brudelnd in ihm ſtieg; „ſehr gut! Madame, ich glaube discret und zurückhaltend genug geweſen zu ſein, daß Sie mich nicht mißhandeln ſollten; ich werfe Ihnen auch nur unbedeutende Benachtheiligungen vor. Ich begehe das Unrecht, daß ich Anſprüche mache, denn ich hätte wiſſen ſollen, daß, wenn eine Königin geſagt hat: ich will

nicht mehr, dies ein ebenſo gebieteriſches Geſetz i
als wenn eine Frau geſagt hat: ich will!"

Die Königin ſtieß einen heftigen Schrei aus, faß den Cardinal bei ſeinem Spitzenärmel und rief m einer zitternden Stimme:

„Sprechen Sie geſchwinde, mein Herr. Ich ha geſagt: Ich will nicht mehr; und ich hatte geſag Ich will. Wem habe ich das Eine, wem habe i das Andere geſagt?"

„Mir Beides."

„Ihnen?"

„Vergeſſen Sie, daß Sie das Eine geſagt, i werde nicht vergeſſen, daß Sie das Andere geſagt haben

„Sie ſind ein Elender, Herr von Rohan, Sie ſi ein Lügner."

„Ich!"

„Sie ſind ein Verräther, Sie beleidigen d Königin."

„Und Sie, Sie ſind eine Frau ohne Herz, ei Königin ohne Treue."

„Unglücklicher!"

„Sie haben mich ſtufenweiſe dazu gebracht, d ich eine tolle Liebe für Sie faßte. Sie ließen mi Hoffnungen nähren . . ."

„Hoffnungen! Mein Gott! Bin ich eine Wah ſinnige? Iſt er ein Ruchloſer?"

„Hätte ich es je gewagt, mir die nächtlichen A dienzen von Ihnen zu erbitten, die Sie mir bewilligten

Die Königin gab ein Wuthgeſchrei von ſich, wora ein Kreiſchen im Nebenzimmer antwortete.

„Würde ich," fuhr Herr von Rohan fort, „wür ich es gewagt haben, allein in den Park von Verſaill zu kommen, hätten Sie nicht Frau von La Mothe mir geſchickt?"

„Mein Gott!"

„Hätte ich es gewagt, den Schlüſſel zu ſtehlen, d die Thüre der Jägermeiſterei öffnet?"

„Mein Gott!“

„Hätte ich es gewagt, Sie zu bitten, mir dieſe Roſe hier zu bringen! Eine angebetete Roſe! eine verfluchte Roſe! eine unter meinen Küſſen verdorrte, verſengte Roſe!“

„Mein Gott!“

„Habe ich Sie genöthigt, am andern Tage herabzukommen und mir Ihre beiden Hände zu geben, deren Duft unabläſſig mein Gehirn verzehrt und mich wahnſinnig machte? Sie haben Recht mit Ihren Vorwürfen!“

„Oh! genug! genug!“

„Hätte ich es endlich in meinem wüthendſten Stolze gewagt, mir jene dritte Nacht mit dem weißen Himmel, mit dem ſüßen Schweigen, mit der treuloſen Liebe zu träumen!“

„Mein Herr! mein Herr!“ rief die Königin, vor dem Cardinal zurückweichend, „Sie blasphemiren!“

„Mein Gott!“ ſprach der Cardinal, die Augen zum Himmel aufſchlagend, „Du weißt, ob ich, um fortwährend von dieſer betrügeriſchen Frau geliebt zu werden, meine Güter, meine Freiheit, mein Leben hingegeben hätte!“

„Mein Herr, wenn Sie dies Alles behalten wollen, ſo werden Sie hier auf der Stelle ſagen, daß Sie mich zu Grunde zu richten ſuchen; daß Sie alle dieſe Abſcheulichkeiten erfunden haben; daß Sie nicht in der Nacht nach Verſailles gekommen ſind . . .“

„Ich bin dahin gekommen,“ erwiederte hochherzig der Cardinal.

„Sie ſind ein Mann des Todes, wenn Sie dieſe Sprache behaupten.“

„Ein Rohan lügt nicht. Ich bin dahin gekommen.“

„Herr von Rohan, Herr von Rohan, im Namen des Himmels, ſagen Sie, Sie haben mich nicht im Parke geſehen . . .“

„Ich werde ſterben, wenn es ſein muß, wie Sie mich ſo eben bedrohten; aber ich habe nur Sie im

Parke von Verſailles geſehen, wohin mich Frau von La Mothe führte."

„Noch ein Mal," rief die Königin leichenbleich und zitternd, „nehmen Sie zurück?"

„Nein!"

„Zum zweiten Male, ſagen Sie, Sie haben dieſe Schändlichkeit gegen mich angezettelt!"

„Nein!"

„Zum letzten Male, Herr von Rohan, geſtehen Sie zu, daß man Sie ſelbſt getäuſcht haben kann, daß dies Alles eine Verleumdung, ein Traum, die Unmöglichkeit, ich weiß nicht was, war; aber geſtehen Sie, daß ich unſchuldig bin, daß ich es ſein kann?"

„Nein."

Die Königin erhob ſich furchtbar und feierlich und ſprach:

„Sie werden es alſo mit der Gerechtigkeit des Königs zu thun haben, da Sie die Gerechtigkeit Gottes verwerfen."

Der Cardinal verbeugte ſich, ohne ein Wort zu ſagen.

Die Königin läutete ſo heftig, daß mehrere von ihren Frauen zugleich eintraten.

„Man melde Seiner Majeſtät, ich bitte ihn, er möge mir die Ehre erweiſen, zu mir zu kommen," ſprach ſie, indem ſie ſich die Lippen trocknete.

Der Befehl wurde ſogleich vollzogen. Zu Allem entſchloſſen, blieb der Cardinal unerſchrocken in einer Ecke des Zimmers.

Marie Antoinette ging zehnmal zu der Thüre des Boudoir, ohne einzutreten, als ob ſie zehnmal, nachdem ſie dieſelbe verloren, ihre Vernunft vor dieſer Thüre wiederfände.

Es waren nicht zehn Minuten in dieſem furchtbaren Scenenwechſel vergangen, als der König, die Hand in ſeinem Spitzenjabot, auf der Schwelle erſchien.

Man ſah immer noch in der Tiefe der Gruppe außen die angſtvolle Miene von Böhmer und Boſſange, die den Sturm witterten.

LXXVII.

Die Verhaftung.

Kaum erſchien der König auf der Schwelle des Cabinets, als ihn die Königin mit einer außerordentlichen Geläufigkeit anrief.

„Sire," ſagte ſie, „der Herr Cardinal von Rohan hier ſagt ganz unglaubliche Dinge; wollen Sie ihn bitten, Ihnen dieſelben zu wiederholen."

Bei dieſen unerwarteten Worten, bei dieſer plötzlichen Anrede erbleichte der Cardinal. Die Lage war in der That ſo ſeltſam, daß der Prälat zu begreifen aufhörte. Konnte er, der angebliche Liebhaber, ſeinem König wiederholen, konnte er, der ehrerbietige Unterthan, erklären, was er Alles an Rechten auf die Königin und auf die Frau zu haben glaubte?

Doch der König wandte ſich an den Cardinal, der in ſeine Betrachtungen verſunken war, und ſagte:

„Nicht wahr, in Betreff eines gewiſſen Halsbands, mein Herr, haben Sie mir unglaubliche Dinge zu ſagen und habe ich unglaubliche Dinge zu hören? Sprechen Sie alſo!"

Herr von Rohan faßte auf der Stelle ſeinen Entſchluß; von zwei Schwierigkeiten würde er die geringſte wählen, von zwei Angriffen würde er den für den König und die Königin ehrenvollſten über ſich nehmen, und ſollte man ihn unkluger Weiſe in die zweite Gefahr verſetzen, nun denn! dann würde er wie ein muthiger Mann, wie ein beherzter Ritter daraus hervorgehen.

„In Betreff des Halsbands, ja, Sire," mur melte er.

„Aber, mein Herr," ſagte der König. „Sie habe alſo das Halsband gekauft?"

„Nein . . ."

„Ja oder nein?" rief Marie Antoinette.

Der Cardinal ſchaute die Königin an und an wortete nicht.

„Ja oder nein?" wiederholte ſie. „Die Wahrhei mein Herr, die Wahrheit; man verlangt von Ihne nichts Anderes."

Herr von Rohan wandte den Kopf ab und erwi derte nichts.

„Da Herr von Rohan nicht antworten will, an worten Sie, Madame," ſprach der König, „Sie müſſe etwas von dem Allem wiſſen. Haben Sie dieſes Hal band gekauft, ja oder nein?"

„Nein!" ſagte die Königin mit Kraft.

Herr von Rohan bebte.

„Das iſt das Wort einer Königin!" rief feierli der König; „haben Sie wohl darauf Acht, Her Cardinal."

Herr von Rohan ließ ein Lächeln der Verachtun über ſeine Lippen gleiten.

„Sie ſagen nichts!" rief der König.

„Worüber klagt man mich an?"

„Die Juweliere ſagen, ſie haben ein Halsban verkauft, an Sie oder an die Königin. Sie zeige einen Schein von Ihrer Majeſtät."

„Der Schein iſt falſch!" ſprach die Königin.

„Die Juweliere," fuhr der König fort, „behaupten in Ermangelung der Königin ſei ihnen Bürgſchaft dur Verbindlichkeiten geleiſtet worden, die Sie übernomme haben, Herr Cardinal."

„Ich weigere mich nicht, zu bezahlen," ſprach de Cardinal. „Es muß dies die Wahrheit ſein, da e die Königin ſagen läßt."

Und ein zweiter Blick, noch verachtender als der erste, schloß seinen Satz und seinen Gedanken.

Die Königin schauerte. Diese Verachtung des Cardinals war für sie keine Beleidigung, da sie dieselbe nicht verdiente, sondern das mußte die Rache eines ehrlichen Mannes sein, und darüber erschrak sie.

„Mein Herr Cardinal," sagte der König, „es bleibt nichtsdestoweniger in dieser Sache eine Fälschung, welche die Unterschrift der Königin von Frankreich gefährdet hat."

„Eine andere Fälschung!" rief die Königin, „und kann das einem Edelmann beigemessen werden? Diese ist es, welche behauptet, die Juweliere haben das Halsband zurückerhalten."

„Es steht der Königin frei, mir die beiden Fälschungen zuzuschreiben," sprach Herr von Rohan mit demselben Ton, „ob man eine gemacht, ob man zwei fabricirt hat, worin liegt der Unterschied?"

Die Königin wäre vor Entrüstung beinahe losgebrochen, der König hielt sie durch eine Geberde zurück.

„Nehmen Sie sich in Acht," sagte er zu dem Cardinal, „Sie erschweren Ihre Lage, mein Herr. Ich sage, rechtfertigen Sie sich, und Sie sehen aus, als klagten Sie an."

Der Cardinal dachte einen Augenblick nach; dann, als erläge er unter der Wucht der geheimnißvollen Verleumdung, die seine Ehre zusammenpreßte, rief er:

„Mich rechtfertigen . . . unmöglich!"

„Mein Herr, es sind Leute da, welche sagen, es sei ihnen ein Halsband gestohlen worden; indem Sie sich anheischig machen, zu bezahlen, gestehen Sie zu, daß Sie schuldig . . ."

„Wer wird es glauben?" versetzte der Cardinal mit stolzer Verachtung.

„Dann, mein Herr, wenn Sie nicht annehmen, daß man dies glaube, wird man doch glauben . . ."

Und ein Beben des Zorns verstörte das gewöhnlich so freundliche Gesicht des Königs.

„Sire," erwiederte der Cardinal, „ich weiß nicht von dem, was man sagt; ich weiß nichts von dem was geschieht; ich kann nur versichern, daß ich das Halsband nicht gehabt habe; ich weiß nur, daß die Diamanten in der Gewalt von Jemand sind, der sich nennen sollte, der es nicht will, und der mich nöthigt, ihm das Wort der Schrift zu sagen: Das Böse falle auf das Haupt dessen, der es begangen hat."

Bei diesen Worten machte die Königin eine Bewegung, um den Arm des Königs zu nehmen. Doch dieser sagte zu ihr:

„Die Streitigkeit findet zwischen Ihnen und ihm statt. Ich frage Sie zum letzten Male: haben Sie das Halsband?"

„Nein! bei der Ehre meiner Mutter! beim Leben meines Sohnes!" antwortete Marie Antoinette.

Voll Freude nach dieser Erklärung, wandte sich der König gegen den Cardinal und sprach:

„Dann ist es eine Angelegenheit zwischen den Gerichten und Ihnen, mein Herr... wenn Sie es nicht etwa vorziehen, es meiner Gnade anheimzustellen."

„Die Gnade der Könige ist für die Schuldigen gemacht, Sire," antwortete der Cardinal; „ich ziehe ihr die Gerechtigkeit der Menschen vor."

„Sie wollen nichts gestehen?"

„Ich habe nichts zu sagen."

„Aber, mein Herr," rief die Königin, „Ihr Schweigen läßt meine Ehre im Spiel!"

Der Cardinal schwieg.

„Wohl denn!" fuhr die Königin fort, „ich werde nicht schweigen; dieses Stillschweigen verwundet mich; es bezeigt eine Großmuth, die ich nicht haben will. Erfahren Sie, Sire, daß das ganze Verbrechen des Herrn Cardinals nicht in dem Verkaufen oder Stehlen des Halsbands besteht."

von Rohan erhob das Haupt und erbleichte.
ſoll das bedeuten?“ fragte der König unruhig.
ame!...“ murmelte der Cardinal erſchrocken.
keine Rückſicht, keine Furcht, keine Schwäche
den Mund verſchließen, ich habe hier in
erzen Beweggründe, die mich veranlaſſen
meine Unſchuld auf einem öffentlichen Platze
.“
Unſchuld!“ entgegnete der König. „Wer
aeſſen oder ſchändlich genug, Eure Majeſtät
n, dieſes Wort auszuſprechen!“
flehe Sie an, Madame!“ ſagte der Cardinal.
Sie fangen an zu zittern. Ich hatte alſo
athen, Ihre Komplotte lieben die Dunkelheit!
lichten Tag! Sire, fordern Sie den Herrn
auf, Ihnen zu ſagen, was er mir ſo eben auf
atze geſagt hat.“
ame! Madame!“ rief Herr von Rohan,
Sie ſich in Acht, Sie überſchreiten die

beliebt?“ entgegnete der König voll Stolz.
icht ſo mit der Königin? Ich denke, nicht ich.“
iſt es gerade,“ ſagte Marie Antoinette.
r Cardinal ſpricht ſo zur Königin, weil er
dazu zu haben glaubt.“
, mein Herr!“ murmelte der König, der
ich geworden.
“ rief die Königin mit Verachtung, „er!“
Herr Cardinal hat wohl Beweiſe?“ fragte
g, indem er einen Schritt auf den Prinzen

r von Rohan hat Briefe, wie er behauptet!“
e Königin.
rechen Sie, mein Herr!“ rief der König.
Briefe!“ rief die Königin voll Heftigkeit.
ieſe.“

Und ein Beben des Zorns verstörte das gewöhnlich so freundliche Gesicht des Königs.

„Sire," erwiederte der Cardinal, „ich weiß nichts von dem, was man sagt; ich weiß nichts von dem, was geschieht; ich kann nur versichern, daß ich das Halsband nicht gehabt habe; ich weiß nur, daß die Diamanten in der Gewalt von Jemand sind, der sich nennen sollte, der es nicht will, und der mich nöthigt, ihm das Wort der Schrift zu sagen: Das Böse falle auf das Haupt dessen, der es begangen hat."

Bei diesen Worten machte die Königin eine Bewegung, um den Arm des Königs zu nehmen. Doch dieser sagte zu ihr:

„Die Streitigkeit findet zwischen Ihnen und ihm statt. Ich frage Sie zum letzten Male: haben Sie das Halsband?"

„Nein! bei der Ehre meiner Mutter! beim Leben meines Sohnes!" antwortete Marie Antoinette.

Voll Freude nach dieser Erklärung, wandte sich der König gegen den Cardinal und sprach:

„Dann ist es eine Angelegenheit zwischen den Gerichten und Ihnen, mein Herr... wenn Sie es nicht etwa vorziehen, es meiner Gnade anheimzustellen."

„Die Gnade der Könige ist für die Schuldigen gemacht, Sire," antwortete der Cardinal; „ich ziehe ihr die Gerechtigkeit der Menschen vor."

„Sie wollen nichts gestehen?"

„Ich habe nichts zu sagen."

„Aber, mein Herr," rief die Königin, „Ihr Schweigen läßt meine Ehre im Spiel!"

Der Cardinal schwieg.

„Wohl denn!" fuhr die Königin fort, „ich werde nicht schweigen; dieses Stillschweigen verwundet mich; es bezeigt eine Großmuth, die ich nicht haben will. Erfahren Sie, Sire, daß das ganze Verbrechen des Herrn Cardinals nicht in dem Verkaufen oder Stehlen des Halsbands besteht."

r von Rohan erhob das Haupt und erbleichte.
as ſoll das bedeuten?“ fragte der König unruhig.
adame!...“ murmelte der Cardinal erſchrocken.
h! keine Rückſicht, keine Furcht, keine Schwäche
ir den Mund verſchließen, ich habe hier in
Herzen Beweggründe, die mich veranlaſſen
, meine Unſchuld auf einem öffentlichen Platze
fen.“
hre Unſchuld!“ entgegnete der König. „Wer
ermeſſen oder ſchändlich genug, Eure Majeſtät
igen, dieſes Wort auszuſprechen!“
ch flehe Sie an, Madame!“ ſagte der Cardinal.
h! Sie fangen an zu zittern. Ich hatte alſo
errathen, Ihre Komplotte lieben die Dunkelheit!
n lichten Tag! Sire, fordern Sie den Herrn
al auf, Ihnen zu ſagen, was er mir ſo eben auf
Platze geſagt hat.“
Madame! Madame!“ rief Herr von Rohan,
n Sie ſich in Acht, Sie überſchreiten die
n.“
Sie beliebt?“ entgegnete der König voll Stolz.
ſpricht ſo mit der Königin? Ich denke, nicht ich.“
Das iſt es gerade,“ ſagte Marie Antoinette.
Herr Cardinal ſpricht ſo zur Königin, weil er
echt dazu zu haben glaubt.“
Sie, mein Herr!“ murmelte der König, der
bleich geworden.
Er!“ rief die Königin mit Verachtung, „er!“
Der Herr Cardinal hat wohl Beweiſe?“ fragte
nig, indem er einen Schritt auf den Prinzen

Herr von Rohan hat Briefe, wie er behauptet!“
die Königin.
Sprechen Sie, mein Herr!“ rief der König.
Die Briefe!“ rief die Königin voll Heftigkeit.
Briefe.“

Der Cardinal fuhr mit der Hand über seine
den Schweiß eiskalte Stirne und schien Gott zu fr
wie er im Geschöpfe so viel Falschheit und Bos
habe bilden können. Doch er schwieg.

„Oh! das ist noch nicht Alles!“ fuhr die Kö
fort, die sich allmälig gerade unter dem Einfluß
Großmuth belebte. „Der Herr Cardinal hat Rende
erhalten.“

„Madame, haben Sie Mitleid!“ rief der Kö

„Haben Sie Scham!“ sagte der Cardinal.

„Kurz, mein Herr,“ sprach die Königin, „
Sie nicht der letzte der Menschen sind, wenn Sie
auf dieser Welt für heilig halten . . . Sie haben
weise, liefern Sie dieselben.“

Herr von Rohan erhob langsam das Haupt
erwiederte:

„Nein, Madame, ich habe keine.“

„Sie werden nicht dieses Verbrechen den andern
gen,“ fuhr die Königin fort, „Sie werden nicht Sch
auf Schmach auf mich häufen. Sie haben einen Mi
helfer, einen Genossen, einen Zeugen bei dem H
nennen Sie ihn oder sie.“

„Wer ist es denn?“ fragte der König.

„Frau von La Mothe, Sire,“ antwortete
Königin.

„Oh!“ sprach der König, als er sah, daß
vorgefaßte Meinung gegen Jeanne sich endlich rec
tigte; „oh! so ist es. Nun denn! man suche diese
man befrage sie.“

„Oh! ja wohl!“ rief die Königin, „sie ist
schwunden. Fragen Sie diesen Herrn, was er mi
gemacht hat. Er hatte ein zu großes Interesse d
daß sie nicht mehr in der Sache betheiligt war.“

„Andere, die ein noch größeres Interesse
halten, als ich, werden sie haben verschwinden la
erwiederte der Cardinal.

„Aber, mein Herr,“ sagte die Königin voll

„da Sie unſchuldig ſind, helfen Sie uns die Schuldigen finden.“

Doch der Cardinal, nachdem er einen letzten Blick geſchleudert, drehte den Rücken und kreuzte die Arme.

„Mein Herr,“ ſprach der beleidigte König, „Sie werden ſich in die Baſtille begeben.“

„So gekleidet?“ entgegnete er, „in meinem prieſterlichen Gewande? vor dem ganzen Hofe? Wollen Sie bedenken, Sire, das Aergerniß iſt ungeheuer. Es wird nur um ſo ſchwerer für das Haupt ſein, auf welches es einſt fällt.“

„Ich will es ſo,“ ſprach der König ſehr aufgeregt.

„Das iſt ein ungerechter Schmerz, den Sie vor der Zeit einen Prälaten ausſtehen laſſen, Sire, und die Folter vor der Anklage, das iſt nicht geſetzlich.“

„Es muß ſo ſein,“ ſprach der König, indem er die Thüre des Gemachs öffnete, um mit den Augen Jemand zu ſuchen, dem er ſeinen Befehl ertheilen könnte.

Herr von Breteuil war da, ſeine gierigen Augen hatten in der Exaltation der Königin, in der Aufregung des Königs, in der Haltung des Cardinals den Untergang eines Feindes errathen.

Der König hatte nicht ſo bald leiſe mit ihm zu ſprechen aufgehört, als der Siegelbewahrer, ſich die Functionen des Kapitäns der Garde anmaßend, mit einer donnernden Stimme, welche bis in den Hintergrund der Gallerien wiederhallte, ausrief:

„Verhaftet den Herrn Cardinal!“

Herr von Rohan bebte. Das Gemurmel, das er hinter den Gewölben hörte, die Bewegung der Höflinge, das raſche Erſcheinen der Leibwachen gaben dieſer Scene einen Charakter finſterer Vorbedeutung.

Der Cardinal ging an der Königin vorbei, ohne ihn zu grüßen, was das Blut der ſtolzen Fürſtin kochen machte. Er verbeugte ſich ſehr demüthig vor dem König und nahm, als er an Herrn von Breteuil vorkam, einen ſo geſchickt nuancirten Ausdruck des

Mitleids an, daß der Baron glauben mußte, er ha
ſich nicht genug gerächt.

Ein Lieutenant von der Leibwache trat ſchüchte
auf den Cardinal zu und ſchien von ihm die Beſtät
gung des Befehls zu fordern, den er gehört hatte.

„Ja, mein Herr," ſagte Herr von Rohan, „ja, i
bin verhaftet."

„Sie werden den Herrn in ſein Zimmer führ
und erwarten, was ich während der Meſſe beſchließe
ſprach der König unter einer Todesſtille.

Der König blieb, bei geöffneten Thüren, allein-b
der Königin, während der Cardinal, dem der Lieutena
von der Leibwache, den Hut in der Hand, voranſchri
ſich langſam durch die Gallerie entfernte.

„Madame," ſprach der König keuchend, denn
hatte nur mit großer Mühe an ſich gehalten, „S
wiſſen, daß dies auf ein öffentliches Urtheil, das heiß
auf ein Aergerniß hinausläuft, unter dem die Ehre d
Schuldigen fallen wird."

„Meinen Dank!" rief die Königin, voll Innigke
dem König die Hände drückend; „Sie haben das einzi
Mittel, mich zu rechtfertigen, gewählt."

„Sie danken mir!"

„Von ganzer Seele. Sie haben als König geha
delt, ich als Königin; glauben Sie mir!"

„Es iſt gut," erwiederte der König, von der le
haftesten Freude erfüllt. „Wir werden endlich Genu
thuung für alle dieſe Gemeinheiten erhalten. S
einmal für allemal die Schlange durch Sie und du
mich zertreten, dann werden wir hoffentlich ruh
leben."

Er küßte die Königin auf die Stirne und kehr
in ſeine Gemächer zurück.

Am Ende der Gallerie hatte Herr von Roh
Böhmer und Boſſange gefunden, die einander ha
ohnmächtig in den Armen lagen. Dann, einige Schrit
davon, erblickte der Cardinal ſeinen Läufer, de

erſchrocken über dieſes Unglück, auf einen Blick ſeines Herrn lauerte.

„Mein Herr," ſagte der Cardinal zu dem Officier, der ihn führte, „den ganzen Tag hier zubringend werde ich viele Menſchen in Unruhe verſetzen; kann ich nicht meinem Hauſe verkündigen, daß ich verhaftet bin?"

„Oh! Monſeigneur, unter der Vorausſetzung, daß Sie Niemand ſieht," erwiederte der junge Officier.

Der Cardinal dankte, dann ſprach er ein paar Worte deutſch mit ſeinem Läufer und ſchrieb einige Zeilen auf ein Blatt Papier, das er aus einem Meßbuche riß.

Und hinter dem Officier, welcher lauerte, um nicht überraſcht zu werden, rollte der Cardinal das Blatt zuſammen und ließ es fallen.

„Ich folge Ihnen, mein Herr," ſagte er zu dem Officier.

Sie verſchwanden in der That Beide.

Der Läufer warf ſich auf das Papier, wie ein Geier auf ſeine Beute, eilte aus dem Schloſſe, ſchwang ſich auf ſein Pferd und entfloh gegen Paris.

Der Cardinal konnte ihn durch eines von den Fenſtern der Treppe, die er mit ſeinem Führer hinabſtieg, auf den Feldern ſehen.

„Sie ſtürzt mich in's Verderben," murmelte er, „ich rette ſie! Für Sie, mein König, handle ich; um Deinetwillen, mein Gott, der Du den Beleidigern zu verzeihen befiehlſt, um Deinetwillen vergebe ich den Andern . . . Vergib mir!"

LXXVIII.

Die Protocolle.

Kaum war der König ganz glücklich in
mach zurückgekehrt, kaum hatte er den Befehl
von Rohan in die Baſtille zu führen, unte
als der Graf von Provence erſchien, der be
Eintritt in das Cabinet Herrn von Breteuil
machte, die dieſer, trotz ſeiner Ehrfurcht un
guten Willens, nicht verſtehen konnte.

Doch nicht an den Siegelbewahrer wa
Zeichen gerichtet; der Prinz vervielfältigte ſe
Abſicht, die Aufmerkſamkeit des Königs, der,
er ſeinen Befehl abfaßte, in den Spiegel ſah,
zu ziehen.

Der Prinz verfehlte ſeinen Zweck nicht, d
erblickte die Zeichen und fragte ſeinen Bruder,
er Herrn von Breteuil weggeſchickt hatte:

„Warum machten Sie Herrn von Breteuil
„Oh! Sire..."

„Dieſe Lebhaftigkeit der Geberden, dieſe g
Miene haben etwas zu bedeuten?"

„Allerdings, aber ..."

„Es ſteht Ihnen frei, nicht zu ſprech
Bruder," verſetzte der König mit einer gereizte

„Sire, ich habe ſo eben die Verhaftung d
Cardinals von Rohan erfahren."

„Nun! in welcher Hinſicht, mein Brud
dieſe Nachricht eine ſolche Aufregung bei Ihn
ſachen? Scheint Ihnen Herr von Rohan nicht
Habe ich Unrecht, ſelbſt den Mächtigen zu ſch

„Unrecht? nein, mein Bruder, Sie ha
Unrecht. Das iſt es nicht, was ich ſagen wil

„Ich hätte mich ſehr gewundert, Herr
Provence, wenn Sie den Proceß gegen die

einen Menſchen gewinnen ließen, der ſie zu entehren ſucht. Ich bin ſo eben bei der Königin geweſen, mein Bruder, ein Wort von ihr hat genügt . . .“

„Oh! Sire, Gott ſoll mich behüten, daß ich die Königin anklage, das wiſſen Sie wohl. Ihre Majeſtät ... meine Schwägerin hat keinen ergebeneren Freund, als mich. Wie oft iſt es mir im Gegentheil geſchehen, daß ich ſie vertheidigt habe, und zwar, es ſei dies ohne Vorwurf geſagt, ſogar gegen Sie.“

„Wahrhaftig, mein Bruder, klagt man ſie denn ſo oft an?“

„Ich habe Unglück, Sire; Sie packen mich bei jedem von meinen Worten . . . Ich wollte nur ſagen, die Königin ſelbſt würde mir nicht glauben, wenn ich an ihrer Unſchuld zu zweifeln ſchiene.“

„So ſpenden Sie ſich mit mir Beifall zu der Demüthigung, die ich den Cardinal erdulden laſſe, zu dem Proceß, der daraus hervorgehen muß, zu dem Aergerniß, das allen den Verleumdungen ein Ziel ſtecken ſoll, die man ſich gegen eine einfache Frau von Hofe nicht erlauben würde, während Jeder ſich zum Echo derſelben zu machen wagt, weil die Königin, wie ſie ſagen, über allen dieſen Erbärmlichkeiten ſtehe.“

„Ja, Sire, ich billige ganz und gar das Benehmen Eurer Majeſtät, und ich ſage, in Betreff des Halsbandes gehe Alles auf's Beſte.“

„Bei Gott! mein Bruder, nichts kann klarer ſein. Sieht man nicht von hier Herrn von Rohan ſich der vertrauten Freundſchaft der Königin rühmen, in ihrem Namen einen Handel für Diamanten abſchließen, die ſie ausgeſchlagen, und ſagen laſſen, dieſe Diamanten ſeien von der Königin oder bei der Königin genommen worden ... das iſt ungeheuerlich und, wie ſie bemerkte: was würde man ſagen, wenn ich Herrn von Rohan zum Theilnehmer bei dieſem geheimnißvollen Handel hätte?“

„Sire!“

„Und dann wiſſen Sie nicht, mein Bruder, daß nie eine Verleumdung auf halbem Wege ſtehen geblieben iſt, daß die Leichtfertigkeit von Herrn von Rohan die Königin compromittirt, daß die Erzählung dieſer Leichtfertigkeiten ſie entehrt?“

„Oh! ja, mein Bruder, ja, Sie haben ſehr Recht gehabt, was die Angelegenheit mit dem Halsbande betrifft.“

„Nun!“ fragte der König erſtaunt, „gibt es noch eine andere Angelegenheit?“

„Sire . . . die Königin mußte Ihnen ſagen . . .“

„Mir ſagen . . . was denn?“

„Sire, Sie wollen mich in Verlegenheit bringen, die Königin muß Ihnen nothwendig geſagt haben . . .“

„Was denn, mein Herr? was denn?“

„Sire . . .“

„Ah! die Prahlereien von Herrn von Rohan? ſein abſichtliches Schweigen, der vorgebliche Briefwechſel?“

„Nein, Sire, nein.“

„Was alſo? die Unterredungen, welche die Königin Herrn von Rohan in der fraglichen Halsbandſache bewilligt haben ſoll?“

„Nein Sire, das iſt es nicht.“

„Ich weiß nur ſo viel,“ ſprach der König, „daß ich zu der Königin ein unbegrenztes Vertrauen habe, welches ſie durch den Adel ihres Charakters verdient. Es war Ihrer Majeſtät leicht, nichts von dem, was vorgeht, zu ſagen. Es war ihr leicht, zu bezahlen oder Andere bezahlen zu laſſen, zu bezahlen oder ſagen zu laſſen; die Königin, die dieſe Geheimniſſe, welche zu Aergerniſſen wurden, plötzlich im Laufe aufhielt, hat mir bewieſen, daß ſie an mich appellire, ehe ſie an das ganze Publikum appelliren würde. Mich hat die Königin rufen laſſen, mir wollte ſie die Sorge, ihre Ehre zu rächen, anvertrauen. Sie hat mich zum Beichtiger, zum Richter genommen, die Königin hat mir folglich Alles geſagt.“

„Nun wohl," erwiederte der Graf von Provence, ninder verlegen, als er es hätte ſein ſollen, weil er ühlte, daß die Ueberzeugung des Königs weniger feſt var, als er dies zur Schau ſtellen wollte, „Sie machen ibermals meiner Freundſchaft, meiner Ehrfurcht für ie Königin, meine Schwägerin, den Proceß; wenn Sie gegen mich mit dieſer Empfindlichkeit verfahren, o werde ich Ihnen nichts mehr ſagen, denn ich, der ch vertheidige, muß befürchten, für einen Feind oder inen Ankläger gehalten zu werden. Und dennoch ſehen Sie, wie ſehr Sie ſich in dieſer Hinſicht gegen die Logik verfehlen. Die Bekenntniſſe der Königin haben Sie ſchon dahin geführt, daß Sie eine Wahrheit finden, ie meine Schwägerin vertheidigt. Warum wollten Sie nicht, daß man in Ihren Augen andere Klarheiten länzen ließe, die noch viel mehr geeignet wären, die anze Unſchuld unſerer Königin zu offenbaren?"

„Mein Bruder," erwiederte der König verlegen, „Sie beginnen immer mit Umſchweifen und Krümmungen, in denen ich mich verliere."

„Oratoriſche Vorſichtsmaßregeln, mein Bruder, in Ermangelung von Wärme. Ach! ich bitte Eure Majeſtät um Verzeihung, es iſt das ein Erziehungsfehler bei mir. Cicero hat mich verdorben."

„Mein Bruder, Cicero iſt immer nur trübe, wenn er eine ſchlimme Sache vertheidigt; Sie haben eine gute, ſeien Sie um der Liebe Gottes willen klar."

„Mich in meiner Sprechweiſe kritiſiren heißt mich zum Stillſchweigen verurtheilen."

„Ah! ja, irritabile genus rhetorum, das ſogleich in Hitze geräth," rief der König, bethört durch dieſes verſchmitzte Weſen des Grafen von Provence, „zur Sache, Advocat, zur Sache! was wiſſen Sie mehr, als mir die Königin geſagt hat?"

„Mein Gott! Sire, Nichts und Alles. Erörtern wir zuerſt das, was die Königin geſagt hat."

„Die Königin hat mir gesagt, sie besitze das Halsband nicht.“

„Gut.“

„Sie hat mir gesagt, sie habe den Schein der Juweliere nicht unterzeichnet.“

„Gut.“

„Sie hat mir gesagt, Alles, was sich auf eine Anordnung mit Herrn von Rohan beziehe, sei eine von ihren Feinden erfundene Unwahrheit.“

„Sehr gut, Sire.“

„Sie behauptet endlich, nie habe sie Herrn von Rohan das Recht gegeben, zu glauben, er sei mehr, als einer ihrer Unterthanen, mehr, als ein Gleichgültiger, mehr, als ein Unbekannter.“

„Ah! . . . sie hat das gesagt?“

„Und zwar mit einem Tone, der keine Erwiederung zuließ, denn der Cardinal hat nichts erwiedert.“

„Somit, Sire, da der Cardinal nichts erwiederte, bekennt er sich als Lügner, und durch diesen Widerruf gibt er anderen Gerüchten Recht, welche über gewisse von der Königin gewissen Personen zugestandene Bevorzugungen im Umlauf sind.“

„Ei, mein Gott! was denn noch?“ rief der König entmuthigt.

„Etwas ganz Albernes, wie Sie sehen werden. Sobald erwiesen ist, daß Herr von Rohan nicht mit der Königin spazieren gegangen . . .“

„Wie!“ sprach der König, „man sagt, Herr von Rohan sei mit der Königin spazieren gegangen?“

„Was durch die Königin selbst, Sire, und durch die Widerrufung von Herrn von Rohan völlig Lügen gestraft worden ist; doch sobald sich dies erwiesen hat, mußte man, wie Sie wohl begreifen, suchen — die Bosheit hat sich dessen auch nicht enthalten — wie es komme, daß die Königin bei Nacht im Parke von Versailles spazieren gegangen.“

„Bei Nacht! im Parke von Verſailles! ... die Königin? ..."

„Und mit wem ſie ſpazieren gegangen," fuhr kalt der Graf von Provence fort.

„Mit wem? ..." murmelte der König.

„Gewiß ... ſind nicht Aller Augen auf das gerichtet, was eine Königin thut? ſind dieſe Augen, die der Glanz des Tages oder der Glanz der Majeſtät nie blendet, nicht noch viel ſcharfſichtiger, wenn es ſich darum handelt, in der Nacht zu ſehen?"

„Aber, mein Bruder, nehmen Sie ſich in Acht. Sie ſagen da ſchändliche Dinge."

„Sire, ich wiederhole, und ich wiederhole mit einer ſolchen Entrüſtung, daß ich, deſſen bin ich ſicher, Eure Majeſtät zur Entdeckung der Wahrheit antreiben werde."

„Wie, mein Herr! man ſagt, die Königin ſei bei Nacht, in Geſellſchaft ... im Parke von Verſailles ſpazieren gegangen!"

„Nicht in Geſellſchaft, Sire, mit einer Perſon allein ... Oh! wenn man ſagte, in Geſellſchaft, dann wäre es nicht der Mühe werth, daß wir darauf achteten."

Der König brach plötzlich los:

„Sie werden mir beweiſen, was Sie wiederholen, und zu dieſem Ende beweiſen Sie, was man geſagt hat."

„Oh! das iſt zu leicht," erwiederte Herr von Provence. „Es ſind vier Zeugniſſe da: das erſte iſt das meines Jagdkapitäns, der die Königin zwei Tage, oder vielmehr zwei Nächte hintereinander aus dem Parke von Verſailles durch die Thüre der Jägermeiſterei hat herausgehen ſehen; hier iſt der Titel, er iſt mit ſeiner Unterſchrift verſehen, leſen Sie."

Der König nahm zitternd das Papier, las es und gab es dann ſeinem Bruder zurück.

„Sie werden ein intereſſanteres ſehen, Sire: es iſt von dem Nachtwächter, der in Trianon aufgeſtellt iſt,

erklärt, die Nacht ſei gut geweſen, ein Schuß ſei gefallen, ohne Zweifel von Wildſchützen im Walde von Vitry; in den Parken ſei es ruhig geblieben, ausgenommen an dem Tag, an welchem die Königin mit einem Cavalier, dem ſie den Arm gegeben, ſpazieren gegangen. Sehen Sie, das Protocoll iſt ausführlich."

Der König las abermals, ſchauerte und ließ ſeine Arme an ſeinem Leib herabfallen.

„Der dritte Zeuge," fuhr unſtörbar der Herr Graf von Provence fort, „iſt ein Portier vom Oſtthor. Dieſer Mann hat die Königin geſehen und erkannt, in dem Augenblick, wo ſie durch die Thüre der Jägermeiſterei herauskam. Er ſagt, wie die Königin gekleidet geweſen, ſehen Sie, Sire; er ſagt auch, von fern habe er den Cavalier, der Ihre Majeſtät gerade verlaſſen, nicht zu erkennen vermocht, doch ſeiner Haltung nach habe es ihm geſchienen, es ſei ein Officier geweſen. Dieſes Protocoll iſt unterzeichnet. Er fügt etwas Intereſſantes bei, nämlich, die Anweſenheit der Königin könne nicht in Zweifel gezogen werden, weil Ihre Majeſtät von Frau von La Mothe, einer Freundin der Königin, begleitet geweſen ſei."

„Einer Freundin der Königin!" rief wüthend der König. „Ja, es ſteht hier ſo, Freundin der Königin!"

„Seien Sie deshalb einem ehrlichen Diener nicht böſe, Sire, er kann nur eines Uebermaßes von Eifer beſchuldigt werden, er iſt beauftragt, zu hüten, zu hütet, zu wachen, und wacht.

„Der letzte," fuhr der Graf von Provence fort, „ſcheint mir der klarſte von allen. Er iſt vom Schloßmeiſter beauftragt, nachzuſehen, ob alle Thüren, Thore, nachdem man Retraite geſchlagen, gut geſchloſſen ſeien. Dieſer Mann, Eure Majeſtät kennt ihn, hat die Königin mit einem Cavalier in die Apollogrotte eintreten geſehen zu haben."

Bleich und ſeinen Groll erſtickend, ri

as Papier aus den Händen des Grafen und

r von Provence fuhr nichtsdeſtoweniger während
ſens fort:
iſt wahr, Frau von La Mothe war außen,
anzig Schritte von den Bädern entfernt, und
igin blieb nur ungefähr eine halbe Stunde
Saale."
er der Name des Cavaliers," rief der König.
re, er iſt in dem Berichte nicht genannt, und
ajeſtät muß ſich zu dieſem Behufe die Mühe
ein letztes Certificat, das ich hier habe, zu
en; es iſt von einem Forſtwart, der hinter
gmauer bei den Apollo-Bädern auf dem An-
ir."
ıtirt vom andern Tag." ſagte der König.
, Sire, und er hat die Königin aus dem Park
e kleine Thüre hervorkommen und hinausſchauen
e führte ſich am Arme von Herrn von Charny."
n Arme von Herrn von Charny," rief der König
hnſinnig vor Zorn und Scham, „gut . . . gut.
Sie hier auf mich, Graf, wir werden endlich
rheit erfahren.
der König ſtürzte aus ſeinem Cabinet.

LXXIX.

Eine letzte Anſchuldigung.

dem Augenblick, wo der König das Zimmer
igin verlaſſen hatte, lief dieſe nach dem Bou-
) Herr von Charny Alles zu hören im Stande

: öffnete die Thüre, kehrte ſogleich wieder zurück

und ſchloß die ihres Gemachs. Dann fiel ſie, als wäre ſie zu ſchwach geweſen, ſolchen Stößen zu widerſtehen, in einen Lehnſtuhl und erwartete ſtillſchweigend, was Herr von Charny, ihr furchtbarſter Richter, über ſie beſchließen würde.

Doch ſie wartete nicht lange, der Graf kam trauriger und bleicher, als er je geweſen, aus dem Nebenzimmer heraus.

„Nun?“ ſagte ſie.

„Madame,“ erwiederte er, „Sie ſehen, daß ſich Alles dem widerſetzt, daß wir Freunde ſeien. Wenn es nicht meine Ueberzeugung iſt, was Sie verletzt, ſo wird es fortan das öffentliche Gerücht ſein; bei dem Aergerniß, das heute geſchehen, iſt keine Ruhe mehr für mich, kein Waffenſtillſtand mehr für Sie. Erbitterter nach dieſer erſten Wunde, die ſie Ihnen beigebracht haben, werden die Feinde auf Sie niederſtürzen, um Ihr Blut zu trinken, wie es die Mücken auf der verwundeten Gazelle thun.“

„Sie ſuchen ſehr lange ein natürliches Wort und können keines finden,“ ſagte ſchwermüthig die Königin.

„Ich glaubte Eurer Majeſtät nie Anlaß gegeben zu haben, einen Verdacht gegen meine Offenherzigkeit zu hegen; iſt ſie zuweilen losgebrochen, ſo geſchah es mit zu viel Härte, und ich bitte darob um Verzeihung.“

„Was ich alſo gemacht habe,“ verſetzte die Königin ſehr bewegt, „dieſer Lärm, dieſer gefährliche Angriff gegen einen der vornehmſten Herren des Reiches, meine Feindſchaft mit der Kirche erklärt, mein Ruf den Leidenſchaften des Parlaments ausgeſetzt, dies Alles genügt Ihnen nicht. Ich ſpreche nicht von dem für immer beim König erſchütterten Vertrauen, Sie dürfen ſich nicht darum bekümmern, nicht wahr? Der König was iſt das . . . ein Gatte!“

Und ſie lächelte mit einer ſolchen Bitterkeit, daß die Thränen ihren Augen entſtürzten.

„Oh!“ rief Charny, „Sie ſind die edelſte,

ſte der Frauen. Wenn ich Ihnen nicht auf
antworte, wie mich mein Herz dazu zwingt,
der Fall, weil ich mich Allem untergeordnet
ich dieſes erhabene Herz nicht dadurch, daß
Platz darin verlange, zu entheiligen wage."
von Charny, Sie halten mich für ſchuldig?"
ame! . . ."
von Charny, Sie haben den Worten des
Glauben geſchenkt?"
ame!"
von Charny, ich fordere Sie auf, mir zu
elchen Eindruck auf Sie die Haltung von
Rohan gemacht hat?"
muß ſagen, Madame, Herr von Rohan iſt
Wahnſinniger geweſen, wie Sie es ihm
en, noch ein ſchwacher Menſch, wie man dies
unte: er iſt ein überzeugter Mann, er iſt
der Sie liebte, der Sie liebt und in dieſem
das Opfer eines Irrthums iſt, der ihn
gang führen wird, und Sie . . ."
?"
zu einer unvermeidlichen Schmach."
Gott! vor mir erhebt ſich ein drohendes
jenes verhaßte Weib, Frau von La Mothe,
ſchwunden iſt, als ihre Zeugſchaft uns Alles,
hre, Sicherheit für die Zukunft wiedergeben

e Frau iſt der böſe Genius Ihrer Perſon,
Geißel des Königreiches; dieſe Frau, die
iger Weiſe zur Theilnahme an Ihren Ge-
und leider vielleicht auch an Ihrer innigen
chkeit zugelaſſen haben . . ."
ne Geheimniſſe, meine Vertraulichkeit, ah!
:, ich bitte Sie!" rief die Königin.
ame, der Cardinal hat klar genug geſagt und
bewieſen, daß Sie mit ihm Verabredung in Be-
if den Ankauf des Halsbandes getroffen hatten."

„Ah! . . . Sie kommen hierauf zurück, Herr von Charny,“ ſagte die Königin erröthend.

„Verzeihen Sie, Sie ſehen wohl, ich bin ein minder edles Herz, als Sie, Sie ſehen wohl, ich bin unwürdig, berufen zu ſein, Ihre Gedanken zu kennen. Ich ſuche zu mildern, und ich reize auf.“

„Hören Sie, mein Herr,“ ſprach die Königin, zu einem mit Stolz gemiſchten Zorne zurückkehrend, „was der König glaubt, kann alle Welt glauben; ich werde nicht leichter für meine Freunde als für meinen Gemahl ſein. Mir ſcheint, es kann ein Mann eine Frau nicht gern ſehen, wenn er nicht Achtung für dieſe Frau hegt. Ich ſpreche nicht in Beziehung auf Sie,“ unterbrach ſie ſich lebhaft; „ich bin kein Weib, ich bin eine Königin, Sie ſind kein Mann, ſondern ein Richter für mich.“

Charny verbeugte ſich ſo tief, daß die Königin die Genugthuung und die Demüthigung dieſes getreuen Unterthans hinreichend finden mußte. Plötzlich ſprach ſie:

„Ich hatte Ihnen gerathen, auf Ihren Gütern zu bleiben; das war ein weiſer Plan. Fern vom Hofe, dem Ihre Gewohnheiten, Ihre Biederkeit, Ihre Unerfahrenheit, erlauben Sie mir, dies zu ſagen, widerſprechen, fern vom Hofe hätten Sie die Perſonen, die Ihre Rolle auf dieſem Theater ſpielen, beſſer gewürdigt. Man muß die optiſche Täuſchung wahren, Herr von Charny, man muß ſeine Schminke und ſeine hohen Abſätze vor der Menge feſthalten. Eine zu raſch zur Herablaſſung geneigte Königin habe ich es vernachläſſigt, bei denjenigen, welche mich liebten, das blendende Zauberwerk des Königthums zu unterhalten. Ah! Herr von Charny, die Glorie, welche eine Krone um die Stirne der Königinnen zeichnet, überhebt ſie der Keuſchheit, der Sanftmuth, des Geiſtes und des Herzens beſonders. Man iſt Königin, mein Herr, man herrſcht, wozu dient es, ſich lieben zu machen?“

„Ich vermöchte Ihnen nicht zu ſagen, Madame,

h mir die Strenge Eurer Majeſtät thut," erwie-
iharny ſehr bewegt. „Ich konnte vergeſſen, daß
eine Königin waren, doch laſſen Sie mir die
ligkeit widerfahren, daß ich nie vergeſſen habe,
en die erſte der Frauen, welche würdig meiner
g und meiner . . ."
ollenden Sie nicht, ich bettle nicht. Ja, ich
s geſagt, eine Abweſenheit iſt für Sie noth-
. Es ſagt mir etwas, Ihr Name werde am
ei dem Allem ausgeſprochen werden."
Radame, unmöglich!"
Sie ſagen, unmöglich! Ei! denken Sie doch an
ıcht derjenigen, welche ſeit ſechs Monaten mit
Ruhe, meinem Leben ſpielten. Sagten Sie
der Herr Cardinal ſei überzeugt, er handle
e eines Irrthums, in den man ihn verſenkt?
igen, welche ſolche Ueberzeugungen bewerkſtelligen,
gen, welche ſolche Irrthümer veranlaſſen, ſind
ɛnug, Ihnen zu beweiſen, Sie ſeien ein unred-
Unterthan für den König und für mich ein
licher Freund. Diejenigen, welche ſo glücklich
lſche erſinnen, entdecken ſehr leicht die Wahrheit!
en Sie keine Zeit, die Gefahr iſt ernſt; ziehen Sie
f Ihre Güter zurück, fliehen Sie das Aergerniß,
s dem Kampfe entſpringen muß, den man mir
wird; mein Geſchick ſoll Sie nicht fortreißen,
aufbahn ſoll ſich nicht verloren gehen. Ich, die
ott ſei Dank, die Unſchuld und die Stärke habe;
e ich keine Flecken an meinem Leben habe; ich,
entſchloſſen bin, wenn es ſein muß, meine Bruſt
en, um meinen Feinden die Reinheit meines
s zu zeigen; ich werde widerſtehen. Für Sie
hier der Ruin, die Verleumdung, der Kerker
ht. Tragen Sie dieſes ſo hochherzig gebotene
wieder fort; nehmen Sie die Verſicherung mit
ıß nicht eine von den edelmüthigen Bewegungen

Ihrer Seele mir entgangen iſt; daß nicht einer Ihr
Zweifel mich verletzt, daß nicht eines Ihrer Leiden mi
kalt gelaſſen hat; reiſen Sie und ſuchen Sie anderswo
was Ihnen die Königin von Frankreich nicht mehr
geben kann: den Glauben, die Hoffnung, das Glück
Von jetzt an, bis Paris die Verhaftung des Cardinal
weiß, bis das Parlament zuſammenberufen iſt, bis di
Zeugſchaften beigebracht ſind, rechne ich ungefähr vier
zehn Tage. Reiſen Sie! Ihr Oheim hat zwei Schiff
in Cherbourg und in Nantes bereit liegen; wählen Sie
aber entfernen Sie ſich von mir. Ich bringe Unglück
entfernen Sie ſich von mir. Ich hing nur an Einer
in dieſer Welt, und da es mir entgeht, ſo fühle ich
mich verloren."

Nach dieſen Worten ſtand die Königin auf und
ſchien Charny die Entlaſſung zu geben, welche die
Audienzen endigt.

Er näherte ſich ihr eben ſo ehrfurchtsvoll, aber
raſcher, und ſprach mit bebender Stimme:

„Eure Majeſtät hat mir ſo eben meine Pflich
vorgeſchrieben. Nicht auf meinen Gütern, nicht außer
halb Frankreich iſt die Gefahr, in Verſailles iſt es
wo man Sie beargwohnt, in Paris, wo man S
richtet. Es iſt von Gewicht, Madame, daß jeder Ver
dacht verſchwinde, daß jeder Spruch eine Rechtfertigun
ſei, und da Sie keinen redlicheren Zeugen, keine en
ſchloſſenere Stütze zu haben vermöchten, ſo bleibe ich
Diejenigen, welche ſo viele Dinge wiſſen, Madam
werden ſie ſagen. Aber wir werden wenigſtens da
für Leute von Herz unſchätzbare Glück haben, unſer
Feinde von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Sie möge
zittern vor der Majeſtät einer unſchuldigen Königi
und vor dem Muthe eines Mannes, der beſſer iſt, al
ſie. Ja, ich bleibe, Madame, und glauben Sie, Eur
Majeſtät hat nicht nöthig, mir länger ihre Gedanke
zu verbergen; ſie weiß wohl, daß ich nicht fliehe; ſ
weiß wohl, daß ich nichts fürchte; ſie weiß auch woh

ſie, um mich nicht mehr zu ſehen, nicht nöthig hat,
) in die Verbannung zu ſchicken. Oh! Madame,
fern verſtehen ſich die Herzen, von fern ſind die
athmungen glühender, als von der Nähe. Sie wollen,
ich reiſe, um Ihretwillen, nicht meinetwegen;
n Sie unbeſorgt; nahe genug, um Ihnen beizuſtehen,
Sie zu vertheidigen, werde ich doch nicht im Stande
, Sie zu beleidigen oder Ihnen zu ſchaden. Nicht
r, Sie haben mich nicht geſehen, als ich acht Tage
hundert Klafter von Ihnen entfernt wohnte, jeden
er Schritte bewahrte und in Ihrem Leben lebte?
wohl! es wird diesmal ebenſo ſein, denn ich kann
en Willen nicht vollziehen, ich kann nicht reiſen!
erdies . . . was iſt Ihnen daran gelegen? Werden
an mich denken?"

Sie machte eine Bewegung, welche ſie von dem
zen Manne entfernte, und erwiederte:

„Wie es Ihnen beliebt . . . Doch Sie haben mich
iffen, Sie ſollen ſich nie in meinem Worte täuſchen,
bin keine Coquette, Herr von Charny; ſagen, was
enkt, denken, was ſie ſagt, das iſt das Privilegium
r wahren Königin! ich bin ſo. Eines Tags, mein
r, habe ich Sie unter Allen auserwählt. Irgend
as zog mein Herz zu Ihnen hin. Es dürſtete mich
einer ſtarken und reinen Freundſchaft, ich habe
dies wohl ſehen laſſen, nicht wahr? Heute iſt es
t mehr ebenſo, ich denke nicht mehr, was ich dachte.
: Seele iſt keine Schweſter der meinigen mehr. Ich
Ihnen ebenſo offenherzig: ſchonen wir einander."

„Es iſt gut, Madame," ſprach Charny, „nie glaubte
Sie haben mich erwählt, nie glaubte ich . . . Ah!
ame, ich widerſtehe dem Gedanken nicht, Sie zu
ieren. Madame, ich bin trunken vor Eiferſucht und
ſt. Madame, ich werde es nicht ertragen, daß Sie
Ihr Herz entziehen, es gehört mir, Sie haben
mir geſchenkt, nur mit meinem Leben wird man
mir nehmen. Seien Sie Weib, ſeien Sie gut,

mißbrauchen Sie nicht meine Schwäche, denn S
haben mir ſo eben meine Zweifel vorgeworfen u
ſchmettern mich in dieſem Augenblick mit den Ihri
nieder."

„Kinderherz, Weiberherz! ... ich ſoll auf S
zählen! ... Was für ſchöne Vertheidiger ſind wir
einander! Schwacher! oh! ja, Sie ſind es; und i
ach! ich bin nicht ſtärker, als Sie."

„Ich würde Sie nicht lieben, wären Sie ande
als Sie ſind."

„Wie!" rief ſie mit einem lebhaften, leidenſch
lichen Ausdruck, „dieſe verfluchte Königin, dieſe ver
rene Königin, dieſe Frau, welche ein Parlament rich
wird, welche die öffentliche Meinung verurtheilen u
ein König, ihr Gatte vielleicht, fortjagen wird, di
Frau findet ein Herz, das ſie liebt!"

„Einen Diener, der ſie verehrt und ihr alles B
ſeines Herzens im Austauſch einer Thräne bietet,
ſie ſo eben vergoß."

„Dieſe Frau," rief die Königin, „iſt geſegnet,
iſt ſtolz, ſie iſt die erſte der Frauen, ſie iſt die gl
lichſte von allen, dieſe Frau iſt zu glücklich, Herr
Charny, ich weiß nicht, wie ſich dieſe Frau bella
konnte, verzeihen Sie ihr."

Charny fiel zu den Füßen der Königin und kü
ſie in einem religiöſen Liebesentzücken.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thüre
geheimen Ganges, und der König blieb zitternd u
wie vom Blitze getroffen auf der Schwelle ſtehen.

Er hatte den Mann, den Herr von Provence
ſchuldigte, zu den Füßen der Königin überraſcht.

LXXX.

Die Heirathsbitte.

Die Königin und Charny wechſelten einen Blick ſo voll Angſt und Schrecken, daß ihr grauſamſter Feind in dieſem Augenblick Mitleid mit ihnen gehabt hätte.

Charny erhob ſich langſam und verbeugte ſich vor dem König mit einer tiefen Ehrfurcht.

Man ſah das Herz von Ludwig XVI. heftig unter den Spitzen ſeines Jabot ſchlagen.

„Oh!“ ſagte er mit dumpfer Stimme, . . . „Herr von Charny!“

Der Graf antwortete nur durch eine neue Verbeugung.

Die Königin fühlte, daß ſie nicht ſprechen konnte, und daß ſie verloren war.

Der König fuhr mit einer unglaublichen Maßhaltung fort:

„Herr von Charny, es iſt nichts weniger als ehrenvoll für einen Edelmann, auf dem Verbrechen des Diebſtahls ertappt zu werden.“

„Diebſtahl!“ murmelte Charny.

„Diebſtahl!“ wiederholte die Königin, welche noch an ihren Ohren die furchtbaren Anſchuldigungen in Betreff des Halsbands ziſchen zu hören glaubte und vermuthete, der Graf ſollte befleckt werden, wie ſie.

„Ja,“ ſprach der König, „vor der Frau eines Andern niederknieen, iſt ein Diebſtahl; und wenn dieſe Frau eine Königin iſt, mein Herr, ſo nennt man dies das Verbrechen der Majeſtätsbeleidigung; ich werde Ihnen das durch meinen Siegelbewahrer ſagen laſſen.“

Der Graf wollte ſprechen, er wollte ſeine Unſchuld betheuern, doch, ungeduldig in ihrer Großmuth, wollte es die Königin nicht dulden, daß man einer Unwürdigkeit den Mann beſchuldigte, den ſie liebte; ſie kam ihm zu Hülfe und ſagte raſch:

„Sire, Sie ſind, wie mir ſcheint, auf einem Wege ſchlimmer Verdachte und ungünſtiger Muthmaßungen; dieſe Verdachte, dieſe vorgefaßten Meinungen treffen falſch, das muß ich Ihnen bemerken. Ich ſehe, daß die Ehrfurcht die Zunge des Grafen feſſelt; doch ich, die ich ſein Herz aus dem Grunde kenne, werde ihn nicht anklagen laſſen, ohne ihn zu vertheidigen.“

Hier hielt ſie inne, erſchöpft durch ihre Aufregung, erſchrocken über die Lüge, die ſie zu finden genöthigt ſein ſollte, verwirrt endlich, weil ſie dieſelbe nicht fand.

Doch dieſes Zögern, das ihr, dem ſtolzen Geiſte der Königin, ſelbſt verhaßt vorkam, war ganz einfach die Rettung der Frau. In dieſen gräßlichen Treffen, wo häufig um die Ehre und das Leben derjenigen, welche man ertappt hat, geſpielt wird, genügt eine gewonnene Minute, um zu retten, wie eine verlorene Secunde genügt hatte, um in's Verderben zu ſtürzen.

Einzig und allein durch den Inſtinkt hatte die Königin die Gelegenheit des Aufſchubs ergriffen; ſie hatte den Verdacht des Königs plötzlich im Laufe aufgehalten; ſie hatte ſeinen Geiſt irre geleitet und den des Grafen befeſtigt. Dieſe entſcheidenden Minuten haben raſche Flügel, auf denen die Ueberzeugung eines Eiferſüchtigen ſo fern weggetragen wird, daß ſie ſich beinahe nie wieder einfindet, wenn ſie nicht der Schutzdämon der Liebesneidiſchen auf den ſeinigen zurückträgt.

„Werden Sie mir zufällig ſagen,“ erwiederte Ludwig XVI., der von der Rolle des Königs in die Rolle des beängſtigten Gatten fiel, „werden Sie mir ſagen, ich habe Herrn von Charny nicht vor Ihnen knieen ſehen, Madame? Um aber niederzuknieen, ohne aufgehoben zu werden, muß . . .“

„Muß, mein Herr!“ ſprach die Königin mit ſtrengem Tone, „muß ein Unterthan der Königin von Frankreich eine Gnade von dieſer zu erbitten haben . . . Das iſt, glaube ich, ein Fall, der ziemlich häufig bei Hofe vorkommt.“

„Eine Gnade von Ihnen erbitten!“ rief der König.

„Und zwar eine Gnade, die ich nicht bewilligen konnte,“ fuhr die Königin fort, „sonst wäre Herr von Charny nicht so dringlich gewesen, das schwöre ich Ihnen, und ich hätte ihn sehr rasch mit der Freude aufgehoben, nach seinen Wünschen einem Edelmann zu willfahren, den ich ganz besonders hoch schätze.“

Charny athmete. Das Auge des Königs war unentschieden geworden; seine Stirne entwaffnete sich allmälig von der ungewöhnlichen Drohung, welche diese Ueberraschung zu ihr aufsteigen gemacht hatte.

Mittlerweile suchte Marie Antoinette, suchte sie mit der Wuth, zu einer Lüge genöthigt zu sein, mit dem Schmerz, nichts Wahrscheinliches zu finden.

Indem sie sich unfähig bekannt, dem Grafen die Gnade zu bewilligen, um die er nachsuchte, hatte sie die Neugierde des Königs in Fesseln zu schlagen geglaubt, sie hatte geglaubt, das Verhör würde hiebei stehen bleiben. Sie täuschte sich: jede andere Frau wäre, weniger Starrheit an den Tag legend, geschickter gewesen, aber für sie war es eine gräßliche Marter, vor dem Mann, den sie liebte, zu lügen. Sich unter dem elenden und falschen Lichte des Komödienbetrugs zeigen hieß alle diese Falschheiten, alle diese Ränke, alle diese Manoeuvres der Intrigue des Parks durch eine ihrer Schändlichkeit entsprechende Entwickelung schließen; es hieß beinahe sich strafbar zeigen; es war schlimmer, als der Tod.

Sie zögerte noch; sie würde ihr Leben gegeben haben, hätte Charny die Lüge gefunden; doch er, der redliche Edelmann, konnte es nicht, er dachte nicht einmal daran. Er befürchtete in seinem Zartgefühle zu sehr, nur zur Vertheidigung der Königin geneigt zu erscheinen.

Was wir hier in vielen Zeilen, in zu vielen Zeilen vielleicht, obgleich die Lage furchtbar ist, schreiben, eine

halbe Minute genügte für die drei Perſonen dieſer Scene, um es zu fühlen und auszudrücken.

Marie Antoinette wartete, an den Lippen des Königs hängend, auf die Frage, welche endlich vortrat.

„Sprechen Sie, Madame, ſagen Sie, welche Gnade es iſt, die, von Herrn von Charny vergebens nachgeſucht, dieſen dazu gebracht hat, daß er vor Ihnen niederkniete.“

Und als wollte er die Härte dieſer argwöhniſchen Frage mildern, fügte der König bei:

„Ich bin vielleicht glücklicher, als Sie, Madame, und Herr von Charny wird nicht nöthig haben, vor mir niederzuknieen.“

„Sire, ich habe Ihnen ſchon geſagt, Herr von Charny verlange eine unmögliche Sache.“

„Nennen Sie mir dieſelbe wenigſtens.“

„Was kann man auf den Knieen erbitten?“ ſagte die Königin zu ſich ſelbſt, . . . „was kann man von mir erflehen, was zu bewilligen unmöglich iſt? . . . oh! mein Gott!“

„Ich warte,“ ſprach der König.

„Sire, die Bitte von Herrn von Charny iſt ein Familiengeheimniß.“

„Es gibt keine Geheimniſſe für mich, für den König, für ihn, der Herr ſeines Reiches, der Familienvater und intereſſirt iſt bei der Ehre, bei der Sicherheit aller ſeiner Unterthanen, die ſeine Kinder ſind, ſelbſt,“ fügte Ludwig mit einer furchtbaren Würde bei, „ſelbſt wenn dieſe entarteten Kinder die Ehre und die Sicherheit ihres Vaters antaſten.“

Die Königin ſprang unter dieſer dräuenden Gefahr auf.

„Herr von Charny,“ rief ſie, den Geiſt verſtört, die Hand zitternd, „Herr von Charny wollte von mir verlangen . . .“

„Was denn, Madame?“

„Eine Erlaubniß, um zu heirathen.“

„Wahrhaftig!“ rief der König, zuerſt beruhigt;

ber ſogleich wieder in ſeine eiferſüchtige Bangig-
rückſinkend, ſagte er, ohne zu bemerken, wie
e arme Frau litt, daß ſie dieſe Worte geſprochen,
:ich Charny durch das Leiden der Königin war:
Nun! in wiefern iſt es denn unmöglich, daß Herr
jarny heirathet? Iſt er nicht von gutem Adel?
: nicht ein ſchönes Vermögen? Iſt er nicht
und ſchön? Wahrhaftig, um ihm nicht Zutritt
ier Familie zu geben, um ihn auszuſchlagen,
nan Frau iſt, muß man Prinzeſſin von Geblüt
erheirathet ſein; ich ſehe nur dieſe zwei Gründe,
eine Unmöglichkeit denkbar machen. Sagen Sie
ſo den Namen der Frau, Madame, welche Herr
jarny gern heirathen möchte, und iſt ſie weder
einen, noch in dem andern Fall, ſo ſtehe ich
daß ich die Schwierigkeit heben werde . . . um
zu gefallen."
ingezogen durch die immer mehr wachſende Ge-
fortgeriſſen durch die Folge ihrer erſten Lüge,
die Königin mit Kraft:
Nein, mein Herr, nein, es gibt Schwierigkeiten,
ie nicht beſiegen können. Die, welche uns in
ich nimmt, iſt von dieſer Art . . ."
Ein Grund mehr, daß ich erfahre, was dem König
lich iſt," unterbrach ſie Ludwig XVI. mit dumpfem

harny ſchaute die Königin an; ſie ſchien dem
n nahe. Er hätte einen Schritt gegen ſie ge-
der König hielt ihn durch ſeine Unbeweglichkeit
. . . Mit welchem Rechte hätte er, der nichts
eſe Frau war, ſeine Hand und ſeinen Beiſtand
gen angeboten, die ihr König und ihr Gatte

Welches iſt die Macht, gegen die der König keine
ımkeit hat?" fragte ſie ſich. „Mein Gott! noch
dee, dieſe Hülfe!"
lötzlich durchzuckte ein Schimmer ihren Geiſt.

„Ah! Gott ſelbſt ſchickt mir dieſe Hülfe,“ murmelte ſie. „Diejenigen, welche Gott gehören, können ihm nicht genommen werden, nicht einmal durch den König.“

Dann erhob ſie das Haupt und ſprach zu Ludwig XVI.:

„Sire, diejenige, welche Herr von Charny gern heirathen möchte, iſt in einem Kloſter.“

„Ah!“ rief der König. „das iſt ein Grund; es iſt in der That ſchwierig, Gott ſein Gut zu nehmen, um es den Menſchen zu geben. Aber es iſt ſeltſam, daß Herr von Charny ſo ſchnell dieſe Liebe gefaßt hat: nie hat Jemand mit mir davon geſprochen, nicht einmal ſein Oheim, der Alles von mir erlangen kann. Wer iſt die Frau, die Sie lieben, Herr von Charny, ſagen Sie es mir, ich bitte Sie.“

Die Königin fühlte einen ſtechenden Schmerz. Sie ſollte einen Namen aus dem Munde von Olivier kommen hören, ſie ſollte die Qual dieſer Liebe erdulden, und wer weiß, ob nicht Charny einen einſt geliebten Namen, eine noch blutende Erinnerung an die Vergangenheit, oder einen Namen, der der Keim einer Liebe, eine unbeſtimmte Hoffnung auf die Zukunft, zu nennen im Begriff war. Um dieſen furchtbaren Schlag nicht zu empfangen, kam Marie Antoinette zuvor und rief plötzlich:

„Sire, Sie kennen diejenige, welche Herr von Charny zu heirathen verlangt, es iſt . . . es iſt Fräulein Andrée von Taverney.“

Charny gab einen Schrei von ſich und verbarg ſein Geſicht in ſeinen beiden Händen.

Die Königin drückte ihre Hand an ihr Herz und wäre beinahe ohnmächtig in ihren Lehnſtuhl gefallen.

„Fräulein von Taverney,“ wiederholte der König, „Fräulein von Taverney, die ſich nach Saint-Denis zurückgezogen hat?“

„Ja, Sire,“ antwortete die Königin mit ſchwachem Tone.

„Sie hat aber noch nicht das Gelübde abgelegt, ſo viel ich weiß?“

„Doch ſie muß es thun.“

„Wir werden dabei eine Bedingung ſtellen,“ ſagte der König. „Warum ſollte ſie übrigens das Gelübde ablegen?“ fügte er mit einem letzten Sauerteig von Mißtrauen bei.

„Sie iſt arm . . . Sie haben nur ihren Vater bereichert,“ ſprach Marie Antoinette mit hartem Tone.

„Das iſt ein Unrecht, das ich wieder gut machen werde. Herr von Charny liebt ſie . . .“

Die Königin bebte und warf Charny einen gierigen Blick zu, als wollte ſie ihn anflehen, daß er leugne.

Charny ſchaute Marie Antoinette ſtarr an und antwortete nicht.

„Wohl!“ ſagte der König, der dieſes Stillſchweigen für eine ehrfurchtsvolle Beiſtimmung nahm, „und ohne Zweifel liebt Fräulein von Taverney Herrn von Charny? Ich werde Fräulein von Taverney ausſteuern; ich gebe ihr die fünfmal hundert tauſend Livres, die ich eines Tags, für Sie, Herrn von Calonne abſchlagen mußte. Danken Sie der Königin, Herr von Charny, daß ſie die Güte gehabt hat, mir dieſe Sache zu erzählen und ſo das Glück Ihres Lebens zu ſichern.“

Charny machte einen Schritt vorwärts und verbeugte ſich wie eine bleiche Bildſäule, der Gott durch ein Wunder einen Augenblick das Leben gegeben hätte.

„Oh! das iſt wohl der Mühe werth, daß Sie noch einmal niederknieen,“ ſagte der König mit jener leichten Nuance von plattem Spott, der zu oft bei ihm den traditionellen Adel ſeiner Ahnen verminderte.

Die Königin bebte und reichte mit einer freiwilligen Bewegung dem jungen Mann ihre beiden Hände. Er kniete vor ihr nieder und drückte auf dieſe ſchönen eiskalten Hände einen Kuß, in dem er ſeine Seele aushauchen zu dürfen Gott anflehte.

„Auf!“ ſprach der König, „überlaſſen wir nun der

Königin die Sorge für Ihre Angelegenheiten, kommen Sie, mein Herr, kommen Sie.“

Und er ging ſehr raſch voran, ſo daß ſich Charny auf der Schwelle umdrehen und den unausſprechlichen Schmerz dieſes ewigen Abſchieds ſehen konnte, den ihm die Augen der Königin zuſandten.

Die Thüre ſchloß ſich wieder zwiſchen ihnen, eine fortan unüberſteigliche Schranke für unſchuldige Liebe.

LXXXI.

Saint-Denis.

Die Königin war allein und in Verzweiflung. So viele Schläge trafen ſie zugleich, daß ſie nicht mehr wußte, von welcher Seite der heftigſte Schmerz kam.

Nachdem ſie eine Stunde in dieſem Zuſtand des Zweifels und der Niedergeſchlagenheit geblieben war, ſagte ſie ſich, es ſei Zeit, einen Ausgang zu ſuchen. Die Gefahr wuchs. Stolz auf einen über den Anſchein davon getragenen Sieg, würde ſich der König beeilen, das Gerücht zu verbreiten. Es könnte geſchehen, daß dieſes Gerücht auswärts ſo aufgenommen würde, daß der ganze Vortheil des begangenen Betrugs verloren wäre.

Dieſer Betrug, ach! wie ſehr machte ſich ihn die Königin zum Vorwurf; wie gern hätte ſie das entflogene Wort wieder zurückgenommen, wie gern hätte ſie, ſelbſt Andrée, das chimäriſche Glück entzogen, das dieſe vielleicht ausſchlagen würde.

Hier erhob ſich in der That eine andere Schwierigkeit. Der Name Andrée hatte Alles vor dem König gerettet. Aber wer konnte für dieſen launenhaften, unabhängigen, eigenwilligen Geiſt ſtehen, den man

räulein von Taverney nannte? wer konnte darauf ählen, daß dieſe ſtolze Perſon ihre Freiheit, ihre ukunft zu Gunſten einer Königin entäußern würde, ie ſie wenige Tage zuvor als Feindin verlaſſen hatte?

Was würde dann geſchehen? weigerte ſich Andrée, nd dies war wahrſcheinlich, ſo ſtürzte das ganze Lügengerüſte ein. Die Königin würde eine Intrigantin on mittelmäßigem Geiſte, Charny ein flacher Cicisbeo, nd in eine Anklage verwandelt, nahm die Verleumdung ie Verhältniſſe eines unzweifelhaften Ehebruchs an.

Marie Antoinette fühlte, wie ihr Verſtand bei dieſen Betrachtungen ſich verwirrte; ſie hätte beinahe ihrer Möglichkeit nachgegeben; ſie ſenkte ihren brennenden Kopf in ihre Hände und wartete.

Wem ſich anvertrauen? Wer war denn die Freundin er Königin? Frau von Lamballe? Oh! die reine Vernunft, die kalte, unbeugſame Vernunft! Warum dieſe ungfräuliche Einbildungskraft verſuchen, welche überies die Hofdamen nicht würden verſtehen wollen? knechiſche Schmeichlerinnen der Wohlfahrt, zitternd bei dem auche der Ungnade, vielleicht geneigt, eine Lection hrer Königin zu geben, während ſie eines Beiſtands edürfen würde.

Es blieb nur Fräulein von Taverney ſelbſt. Das ar ein Diamantherz, deſſen Beſchlüſſe das Glas zerſchneiden konnten, deſſen unbeſiegbare Feſtigkeit, deſſen iefe Reinheit aber allein mit den großen Schmerzen iner Königin ſympathiſiren konnten.

Marie Antoinette würde alſo Andrée aufſuchen. Sie würde derſelben ihr Unglück auseinanderſetzen und ie anflehen, ſie möge ſich aufopfern. Ohne Zweifel ürde ſich Andrée weigern, denn ſie gehörte nicht zu enjenigen, welche ſich Unterwürfigkeit einflößen laſſen; och allmälig durch ihre Bitten beſänftigt, würde ſie achgeben. Wer weiß übrigens, ob man nicht einen ufſchub bewirken könnte? ob der König nicht, beſchwichtigt durch die ſcheinbare Einwilligung der beiden

Verlobten, am Ende vergäße? Eine Reiſe würde dann Alles in's Reine bringen. Charny, Andrée, indem ſie ſich auf einige Zeit entfernten, bis die Hyder der Verleumdung keinen Hunger mehr hätte, könnten ſagen laſſen, ſie haben ſich gütlich ihr Wort zurückgegeben, und Niemand würde errathen, daß dieſes Heirathsproject ein Spiel geweſen.

So wäre die Freiheit von Fräulein von Taverney nicht gefährdet worden; die von Charny würde keine größere Entäußerung erleiden. Es gäbe für die Königin nicht mehr den gräßlichen Gewiſſensbiß, zwei Exiſtenzen der Selbſtſucht ihrer Ehre geopfert zu haben, und doch wäre dieſe Ehre, in der die ihres Gemahls, die ihrer Kinder mit eingeſchloſſen, nicht angegriffen: ſie würde ſie unbefleckt an die zukünftige Königin von Frankreich übertragen.

Dies waren ihre Betrachtungen.

So glaubte ſie Alles zum Voraus ausgeglichen zu haben, Wohlanſtand und Privatintereſſen. Man mußte wohl mit dieſer Feſtigkeit der Logik in Gegenwart einer ſo furchtbaren Gefahr ſchließen. Man mußte ſich wohl mit allen Beweisſtücken gegen eine Gegnerin bewaffnen, welche ſo ſchwer zu bekämpfen, wie Fräulein von Taverney, wenn ſie auf ihren Stolz und nicht auf ihr Herz hörte.

Als ſie vorbereitet war, entſchloß ſie ſich, auszugehen. Wie oft hätte ſie gern Charny ermahnt, keinen falſchen Schritt zu machen, aber ſie wurde davon durch die Idee abgehalten, es belauern ſie ohne Zweifel Spione; Alles werde auf ihrer Seite in einem ſolchen Augenblick ſchlecht ausgelegt; und ſie hatte den geraden Sinn, die Ergebenheit und Entſchloſſenheit von Charny genugſam erprobt, um überzeugt zu ſein, er würde Alles gutheißen, was ſie zu thun für geeignet erachtete.

Es wurde drei Uhr; das Mittagsmahl in großer Ceremonie, die Vorſtellungen, die Beſuche; die Königin empfing alle Welt mit einem heitern Geſicht und einer

reundlichkeit, die ihrem wohlbekannten Stolze nichts enahm. Sie war sogar bemüht, gegen diejenigen, elche sie als ihre Feinde betrachtete, eine Festigkeit u zeigen, die gewöhnlich den Schuldigen wenig an-eht.

Nie war der Andrang so groß bei Hofe gewesen; ie hatte die Neugierde so tief in den Zügen einer önigin in Gefahr gewühlt. Marie Antoinette bot llem Trotz, schmetterte ihre Feinde nieder, berauschte hre Freunde, verwandelte die Gleichgültigen in Eifrige, ie Eifrigen in Enthusiasten, und erschien so schön und o groß, daß der König hierüber öffentlich seine Glück-ünsche gegen sie aussprach.

Dann, als Alles wohl beendigt war, legte sie ihr efohlenes Lächeln nieder und kehrte zu ihren Erinne-ungen, das heißt zu ihrem Schmerz, allein, ganz allein n der Welt, zurück; sie wechselte ihre Toilette, nahm inen grauen Hut mit blauen Bändern und Blumen, in Kleid von mauergrauer Seide, stieg in ihren Wa-en und ließ sich, ohne Leibwachen, nur mit einer ein-igen Dame, nach Saint-Denis führen.

Es war die Stunde, wo die Nonnen, in ihre ellen zurückgekehrt, vom bescheidenen Geräusch des lösterlichen Speisesaals zum Stillschweigen der Medi-ationen übergingen, denen sie sich vor dem Abendgebet ingaben.

Die Königin ließ Fräulein Andrée von Taverney n's Sprachzimmer rufen.

Knieend, in ihr Nachtgewand von weißer Wolle ehüllt, betrachtete Andrée aus ihren Fenstern den Rond, der hinter den großen Linden aufging, und in ieser Poesie der beginnenden Nacht fand sie das Thema u allen den inbrünstigen, leidenschaftlichen Gebeten, ie sie zu Erleichterung ihrer Seele an Gott sandte.

Sie trank mit langen Zügen den unabhelflichen chmerz der freiwilligen Abwesenheit. Diese Marter t nur starken Seelen bekannt; sie ist zugleich eine

Qual und ein Vergnügen. Sie gleicht, was das L
betrifft, allen gewöhnlichen Schmerzen. Sie läuft
eine Wolluſt aus, welche nur diejenigen fühlen kön
die das Glück dem Stolz zu opfern wiſſen.

Andrée hatte aus freien Stücken den Hof verla
aus freien Stücken hatte ſie mit Allem gebrochen,
ihre Liebe unterhalten konnte. Stolz wie Cleop
hatte ſie nicht einmal die Idee ertragen können,
von Charny habe an eine andere Frau gedacht,
wäre dieſe Frau die Königin ſelbſt.

Kein Beweis für ſie von dieſer für eine A
glühenden Liebe. Sicherlich hätte die eiferſü
Andrée aus dieſem Beweiſe die ganze Ueberzeu
gezogen, die ein Herz bluten machen kann. Hat
aber nicht Herrn Charny gleichgültig an ihr vor
gehen ſehen? Hatte ſie nicht die Königin im Ver
gehabt, ſie nehme für ſich, ohne Zweifel unſchuldig
Huldigungen und die Bevorzugung von Charny?

Wozu ſollte es fortan nützen, in Verſaille
bleiben? Um Complimente zu erbetteln? um die G
leſe des Lächelns zu machen? um von Zeit zu Zeit
einem angebotenen Arm, mit einer berührten Hand
geſpeiſt zu werden? wenn die Königin auf der
menade ihr die Artigkeiten von Charny leihen w
weil die Königin in dieſem Augenblick nicht im St
war, ſie für ſich zu behalten?

Nein, keine feige Schwäche, kein Vergleich
dieſe ſtoiſche Seele. Das Leben mit der Liebe und
Bevorzugung, das Kloſter mit der Liebe und dem
wundeten Stolz.

„Nie! nie!“ wiederholte ſich die ſtolze Andr
„derjenige, welchen ich im Schatten liebe, iſt für
nur eine Wolke, ein Portrait, eine Erinnerung; d
verletzt mich nie, er lächelt immer mir zu, er lä
nur mir zu.“

Darum hatte ſie ſo viele Nächte in Schme
aber frei zugebracht; darum zog Andrée, glücklich

enn ſie ſich ſchwach fand, zu verfluchen, wenn
altirte, die freiwillige Abweſenheit, welche
nverſehrtheit ihrer Liebe und ihrer Würde
Fähigkeit vor, einen Mann wiederzuſehen,
ßte, weil ſie gezwungen war, ihn zu lieben.
überdies, dieſe ſtummen Beſchauungen der
e, dieſe göttlichen Entzückungen des einſamen
das war viel mehr das Leben für die unbän-
ée, als die leuchtenden Feſte in Verſailles
:othwendigkeit, ſich vor Nebenbuhlerinnen zu
ınd die Furcht, das in ihrem Herzen einge-
Geheimniß an das Tageslicht entſchlüpfen zu

lbend des St. Ludwigs-Feiertages ſuchte alſo
in Andrée in Saint-Denis auf, und ſie fand
:riſch.
meldete wirklich Andrée, die Königin ſei
ıngekommen, das Kapitel empfange ſie im
prachzimmer, und Ihre Majeſtät habe nach
ı Complimente gefragt, ob man Fräulein von
ſprechen könnte.
ſeltſame Erſcheinung! es bedurfte nicht mehr
ße, ein durch die Liebe erweichtes Herz, daß
Wohlgeruch entgegenſprang, der von Verſailles
m . . . einem Wohlgeruch, den ſie am Tage
rflucht, einem Wohlgeruch, der in demſelben
ıbarer wurde, in dem er ſich mehr entfernte,
ie Alles, was ſich verdunſtet, wie Alles, was
ßt, koſtbar wie die Liebe.
: Königin!“ murmelte Andrée, „die Königin
-Denis! Die Königin, die mich ruft!“
ſchwinde, beeilen Sie ſich,“ erwiederte man ihr.
beeilte ſich in der That, ſie warf auf ihre
ı die lange Mante der Nonnen, befeſtigte um
iten Rock den wollenen Gürtel, und folgte,
en Blick in ihren kleinen Spiegel zu thun,
tnerin, welche ſie geholt hatte.

„Ah! Gott ſelbſt ſchickt mir dieſe Hülfe," murmelte ſie. „Diejenigen, welche Gott gehören, können ihm nicht genommen werden, nicht einmal durch den König."

Dann erhob ſie das Haupt und ſprach zu Ludwig XVI.:

„Sire, diejenige, welche Herr von Charny gern heirathen möchte, iſt in einem Kloſter."

„Ah!" rief der König. „das iſt ein Grund; es iſt in der That ſchwierig, Gott ſein Gut zu nehmen, um es den Menſchen zu geben. Aber es iſt ſeltſam, daß Herr von Charny ſo ſchnell dieſe Liebe gefaßt hat: nie hat Jemand mit mir davon geſprochen, nicht einmal ſein Oheim, der Alles von mir erlangen kann. Wer iſt die Frau, die Sie lieben, Herr von Charny, ſagen Sie es mir, ich bitte Sie."

Die Königin fühlte einen ſtechenden Schmerz. Sie ſollte einen Namen aus dem Munde von Olivier kommen hören, ſie ſollte die Qual dieſer Liebe erdulden, und wer weiß, ob nicht Charny einen einſt geliebten Namen, eine noch blutende Erinnerung an die Vergangenheit, oder einen Namen, der der Keim einer Liebe, eine unbeſtimmte Hoffnung auf die Zukunft, zu nennen im Begriff war. Um dieſen furchtbaren Schlag nicht zu empfangen, kam Marie Antoinette zuvor und rief plötzlich:

„Sire, Sie kennen diejenige, welche Herr von Charny zu heirathen verlangt, es iſt . . . es iſt Fräulein Andrée von Taverney."

Charny gab einen Schrei von ſich und verbarg ſein Geſicht in ſeinen beiden Händen.

Die Königin drückte ihre Hand an ihr Herz und wäre beinahe ohnmächtig in ihren Lehnſtuhl gefallen.

„Fräulein von Taverney," wiederholte der König. „Fräulein von Taverney, die ſich nach Saint-Denis zurückgezogen hat?"

„Ja, Sire," antwortete die Königin mit ſchwachem Tone.

„Sie hat aber noch nicht das Gelübde abgelegt, ſo viel ich weiß?“

„Doch ſie muß es thun.“

„Wir werden dabei eine Bedingung ſtellen,“ ſagte der König. „Warum ſollte ſie übrigens das Gelübde ablegen?“ fügte er mit einem letzten Sauerteig von Mißtrauen bei.

„Sie iſt arm . . . Sie haben nur ihren Vater bereichert,“ ſprach Marie Antoinette mit hartem Tone.

„Das iſt ein Unrecht, das ich wieder gut machen werde. Herr von Charny liebt ſie . . .“

Die Königin bebte und warf Charny einen gierigen Blick zu, als wollte ſie ihn anflehen, daß er leugne.

Charny ſchaute Marie Antoinette ſtarr an und antwortete nicht.

„Wohl!“ ſagte der König, der dieſes Stillſchweigen für eine ehrfurchtsvolle Beiſtimmung nahm, „und ohne Zweifel liebt Fräulein von Taverney Herrn von Charny? Ich werde Fräulein von Taverney ausſteuern; ich gebe ihr die fünfmal hundert tauſend Livres, die ich eines Tags, für Sie, Herrn von Calonne abſchlagen mußte. Danken Sie der Königin, Herr von Charny, daß ſie die Güte gehabt hat, mir dieſe Sache zu erzählen und ſo das Glück Ihres Lebens zu ſichern.“

Charny machte einen Schritt vorwärts und verbeugte ſich wie eine bleiche Bildſäule, der Gott durch ein Wunder einen Augenblick das Leben gegeben hätte.

„Oh! das iſt wohl der Mühe werth, daß Sie noch einmal niederknieen,“ ſagte der König mit jener leichten Nuance von plattem Spott, der zu oft bei ihm den traditionellen Adel ſeiner Ahnen verminderte.

Die Königin bebte und reichte mit einer freiwilligen Bewegung dem jungen Mann ihre beiden Hände. Er kniete vor ihr nieder und drückte auf dieſe ſchönen eiskalten Hände einen Kuß, in dem er ſeine Seele aushauchen zu dürfen Gott anflehte.

„Auf!“ ſprach der König, „überlaſſen wir nun der

Königin die Sorge für Ihre Angelegenheiten, kommen Sie, mein Herr, kommen Sie.“

Und er ging ſehr raſch voran, ſo daß ſich Charny auf der Schwelle umdrehen und den unausſprechlichen Schmerz dieſes ewigen Abſchieds ſehen konnte, den ihm die Augen der Königin zuſandten.

Die Thüre ſchloß ſich wieder zwiſchen ihnen, eine fortan unüberſteigliche Schranke für unſchuldige Liebe.

LXXXI.

Saint-Denis.

Die Königin war allein und in Verzweiflung. So viele Schläge trafen ſie zugleich, daß ſie nicht mehr wußte, von welcher Seite der heftigſte Schmerz kam.

Nachdem ſie eine Stunde in dieſem Zuſtand des Zweifels und der Niedergeſchlagenheit geblieben war, ſagte ſie ſich, es ſei Zeit, einen Ausgang zu ſuchen. Die Gefahr wuchs. Stolz auf einen über den Anſchein davon getragenen Sieg, würde ſich der König beeilen, das Gerücht zu verbreiten. Es könnte geſchehen, daß dieſes Gerücht auswärts ſo aufgenommen würde, daß der ganze Vortheil des begangenen Betrugs verloren wäre.

Dieſer Betrug, ach! wie ſehr machte ſich ihn die Königin zum Vorwurf; wie gern hätte ſie das entflogene Wort wieder zurückgenommen, wie gern hätte ſie, ſelbſt Andrée, das chimäriſche Glück entzogen, das dieſe vielleicht ausſchlagen würde.

Hier erhob ſich in der That eine andere Schwierigkeit. Der Name Andrée hatte Alles vor dem König gerettet. Aber wer konnte für dieſen launenhaften, unabhängigen, eigenwilligen Geiſt ſtehen, den man

räulein von Taverney nannte? wer konnte darauf
hlen, daß dieſe ſtolze Perſon ihre Freiheit, ihre
ukunft zu Gunſten einer Königin entäußern würde,
e ſie wenige Tage zuvor als Feindin verlaſſen hatte?

Was würde dann geſchehen? weigerte ſich Andrée,
nd dies war wahrſcheinlich, ſo ſtürzte das ganze Lü-
ngerüſte ein. Die Königin würde eine Intrigantin
n mittelmäßigem Geiſte, Charny ein flacher Cicisbeo,
nd in eine Anklage verwandelt, nahm die Verleumdung
e Verhältniſſe eines unzweifelhaften Ehebruchs an.

Marie Antoinette fühlte, wie ihr Verſtand bei dieſen
etrachtungen ſich verwirrte; ſie hätte beinahe ihrer
öglichkeit nachgegeben; ſie ſenkte ihren brennenden
opf in ihre Hände und wartete.

Wem ſich anvertrauen? Wer war denn die Freundin
er Königin? Frau von Lamballe? Oh! die reine
ernunft, die kalte, unbeugſame Vernunft! Warum dieſe
ngfräuliche Einbildungskraft verſuchen, welche über-
ies die Hofdamen nicht würden verſtehen wollen? knech-
ſche Schmeichlerinnen der Wohlfahrt, zitternd bei dem
auche der Ungnade, vielleicht geneigt, eine Lection
rer Königin zu geben, während ſie eines Beiſtands
edürfen würde.

Es blieb nur Fräulein von Taverney ſelbſt. Das
ar ein Diamantherz, deſſen Beſchlüſſe das Glas zer-
hneiden konnten, deſſen unbeſiegbare Feſtigkeit, deſſen
efe Reinheit aber allein mit den großen Schmerzen
ner Königin ſympathiſiren konnten.

Marie Antoinette würde alſo Andrée aufſuchen.
ie würde derſelben ihr Unglück auseinanderſetzen und
e anflehen, ſie möge ſich aufopfern. Ohne Zweifel
ürde ſich Andrée weigern, denn ſie gehörte nicht zu
enjenigen, welche ſich Unterwürfigkeit einflößen laſſen;
ch allmälig durch ihre Bitten beſänftigt, würde ſie
achgeben. Wer weiß übrigens, ob man nicht einen
ufſchub bewirken könnte? ob der König nicht, be-
hwichtigt durch die ſcheinbare Einwilligung der beiden

Verlobten, am Ende vergäße? Eine Reiſe würde dann Alles in's Reine bringen. Charny, Andrée, indem ſie ſich auf einige Zeit entfernten, bis die Hyder der Verleumdung keinen Hunger mehr hätte, könnten ſagen laſſen ſie haben ſich gütlich ihr Wort zurückgegeben, und Niemand würde errathen, daß dieſes Heirathsproject ein Spiel geweſen.

So wäre die Freiheit von Fräulein von Taverney nicht gefährdet worden; die von Charny würde keine größere Entäußerung erleiden. Es gäbe für die Königin nicht mehr den gräßlichen Gewiſſensbiß, zwei Exiſtenzen der Selbſtſucht ihrer Ehre geopfert zu haben, und doch wäre dieſe Ehre, in der die ihres Gemahls, die ihrer Kinder mit eingeſchloſſen, nicht angegriffen: ſie würde ſie unbefleckt an die zukünftige Königin von Frankreich übertragen.

Dies waren ihre Betrachtungen.

So glaubte ſie Alles zum Voraus ausgeglichen zu haben, Wohlanſtand und Privatintereſſen. Man mußte wohl mit dieſer Feſtigkeit der Logik in Gegenwart einer ſo furchtbaren Gefahr ſchließen. Man mußte ſich wohl mit allen Beweisſtücken gegen eine Gegnerin bewaffnen, welche ſo ſchwer zu bekämpfen, wie Fräulein von Taverney, wenn ſie auf ihren Stolz und nicht auf ihr Herz hörte.

Als ſie vorbereitet war, entſchloß ſie ſich, auszugehen. Wie oft hätte ſie gern Charny ermahnt, keinen falſchen Schritt zu machen, aber ſie wurde davon durch die Idee abgehalten, es belauern ſie ohne Zweifel Spione; Alles werde auf ihrer Seite in einem ſolchen Augenblick ſchlecht ausgelegt; und ſie hatte den geraden Sinn, die Ergebenheit und Entſchloſſenheit von Charny genugſam erprobt, um überzeugt zu ſein, er würde Alles gutheißen, was ſie zu thun für geeignet erachtete.

Es wurde drei Uhr; das Mittagsmahl in großer Ceremonie, die Vorſtellungen, die Beſuche; die Königin empfing alle Welt mit einem heitern Geſicht und einer

Freundlichkeit, die ihrem wohlbekannten Stolze nichts benahm. Sie war ſogar bemüht, gegen diejenigen, welche ſie als ihre Feinde betrachtete, eine Feſtigkeit zu zeigen, die gewöhnlich den Schuldigen wenig anſteht.

Nie war der Andrang ſo groß bei Hofe geweſen; nie hatte die Neugierde ſo tief in den Zügen einer Königin in Gefahr gewühlt. Marie Antoinette bot Allem Trotz, ſchmetterte ihre Feinde nieder, berauſchte ihre Freunde, verwandelte die Gleichgültigen in Eifrige, die Eifrigen in Enthuſiaſten, und erſchien ſo ſchön und ſo groß, daß der König hierüber öffentlich ſeine Glückwünſche gegen ſie ausſprach.

Dann, als Alles wohl beendigt war, legte ſie ihr befohlenes Lächeln nieder und kehrte zu ihren Erinnerungen, das heißt zu ihrem Schmerz, allein, ganz allein in der Welt, zurück; ſie wechſelte ihre Toilette, nahm einen grauen Hut mit blauen Bändern und Blumen, ein Kleid von mauergrauer Seide, ſtieg in ihren Wagen und ließ ſich, ohne Leibwachen, nur mit einer einzigen Dame, nach Saint-Denis führen.

Es war die Stunde, wo die Nonnen, in ihre Zellen zurückgekehrt, vom beſcheidenen Geräuſch des klöſterlichen Speiſeſaals zum Stillſchweigen der Meditationen übergingen, denen ſie ſich vor dem Abendgebet hingaben.

Die Königin ließ Fräulein Andrée von Taverney in's Sprachzimmer rufen.

Knieend, in ihr Nachtgewand von weißer Wolle gehüllt, betrachtete Andrée aus ihren Fenſtern den Mond, der hinter den großen Linden aufging, und in dieſer Poeſie der beginnenden Nacht fand ſie das Thema zu allen den inbrünſtigen, leidenſchaftlichen Gebeten, die ſie zu Erleichterung ihrer Seele an Gott ſandte.

Sie trank mit langen Zügen den unabhelflichen Schmerz der freiwilligen Abweſenheit. Dieſe Marter iſt nur ſtarken Seelen bekannt; ſie iſt zugleich eine

Qual und ein Vergnügen. Sie gleicht, was das L
betrifft, allen gewöhnlichen Schmerzen. Sie läuf
eine Wollust aus, welche nur diejenigen fühlen kö
die das Glück dem Stolz zu opfern wiſſen.

Andrée hatte aus freien Stücken den Hof verl
aus freien Stücken hatte ſie mit Allem gebrochen,
ihre Liebe unterhalten konnte. Stolz wie Cleop
hatte ſie nicht einmal die Idee ertragen können,
von Charny habe an eine andere Frau gedacht,
wäre dieſe Frau die Königin ſelbſt.

Kein Beweis für ſie von dieſer für eine A
glühenden Liebe. Sicherlich hätte die eiferſü
Andrée aus dieſem Beweiſe die ganze Ueberzeu
gezogen, die ein Herz bluten machen kann. Hat
aber nicht Herrn Charny gleichgültig an ihr vor
gehen ſehen? Hatte ſie nicht die Königin im Be
gehabt, ſie nehme für ſich, ohne Zweifel unſchuldig
Huldigungen und die Bevorzugung von Charny?

Wozu ſollte es fortan nützen, in Verſaille
bleiben? Um Complimente zu erbetteln? um die L
leſe des Lächelns zu machen? um von Zeit zu Zei
einem angebotenen Arm, mit einer berührten Han
geſpeiſt zu werden? wenn die Königin auf der
menade ihr die Artigkeiten von Charny leihen w
weil die Königin in dieſem Augenblick nicht im S
war, ſie für ſich zu behalten?

Nein, keine feige Schwäche, kein Vergleich
dieſe ſtoiſche Seele. Das Leben mit der Liebe un
Bevorzugung, das Kloſter mit der Liebe und dem
wundeten Stolz.

„Nie! nie!“ wiederholte ſich die ſtolze An
„derjenige, welchen ich im Schatten liebe, iſt für
nur eine Wolke, ein Portrait, eine Erinnerung;
verletzt mich nie, er lächelt immer mir zu, er l
nur mir zu.“

Darum hatte ſie ſo viele Nächte in Schm
aber frei zugebracht; darum zog Andrée, glücklich

einen, wenn ſie ſich ſchwach fand, zu verfluchen, wenn ſich exaltirte, die freiwillige Abweſenheit, welche r die Unverſehrtheit ihrer Liebe und ihrer Würde ß, der Fähigkeit vor, einen Mann wiederzuſehen, n ſie haßte, weil ſie gezwungen war, ihn zu lieben.

Und überdies, dieſe ſtummen Beſchauungen der inen Liebe, dieſe göttlichen Entzückungen des einſamen raumes, das war viel mehr das Leben für die unbän-ge Andrée, als die leuchtenden Feſte in Verſailles d die Nothwendigkeit, ſich vor Nebenbuhlerinnen zu ugen, und die Furcht, das in ihrem Herzen einge-ſchloſſene Geheimniß an das Tageslicht entſchlüpfen zu laſſen.

Am Abend des St. Ludwigs-Feiertages ſuchte alſo ie Königin Andrée in Saint-Denis auf, und ſie fand e träumeriſch.

Man meldete wirklich Andrée, die Königin ſei) eben angekommen, das Kapitel empfange ſie im roßen Sprachzimmer, und Ihre Majeſtät habe nach em erſten Complimente gefragt, ob man Fräulein von Lavarney ſprechen könnte.

Eine ſeltſame Erſcheinung! es bedurfte nicht mehr ir Andrée, ein durch die Liebe erweichtes Herz, daß e dieſem Wohlgeruch entgegenſprang, der von Verſailles u ihr kam . . . einem Wohlgeruch, den ſie am Tage orher verflucht, einem Wohlgeruch, der in demſelben Maße koſtbarer wurde, in dem er ſich mehr entfernte, oſtbar wie Alles, was ſich verdunſtet, wie Alles, was ich vergißt, koſtbar wie die Liebe.

„Die Königin!“ murmelte Andrée, „die Königin u Saint-Denis! Die Königin, die mich ruft!“

„Geſchwinde, beeilen Sie ſich,“ erwiederte man ihr.

Sie beeilte ſich in der That, ſie warf auf ihre Schultern die lange Mante der Nonnen, befeſtigte um hren weiten Rock den wollenen Gürtel, und folgte, ohne einen Blick in ihren kleinen Spiegel zu thun, der Pförtnerin, welche ſie geholt hatte.

Doch kaum hatte ſie hundert Schritte gemacht, als ſie ſich gedemüthigt fühlte, daß ſie ſo viel Freude empfunden.

„Warum," ſagte ſie, „warum hat mein Herz gebebt? In welcher Hinſicht berührt es Andrée von Taverney, daß die Königin von Frankreich das Kloſter Saint-Denis beſucht? Iſt es Stolz, was ich empfinde? Die Königin iſt nicht meinetwegen hier. Iſt es Glück? ich liebe die Königin nicht mehr.

„Ruhe, ſchlimme Nonne, die weder Gott noch der Welt gehört; ſei wenigſtens bemüht, dir ſelbſt zu gehören."

Andrée ſchalt ſich ſo, während ſie die große Treppe hinabging, und Herrin ihres Willens, tilgte ſie auf ihren Wangen die flüchtige Röthe der Haſt, mäßigte ſie die Raſchheit ihrer Bewegungen. Doch um hiezu zu gelangen, brauchte ſie mehr Zeit, die letzten ſechs Stufen vollends hinabzugehen, als ſie zu den dreißig erſten gebraucht hatte.

Als ſie hinter den Chor zum Ceremonienſprachzimmer kam, in welchem der Glanz der Kronleuchter und der Wachskerzen unter den geſchäftigen Händen einiger Laienſchweſtern zunahm, war Andrée kalt und bleich.

Als ſie ihren Namen von der Pförtnerin ausſprechen hörte, als ſie Marie Antoinette auf dem ähtlichen Stuhle ſitzen ſah, während zu ihrer Seite die edelſten Stirnen ſich beeiferten und beugten, wurde Andrée von einem Herzklopfen erfaßt, das ihren Gang mehrere Secunden hemmte.

„Ah! kommen Sie doch, daß ich mit Ihnen reden kann, mein Fräulein," ſagte die Königin halb lächelnd.

Andrée näherte ſich und beugte den Kopf.

„Sie erlauben, Madame," ſprach die Königin, ſich gegen die Superiorin umwendend.

Dieſe antwortete durch eine Verneigung und verließ das Sprachzimmer, gefolgt von allen ihren Nonnen.

Königin blieb allein mit Andrée, deren Herz
ig ſchlug, daß man es ohne das langſamere
der Unruhe einer alten Uhr hätte hören

LXXXII.

Ein todtes Herz.

Königin begann das Geſpräch, das war in

! mein Fräulein, wiſſen Sie, daß Sie als
nen ſeltſamen Eindruck auf mich machen."
rée antwortete nicht.
ıe alte Gefährtin," fuhr die Königin fort,
ir die Welt, in der wir Andere noch leben,
zu ſehen, iſt wie ein ernſter Rath, den uns
b gibt. Sind Sie nicht meiner Anſicht, mein
?"
ıdame," erwiederte Andrée, „wer würde ſich
Eurer Majeſtät Rathſchläge zu geben? Der
ſt wird die Königin nicht eher, als an dem
nachrichtigen, wo ſie ihn annimmt. In der
ie ſollte er es anders machen?"
ırum?"
ıdame, weil eine Königin, durch die Natur
habenheit, dazu beſtimmt iſt, in dieſer Welt
unvermeidlichen Nothwendigkeiten zu erdulden.
vas ihr Leben verbeſſern kann, hat ſie; Alles,
Anderen, ihre Laufbahn ihr verſchönern helfen
mmt eine Königin Anderen."
Königin machte eine Bewegung des Erſtaunens.
b das iſt ein Recht," fügte Andrée haſtig bei;
›eren, das iſt für eine Königin eine Schaar
erthanen, deren Leben, Ehre und Güter den

Fürſten gehören. Leben, Ehre und Güter, moraliſche oder materielle, ſind alſo das Eigenthum der Königinnen."

„Das ſind Lehren, die mich in Erſtaunen ſetzen," ſprach langſam Marie Antoinette. „Sie machen aus einer Souveränin in dieſem Land irgend eine Wehrwölfin der Mährchen, die das Vermögen und das Glück einfacher Bürger verſchlingt. Bin ich [illegible]ſe Frau, Andrée? Haben Sie ſich im Ernſte über mich zu beklagen gehabt, als Sie bei Hofe waren?"

„Eure Majeſtät hatte die Güte, dieſe Frage an mich zu richten, als ich ſie verließ," erwiederte Andrée, „ich antwortete, wie heute: Nein, Madame."

„Aber oft," fuhr die Königin fort, „verletzt uns ein Verdruß, der nicht perſönlich iſt. Habe ich einem der Ihrigen geſchadet und folglich die harten Worte verdient, die Sie ſo eben zu mir geſprochen? Andrée, die Einſamkeit, die Sie ſich gewählt, iſt ein Aſyl gegen alle ſchlimmen Leidenſchaften der Welt. Gott lehrt uns die Sanftmuth, die Mäßigung, das Vergeſſen der Beleidigungen, Tugenden, deren reinſtes Muſter er iſt. Muß ich hier, indem ich eine Schweſter in Jeſu Chriſto beſuche, eine ſtrenge Stirne und Worte voll Galle finden? Muß ich, während ich als Freundin herbeieile, Vorwürfe oder die verſchleierte Leidenſchaftlichkeit einer unverſöhnlichen Feindin treffen?"

Andrée ſchlug die Augen auf, erſtaunt über dieſe Leutſeligkeit, an welche Marie Antoinette ihre Diener nicht gewöhnt hatte. Sie war hochmüthig und ungeſchlacht beim Widerſtand.

Die Worte, welche Andrée geſprochen, aufhören, ohne ſich zu erhitzen, war eine Anſtrengung der Scham und der Freundſchaft, welche die heißblütige Einſiedlerin merkbar rührte.

„Ihre Majeſtät weiß wohl, daß die Taverney nicht ihre Feinde ſein können," ſagte ſie leiſer.

„Ich begreife," ſprach die Königin, „Sie vergeihen mir nicht, daß ich kalt gegen Ihren Bruder geweſen

bin, und er selbst klagt mich vielleicht des Leichtsinns, der Launenhaftigkeit sogar an."

„Mein Bruder ist ein zu ehrerbietiger Unterthan, um die Königin anzuklagen," entgegnete Andrée, die ihre Starrheit zu behaupten sich bemühte.

Die Königin sah wohl, sie müßte sich verdächtig machen, wenn sie die Dosis Honig, welche den Cerberus bändigen sollte, vermehren würde. Sie hielt mitten in ihren Zuvorkommenheiten inne und sagte:

„Es ist immerhin gewiß, daß ich, als ich nach Saint-Denis kam, um mit Madame zu sprechen, Sie sehen und Ihnen die Versicherung geben wollte, ich sei von nahe wie von fern Ihre Freundin."

Andrée fühlte diese Nuance; sie befürchtete, diejenige, welche ihr schmeichelte, beleidigt zu haben; sie befürchtete noch viel mehr, ihre schmerzliche Wunde vor dem stets hellsehenden Auge einer Frau enthüllt zu haben.

„Eure Majestät überschüttet mich mit Ehre und Freude," sagte sie traurig.

„Sprechen Sie nicht so, Andrée," erwiederte die Königin, indem sie ihr die Hand drückte; „Sie zerreißen mir das Herz. Wie! es soll nicht gesagt werden, eine elende Königin könne eine Freundin haben, könne über eine Seele verfügen, könne mit Vertrauen ihre Augen auf reizenden Augen, wie die Ihrigen, ruhen lassen, ohne im Grunde dieser Augen das Interesse oder den Groll zu vermuthen! Ja, ja, Andrée, beneiden Sie diese Königinnen, diese Herrinnen der Güter, der Ehre und des Lebens Aller. Oh! ja, sie sind Königinnen; oh! ja, sie besitzen das Gold und das Blut ihrer Völker, doch das Herz! nie! nie! Sie können es nicht nehmen, und man muß es ihnen schenken."

„Ich versichere Sie, Madame," sprach Andrée, erschüttert durch diese warme Anrede, „ich habe Eure Majestät so sehr geliebt, als ich je in dieser Welt lieben werde."

So ſprechend erröthete ſie und neigte das Haupt.

„Sie . . . haben mich . . . geliebt!“ rief die Königin, dieſe Worte auffangend, „Sie lieben mich nicht mehr?“

„Oh! Madame!“

„Ich verlange nichts von Ihnen, Andrée . . . Verflucht ſei das Kloſter, das ſo ſchnell die Erinnerung in gewiſſen Herzen vertilgt.“

„Klagen Sie mein Herz nicht an,“ rief Andrée lebhaft, „es iſt todt.“

„Ihr Herz iſt todt! Sie, Andrée, jung, ſchön, ſagen, Ihr Herz ſei todt! Ah! ſpielen Sie nicht mit dieſen unſeligen Worten! Das Herz iſt nicht todt bei derjenigen, welche dieſes Lächeln, dieſe Schönheit bewahrt; ſagen Sie das nicht, Andrée.“

„Ich wiederhole Ihnen, Madame, nichts bei Hofe, nichts in der Welt iſt mehr für mich. Hier lebe ich wie das Gras und die Pflanze; ich habe Freuden, die nur ich allein verſtehe; darum habe ich, als ich Sie vorhin glänzend und fürſtlich wiederfand, ich, die ſchüchterne und dunkle Nonne, nicht ſogleich begriffen; meine Augen haben ſich geblendet durch Ihren Glanz geſchloſſen; ich flehe Sie an, mir zu verzeihen: es iſt kein ſehr großes Verbrechen, dieſes Vergeſſen der ſtolzen Eitelkeiten der Welt; mein Beichtvater wünſcht mir jeden Tag Glück hiezu; ich flehe Sie an, ſeien Sie nicht ſtrenger, als er.“

„Wie! Sie gefallen ſich im Kloſter?“

„Ich umfaſſe mit Wonne das Leben der Einſamkeit.“

„Es iſt nichts mehr da, was Sie geheimniſchen zu den Freuden der Welt hinzieht?“

„Nichts.“

„Mein Gott!“ dachte voll Angſt die Königin, „ſollte ich ſcheitern?“

Und ein tödtlicher Schauer durchlief ihre Adern.

„Wir wollen ſie in Verſuchung führen,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt; „ſcheitert dieſes Mittel, ſo nehme ich

meine Zuflucht zu den Bitten. Oh! sie zu diesem Ende bitten, sie bitten, Herrn von Charny anzunehmen ... gütiger Himmel! muß ich so unglücklich sein!"

„Andrée," sagte Marie Antoinette, ihre Aufregung beherrschend, „Sie haben Ihre Zufriedenheit in Worten ausgesprochen, die mir die Hoffnung rauben, welche ich gefaßt hatte."

„Welche Hoffnung, Madame?"

„Sprechen wir nicht mehr davon, wenn Sie entschieden sind, wie Sie es so eben geschienen haben ... Ach! das war für mich ein Schatten von Vergnügen, er ist entflohen! Ist nicht Alles ein Schatten für mich! Denken wir nicht mehr daran."

„Ah! Madame, gerade, weil Sie hieraus eine Befriedigung ziehen sollen, sprechen Sie."

„Wozu soll es nützen? Sie haben sich von der Welt zurückgezogen, nicht wahr?"

„Ja, Madame."

„Sehr gern?"

„Oh! ganz mit meinem freien Willen."

„Und Sie wünschen sich Glück zu dem, was Sie gethan?"

„Mehr als je."

„Sie sehen wohl, daß es überflüssig ist, mich sprechen zu lassen. Gott ist jedoch mein Zeuge, daß ich einen Augenblick glaubte, ich würde Sie glücklich machen."

„Mich?"

„Ja, Sie Undankbare, die Sie mich anklagten! Doch heute haben Sie andere Freuden erschaut, Sie kennen besser, als ich, Ihren Geschmack und Ihren Beruf. Ich verzichte ..."

„Ah! Madame, erweisen Sie mir die Ehre, mir etwas Näheres zu sagen."

„Oh! das ist sehr einfach, ich wollte Sie an den Hof zurückführen."

„Oh!" rief Andrée mit einem Lächeln voll Bitterkeit, „ich! an den Hof zurückkehren ... mein Gott! ...

nein! nein! Madame, [illegible] es nicht unkom
ungehorsam gegen Eure [illegible]estät zu sein."

Die Königin schau[illegible] ihr Herz füllte sich
einem unaussprechlichen [illegible]merz; sie scheiterte,
mächtige Fahrzeug, an [illegible] Atom von Granit.

„Sie schlagen es aus," murmelte sie

Und um ihre Angst zu verbergen, verschloß sie
Gesicht in ihren Händen.

Andrée hielt sie für niedergebeugt, sie warf
vor ihr auf die Kniee. wollte sie durch ihre
furcht die Wunde lin[illegible], die sie der Freundschaft
dem Stolze geschlag

„Madame," [illegible] „was hätten Sie aus
bei Hofe gemacht, der Traurigen, aus
der Nichtigen, aus Armen, aus mir, der
fluchten, aus mir, [illegible] flieht, weil ich nicht
mal [illegible] Frauen die che Unruhe der Rivalität
den [illegible] die a[illegible] e Sympathie der Versch
den[illegible] [illegible] zuflößen gewußt habe.
Ah! Ma[illegible] [illegible] ebieterin, lassen Sie
Nonne, [illegible] mal mehr von Gott
nommen, [illegible] für [illegible] zu mangelhaft hält,
doch die [illegible] [illegible] per und Herz aufnim
Verlassen em Elend, meiner Ver
zelung: lass[illegible]

„Ah!" [illegible]ie Königin aufschauend,
Stand, den [illegible] Ihnen vor hlagen wollte, bietet
den Demüthigungen, über die Sie sich beklagen,
Die Heirath, um die es [illegible] handelt, machte Sie zu
der vornehmsten Frauen [illegible]ntreiches?"

„Eine Heirath!" [illegible]elte Andrée erstaunt.

„Sie schlagen es aus," sprach die Königin, im
mehr entmuthigt.

„Oh! ja, ich schlage es aus!"

Da ging die Königin in den Ton der Bitte
und sagte:

„Andrée . . ."

„Ich ſchlage es aus, Madame, ich ſchlage es aus.“

Marie Antoinette bereitete ſich nun mit einer ungeheuren Herzensangſt vor, das Flehen zu beginnen. Andrée warf ſich quer durch in dem Augenblick, wo ſie unentſchloſſen, zitternd, verwirrt aufſtand, ohne auch nur das erſte Wort ihrer Rede feſtzuhalten.

„Madame,“ ſagte ſie, die Königin an ihrem Kleide zurückhaltend, denn ſie glaubte ſie weggehen zu ſehen, „haben Sie die hohe Gnade, mir den Mann zu nennen, der mich zur Gefährtin annehmen würde; ich habe ſo ſehr in meinem Leben durch die Demüthigung gelitten, daß der Name dieſes edelmüthigen Mannes . . .“

Und ſie lächelte mit einer ſtechenden Ironie und fuhr dann fort:

„Der Balſam ſein wird, den ich fortan auf alle Wunden meines Stolzes legen werde.“

Die Königin zögerte, doch es war für ſie eine Nothwendigkeit, die Sache bis zum Ende zu treiben.

„Herr von Charny,“ ſprach ſie mit traurigem, gleichgültigem Tone.

„Herr von Charny!“ rief Andrée mit einem furchtbaren Ausbruch, „Herr Olivier von Charny!“

„Herr Olivier, ja,“ erwiederte die Königin, indem ſie das Mädchen ganz verwunderungsvoll anſchaute.

„Der Neffe von Herrn von Suffren?“ fuhr Andrée fort, deren Wangen ſich mit Purpur übergoſſen, deren Augen glänzten wie Sterne.

„Der Neffe von Herrn von Suffren,“ antwortete die Königin, immer mehr ergriffen von der Veränderung, die in den Zügen von Andrée vorging.

„Wie, Madame, mit Herrn Olivier wollen Sie mich verheirathen?“

„Mit ihm ſelbſt.“

„Und . . . er willigt ein?“

„Er bittet um ihre Hand.“

„Oh! ich gebe ſie ihm, ich gebe ſie ihm,“ rief

Andrée entzückt, toll. „Mich hat er alſo geliebt! .. mich liebt er, wie ich ihn liebte!“

Die Königin wich leichenbleich und zitternd einem dumpfen Seufzer zurück, ſie war nahe dar vernichtet in einen Lehnſtuhl zu fallen, während wahnſinnige Andrée ihr die Kniee, das Kleid fü und abwechſelnd ihre Hände mit Thränen befeuch und mit glühenden Küſſen verſengte.

„Wann gehen wir?“ ſagte ſie endlich, als das W in ihr auf die erſtickten Schreie, auf die Seufzer gen konnte.

„Kommen Sie,“ murmelte die Königin, welche Leben entfliehen fühlte, und ihre Ehre retten wol ehe ſie ſtarb.

Sie ſtand auf, ſtützte ſich auf Andrée, deren br nende Lippen ihre eiskalten Wangen ſuchten, und w rend das Mädchen Anſtalten zu ihrer Abreiſe t ſprach mit einem Schluchzen die unglückliche Fürſ diejenige, welche das Leben und die Ehre von drei Millionen Unterthanen beſaß:

„Mein Gott! iſt es nun genug der Leiden für einziges Herz.

„Und dennoch muß ich Dir danken, mein Go fügte ſie bei; „denn Du retteſt meine Kinder vor Schande, Du gibſt mir das Recht, unter mei königlichen Mantel zu ſterben! . . .“

LXXXIII.

Worin es ſich erklärt, warum der Baro fett wurde.

Während die Königin über das Schickſal Fräulein von Laverney in Saint-Denis entſchied, ſchleunigte Philipp, das Herz zerriſſen von Allem d

hren, was er entdeckt hatte, die Vorkehrungen
breiſe.
oldat, der in der Welt umherzulaufen ge-
braucht nie lange, um zu packen und ſeinen
l anzuziehen. Aber Philipp hatte mächtigere
de, als jeder Andere, um ſich raſch von
zu entfernen; er wollte nicht Zeuge von der
ichen und nahe bevorſtehenden Schande der
iner einzigen Leidenſchaft, ſein.
ſah ihn auch eifriger als je beſchäftigt,
e ſatteln zu laſſen, ſeine Gewehre zu laden
m Mantelſack Alles zuſammenzuhäufen, was
eſtes beſaß, um das Leben der Gewohnheit
ı, und als er dies Alles beendigt, ließ er
Taverney, dem Vater, melden, er habe mit
chen.
leine Greis kam von Verſailles zurück;
e nach ſeinen beſten Kräften ſeine mageren
einen rundlichen Bauch trugen. Der Baron
drei bis vier Monaten fett, was ihm einen
eh, der ſich leicht begreifen läßt, wenn man
ıß die große Rundung des Leibes bei ihm
ıal einer vollkommenen Zufriedenheit ſein

llkommene Zufriedenheit von Taverney iſt ein
viele Sinne in ſich ſchließt.
aron kam alſo ganz heiter von ſeiner Pro-
ch dem Schloß zurück. Er hatte am Abend
il an dem Scandal des Tages genommen.
errn von Breteuil gegen Herrn von Rohan
Herrn von Soubiſe und Herrn von Gué-
n Herrn von Breteuil; Herrn von Provence
Königin; Herrn d'Artois gegen Herrn von
er hatte hundert Perſonen gegen hundert
und nicht einer für Jemand. Er hatte
the an Bosheiten und kleinen Schändlich-

keiten eingesammelt und kehrte ganz glücklich mit dem vollen Korbe zurück.

Als er von seinem Bedienten erfuhr, sein Sohn wünsche ihn zu sprechen, durchschritt er, statt auf den Besuch von Philipp zu warten, einen ganzen Ruheplatz, um den Reisenden aufzusuchen.

Er trat, ohne sich melden zu lassen, in das Zimmer ein, das von jener Unordnung voll war, welche einer Abreise vorhergeht.

Philipp erwartete nicht Ausbrüche von Empfindsamkeit, wenn sein Vater seine Abreise erfahren würde, aber er erwartete auch nicht eine zu große Gleichgültigkeit. In der That, Andrée hatte schon das väterliche Haus verlassen, das war eine Existenz weniger zum Klagen; der Baron mußte die Leere fühlen, und wenn diese Leere durch die Abwesenheit des letzten Märtyrers vollständig wäre, könnte der Baron, den Kindern ähnlich, denen man ihren Hund und ihren Vogel nimmt, wohl wimmern, und wäre es nur aus Selbstsucht.

Aber Philipp war sehr erstaunt, als er den Baron mit einem jubelnden Gelächter ausrufen hörte:

„Ah! mein Gott! er reist . . .“

Philipp hielt inne und schaute seinen Vater ganz verwundert an.

„Ich war dessen sicher,“ fuhr der Baron fort, „ich hätte darauf gewettet. Gut gespielt, Philipp, gut gespielt.“

„Wie beliebt, mein Herr,“ sagte der junge Mann, „ich bitte, was ist gut gespielt?“

Der Greis trällerte auf einem Beine hüpfend und seinen zunehmenden Bauch mit beiden Händen haltend.

Er blinzelte zu gleicher Zeit Philipp angestrengt mit den Augen zu, damit dieser seinen Kammerdiener entließe.

Philipp begriff dies und gehorchte. Der Baron schob Champagne hinaus und schloß die Thüre hinter

nen Ferſen. Dann kehrte er zu ſeinem Sohn zurück
d ſagte mit leiſer Stimme:

„Bewunderungswürdig! bewunderungswürdig!“

„Sie ſpenden mir viel Lob, mein Herr, ohne daß
) weiß, wodurch ich es verdient habe,“ erwiederte
hilipp mit kaltem Tone.

„Ah! ah! ah!“ rief der Greis, ſich auf den Hüf-
n wiegend.

„Wenn nicht etwa dieſe Heiterkeit durch meine
breiſe verurſacht wird, die Sie von mir befreit, mein
err.“

„Oh! oh! oh! . . .“ lachte der alte Baron aus
ner andern Tonart. „La! la! ärgere Dich nicht vor
ir, es iſt nicht der Mühe werth, Du weißt wohl,
ß ich mich nicht von Dir bethören laſſe . . . Ah!
h! ah!“

Philipp kreuzte die Arme und fragte ſich, ob dieſer
reis nicht im Hirn verrückt würde.

„Bethören, wodurch?“ fragte er.

„Durch Deine Abreiſe, bei Gott! bildeſt Du Dir
wa ein, ich glaube an Deine Abreiſe?“

„Sie glauben nicht daran?“

„Ich wiederhole Dir, Champagne iſt nicht mehr
ier, ärgere Dich nicht mehr; überdies geſtehe ich, daß
)u keinen andern Entſchluß zu faſſen hatteſt, und Du
iſſeſt ihn, das iſt gut.“

„Mein Herr, Sie ſetzen mich in einem Grade in
rſtaunen . . .“

„Ja, es iſt ziemlich wunderbar, daß ich dies er-
athen habe; aber was willſt Du, Philipp, es gibt
einen Menſchen, der neugieriger iſt, als ich, und wenn
ch neugierig bin, ſuche ich; es gibt keinen Menſchen,
er glücklicher iſt, als ich, im Finden, wenn ich ſuche;
ch habe alſo gefunden, daß Du Dir den Anſchein gibſt,
ls wollteſt Du abreiſen, und ich wünſche Dir Glück
iezu.“

„Ich gebe mir den Anſchein?“ rief Philipp är
gerlich.

Der Greis näherte ſich ihm, berührte die Bru
des jungen Mannes mit ſeinen Fingern, welche ſ
knochig, wie die eines Todtengerippes, und ſprach imme
vertraulicher:

„Bei meinem Ehrenwort, ich bin feſt überzeug
ohne dieſes Auskunftsmittel war Alles entdeckt. D
greifſt die Sache zu rechter Zeit an. Höre, morgen wär
es zu ſpät geweſen. Gehe geſchwinde, mein Sohn, geh
geſchwinde.“

„Mein Herr,“ ſprach Philipp mit eiſigem Ton
„ich beheure Ihnen, daß ich nicht ein Wort, nicht ei
einziges Wort von Allem dem, was Sie mir zu ſage
mich beehren, verſtehe.“

„Wo wirſt Du Deine Pferde verbergen?“ fuhr de
Greis fort, ohne unmittelbar zu antworten; „Du ha
eine Stute, welche ſehr leicht zu erkennen iſt; nimm
Dich in Acht, daß man ſie nicht hier ſieht, währen
man glauben wird, Du ſeiſt . . . Ah! wohin reiſe
Du dem Anſcheine nach?“

„Ich gehe nach Taverney Maiſon-Rouge, me
Herr.“

„Gut . . . ſehr gut . . . Du ſtellſt Dich, a
gingeſt Du nach Maiſon-Rouge . . . Niemand wi
ſich hierüber Klarheit verſchaffen . . . Oh! ſehr g
Doch ſei vorſichtig; es ſind ſehr viele Augen auf E
Beide gerichtet.“

„Auf uns Beide! . . . Wen meinen Sie denn

„Sie iſt ungeſtüm, ſiehſt Du,“ fuhr der G
fort. „Sie hat Ausbrüche des Zorns, durch w
ſie Alles zu Grunde zu richten im Stande iſt. N
Dich in Acht! ſei vernünftiger, als ſie.“

„Ah! in der That,“ rief Philipp mit einem dur
Zorn, „ich denke, Sie beluſtigen ſich auf meine K
was nicht liebreich iſt, das ſchwöre ich Ihnen,
nicht gut iſt, denn Sie ſetzen mich, betrübt und

n, der Unannehmlichkeit aus, die Achtung
zu verletzen."
ja wohl, die Achtung; ich ſpreche Dich davon
iſt groß genug, um unſere Angelegenheiten
n, und Du entledigſt Dich derſelben ſo gut,
ir Achtung einflößeſt. Du biſt der Geronte,
r Etourdi; gib mir eine Adreſſe, an welche
ie Nachricht zukommen laſſen kann, ſollte ſich
ngendes ereignen."
) Taverney, mein Herr," ſprach Philipp im
der Greis kehre endlich zu ſeinem geſunden
zurück.
Du gibſt mir eine ſchöne Adreſſe! . . . nach
auf achtzig Meilen. Du bildeſt Dir ein,
Dir einen wichtigen, dringenden Rath zukom-
ſſen habe, werde ich mich damit beluſtigen,
uriere auf der Landſtraße nach Taverney der
nlichkeit wegen umbringe? Ich ſage nicht, Du
die Adreſſe von Deinem Hauſe im Park geben,
meinen Emiſſairen dahin folgen oder meine
kennen könnte, aber wähle eine dritte Adreſſe,
ſternung von einer Viertelſtunde; Du haſt
gskraft . . . was Teufels, hat man für ſeine
gethan, was Du gethan haſt, ſo iſt man
von Mitteln."
Haus im Park, Liebſchaft, Einbildungskraft!
r, wir ſpielen Räthſel, nur behalten Sie die
für ſich."
kenne kein ſchrofferes und verſchloſſeneres Thier,
iſt," rief der Vater voll Aerger, „ich kenne
ſen Zurückhaltung verletzender iſt. Sollte man
ben, Du habeſt bange, von mir verrathen zu
Das wäre ſeltſam!"
n Herr!" rief Philipp außer ſich.
iſt gut! es iſt gut! behalte Deine Geheimniſſe
behalte das Geheimniß der von Dir gemie-
en Jägermeiſterei für Dich."

„Ich habe die Jägermeisterei gemiethet? ich!“

„Behalte das Geheimniß Deiner nächtlichen Spa
ziergänge, die Du zwischen zwei anbetungswürdige
Freundinnen gemacht hast.“

„Ich! . . . ich bin spazieren gegangen?“ murmelt
Philipp erbleichend.

„Bewahre das Geheimniß der honigartig unte
den Blumen und dem Thau gewechselten Küsse.“

„Mein Herr,“ brüllte Philipp, trunken vor wi
thender Eifersucht, „mein Herr, werden Sie schweigen?

„Es ist gut, sage ich Dir noch einmal, Alle
was Du gethan, habe ich erfahren. Du hast nur b
zweifelt, daß ich es wüßte. Alle Teufel! das müß
Dir Vertrauen geben. Dein inniges Verhältniß m
der Königin, Deine begünstigten Unternehmunge
Deine Ausflüge in die Apollo-Bäder, mein Gott! da
ist das Leben und das Glück von uns Allen. Hab
also nicht bange vor mir, Philipp . . . . Vertraue Di
mir an.“

„Mein Herr, Sie sind Entsetzen erregend,“ ri
Philipp, indem er sein Gesicht in seine Hände verbar

Es war allerdings ein Entsetzen, was der unglück
liche Philipp gegen den Mann empfand, der sei
Wunden entblößte und, nicht zufrieden, sie entblößt z
haben, dieselben vergrößerte und mit einer Art von Wut
auseinanderriß. Es war Entsetzen, was er gegen de
Mann empfand, der ihm das ganze Glück eines Ander
zuschrieb und ihn, im Glauben, er liebkose, mit de
Glück eines Andern verspottete.

Alles, was der Vater erfahren, Alles, was er e
rathen hatte, Alles, was die Böswilligen auf Rechnu
von Herrn von Rohan, die besser Unterrichteten a
Rechnung von Herrn von Charny setzten, berichtete d
Baron seinem Sohn. Für ihn war es Philipp, d
die Königin liebte und allmälig im Schatten auf d
höchsten Stufen des Günstlingthums empor schob. Dah

rührte die Zufriedenheit, welche ſeit einigen Wochen den Bauch von Herrn von Taverney rundete.

Als Philipp dieſen neuen Sumpf von Schändlichkeit entdeckt hatte, ſchauderte er, da er ſich durch das einzige Weſen darein verſenkt ſah, das mit ihm gemeinſchaftliche Sache für die Ehre hätte machen müſſen; doch der Schlag war ſo heftig geweſen, daß er betäubt, ſtumm blieb, während der Baron mit mehr Eifer als je ſchwatzte.

„Siehſt Du, Du haſt da ein Meiſterſtück gemacht,“ ſagte er, „Du haſt alle Welt von der Fährte abgebracht. Dieſen Abend ſagten mir fünfzig Augen: Es iſt Rohan. Hundert ſagten mir: Es iſt Charny. Zweihundert ſagten mir: Es iſt Rohan und Charny! Nicht ein einziges hat mir geſagt: Es iſt Taverney. Ich wiederhole Dir, Du haſt ein Meiſterſtück gemacht, und es iſt das Wenigſte, daß ich Dir mein Compliment hierüber ausſpreche... Uebrigens gereicht das Dir wie ihr zur Ehre, mein Lieber. Ihr, weil ſie Dich genommen hat, Dir, weil Du ſie hältſt.“

In dem Augenblick, wo Philipp, durch dieſen letzten Zug wüthend gemacht, mit einem verzehrenden Blick den unbarmherzigen Greis niederſchmetterte, mit einem Blick, dem Vorſpiele des Sturmes, vernahm man das Raſſeln eines Wagens im Hof des Hotels, und gewiſſe Geräuſche, ein gewiſſes Hin- und Hergehen von ſeltſamem Charakter lenkten die Aufmerkſamkeit von Philipp nach Außen.

Man hörte Champagne rufen:

„Das Fräulein! es iſt das Fräulein!“

Und mehrere Stimmen wiederholten:

„Das Fräulein!“

„Wie, das Fräulein?“ fragte Taverney, „welches Fräulein iſt da?“

„Es iſt meine Schweſter,“ murmelte Philipp, als er Andrée erkannte, die aus dem durch das Licht des Portier beleuchteten Wagen ſtieg.

„Deine Schwester!“ wiederholte der Greis . . . „Andrée . . . ist es möglich?“

Champagne trat ein, um zu bestätigen, was Philipp angekündigt hatte.

„Gnädiger Herr,“ sagte er zu Philipp, „das Fräulein, Ihre Schwester, ist im Boudoir neben dem großen Salon; sie erwartet den gnädigen Herrn, um mit ihm zu sprechen.“

„Gehen wir ihr entgegen,“ rief der Greis.

„Mit mir will sie sprechen,“ erwiederte Philipp sich vor dem Greise verbeugend; „ich werde zuerst gehen, wenn Sie mir erlauben.“

In demselben Augenblick fuhr ein zweiter Wagen geräuschvoll in den Hof.

„Wer Teufels kommt noch,“ murmelte der Baron, „das ist eine Stunde der Abenteuer.“

„Der Graf Olivier von Charny!“ rief die mächtige Stimme des Portier den Bedienten zu.

„Führen Sie den Grafen in den Salon,“ sagte Philipp zu Champagne, „der Herr Baron wird ihn empfangen . . . ich gehe in das Boudoir, um mit meiner Schwester zu sprechen.“

Die zwei Männer stiegen langsam die Treppe hinab.

„Was will der Graf hier?“ fragte sich Philipp.

„Warum ist Andrée hierhergekommen?“ dachte der Baron.

LXXXIV.

[illegible] ie Braut.

Der [illegible] ag im Erdgeschoß; zu seiner Lin[illegible], mit einem [illegible] auf die Tr[illegible] Wohnung von Andrée führte.

Zu seiner Rechten war ein anderer kleiner Salon, durch den man in den großen eintrat.

Philipp kam zuerst in das Boudoir, wo ihn seine Schwester erwartete. Er hatte in der Flur seine Schritte verdoppelt, um früher in den Armen dieser theuren Gefährtin zu sein.

Sobald er die Doppelthüre des Salon geöffnet hatte, nahm ihn Andrée beim Halse und umarmte ihn mit einer freudigen Miene, an welche dieser traurige Liebende, dieser unglückliche Bruder seit langer Zeit nicht mehr gewöhnt war.

„Gütiger Himmel! was begegnet Dir denn?“ fragte der junge Mann Andrée.

„Etwas Glückliches!.. oh! etwas sehr Glückliches, mein Bruder!“

„Und Du kommst zurück, um es mir mitzutheilen?“.

„Ich komme für immer zurück!“ sagte sie mit einem Entzücken des Glücks, das aus ihrem Ausrufe einen schallenden Schrei machte.

„Leise, Schwesterchen, leise,“ sagte Philipp; „das Täfelwerk dieses Hauses ist nicht an die Freude gewöhnt, und dann ist dort, oder wird sogleich dort in dem Salon Jemand sein, der Dich hören könnte.“

„Jemand, wer denn?“ fragte Andrée.

„Horche,“ erwiederte Philipp.

„Der Herr Graf von Charny,“ meldete der Lackei, Olivier aus dem kleinen Saale in den großen einführend.

„Er! er!“ rief Andrée, ihre Liebkosungen bei ihrem Bruder verdoppelnd. „Oh! ich weiß wohl, was er hier will.“

„Du weißt es?“

„Ich weiß es so gut, daß ich die Unordnung in meinem Anzug wahrnehme, und daß ich, da ich den Augenblick vorhersehe, wo ich ebenfalls in den Salon werde

eintreten müſſen, um dort mit meinen Ohren zu hören, was Herr von Charny zu ſagen beabſichtigt . . .“

„Sprichſt Du im Ernſte, meine liebe Andrée?“

„Höre, höre, Philipp, und laß mich in mein Zimmer hinaufgehen. Die Königin hat mich ein wenig ſchnell zurückgeführt; ich will mein Kloſternegligé gegen ein Gewand . . . gegen ein Brautgewand vertauſchen.“

Und nach dieſen Worten, die ſie leiſe und in Begleitung eines freudigen Kuſſes zu Philipp ſprach, verſchwand Andrée leicht und brauſend auf der Treppe, die nach ihrer Wohnung führte.

Philipp blieb allein, legte ſeine Wange an die Thüre, welche das Boudoir mit dem Salon verband, und horchte.

Der Graf von Charny war eingetreten. Er ging langſam auf und ab und ſchien mehr nachzuſinnen, als zu warten.

Herr von Taverney, der Vater, trat ebenfalls ein und begrüßte den Grafen mit ausgezeichneter, wenn auch gezwungener Artigkeit.

„Welchem Umſtande,“ ſagte er, „verdanke ich die Ehre dieſes unerwarteten Beſuches, Herr Graf? in jedem Fall glauben Sie mir, daß ich im höchſten Maße darüber erfreut bin.“

„Ich komme, wie Sie ſehen, in Ceremonie, mein Herr, und ich bitte Sie, mich zu entſchuldigen, wenn ich meinen Oheim, den Herrn Bailli von Suffren, nicht mitgebracht habe, wie ich es hätte thun ſollen.“

„Wie!“ ſtammelte der Baron, „ich entſchuldige Sie, mein lieber Herr von Charny.“

„Ich weiß, es wäre dies der Schicklichkeit gemäß geweſen, bei der Bitte, die ich Ihnen vorzutragen im Begriffe bin.“

„Eine Bitte?“

„Ich habe die Ehre,“ ſprach Charny mit einer Stimme, welche die Aufregung beherrſchte, „ich habe

die Ehre, um die Hand von Fräulein Andrée von Taverney, Ihrer Tochter, zu bitten."

Der Baron machte gleichsam einen Sprung in seinem Lehnstuhl. Er riß funkelnd die Augen auf, welche jedes von den Worten, die der Graf von Charny gesprochen, zu verschlingen schienen.

„Meine Tochter!" murmelte er, „Sie verlangen Andrée von mir zur Frau?"

„Ja, Herr Baron; wenn nicht etwa Fräulein von Taverney einen Widerwillen gegen diese Verbindung fühlt?"

„Ah!" dachte der Greis, „steht Philipp schon so hoch in der Gunst, daß einer seiner Nebenbuhler diese, seine Schwester heirathend, benützen will? Meiner Treu, das ist auch nicht schlecht gespielt, Herr von Charny."

Und mit einen Lächeln erwiederte er laut:

„Dieses Gesuch ist so ehrenvoll für unser Haus, Herr Graf, daß ich ihm, was mich betrifft, mit großer Freude entspreche, und da mir daran gelegen ist, daß Sie eine vollständige Einwilligung von hier mitnehmen, so werde ich meine Tochter benachrichtigen lassen . . ."

„Mein Herr," unterbrach ihn der Graf mit kaltem Tone, „Sie machen sich eine unnöthige Mühe. Die Königin hat die Gnade gehabt, Fräulein von Taverney hierüber zu befragen, und die Antwort des Fräuleins ist günstig für mich gewesen."

„Ah!" rief der Baron, immer mehr erstaunt, „es ist die Königin . . ."

„Die sich zu diesem Behufe nach Saint-Denis begeben hat, ja, mein Herr."

Der Baron stand auf und sprach:

„Herr Graf, ich habe Sie nur noch von dem, was die Lage von Fräulein von Taverney betrifft, in Kenntniß zu setzen. Ich habe hier oben die Urkunden vom Vermögen ihrer Mutter. Sie heirathen kein

„Ich gebe mir den Anſchein?“ rief Philipp ärgerlich.

Der Greis näherte ſich ihm, berührte die Bruſt des jungen Mannes mit ſeinen Fingern, welche ſo knochig, wie die eines Todtengerippes, und ſprach immer vertraulicher:

„Bei meinem Ehrenwort, ich bin feſt überzeugt, ohne dieſes Auskunftsmittel war Alles entdeckt. Du greifſt die Sache zu rechter Zeit an. Höre, morgen wäre es zu ſpät geweſen. Gehe geſchwinde, mein Sohn, gehe geſchwinde.“

„Mein Herr,“ ſprach Philipp mit eiſigem Tone, „ich betheure Ihnen, daß ich nicht ein Wort, nicht ein einziges Wort von Allem dem, was Sie mir zu ſagen mich beehren, verſtehe.“

„Wo wirſt Du Deine Pferde verbergen?“ fuhr der Greis fort, ohne unmittelbar zu antworten; „Du haſt eine Stute, welche ſehr leicht zu erkennen iſt; nimm Dich in Acht, daß man ſie nicht hier ſieht, während man glauben wird, Du ſeiſt . . . Ah! wohin reiſeſt Du dem Anſcheine nach?“

„Ich gehe nach Taverney Maiſon-Rouge, mein Herr.“

„Gut . . . ſehr gut . . . Du ſtellſt Dich, als gingeſt Du nach Maiſon-Rouge . . . Niemand wird ſich hierüber Klarheit verſchaffen . . . Oh! ſehr gut. Doch ſei vorſichtig; es ſind ſehr viele Augen auf Euch Beide gerichtet.“

„Auf uns Beide! . . . Wen meinen Sie denn?“

„Sie iſt ungeſtüm, ſiehſt Du,“ fuhr der Greis fort. „Sie hat Ausbrüche des Zorns, durch welche ſie Alles zu Grunde zu richten im Stande iſt. Nimm Dich in Acht! ſei vernünftiger, als ſie.“

„Ah! in der That,“ rief Philipp mit einem dumpfen Zorn, „ich denke, Sie beluſtigen ſich auf meine Koſten, was nicht liebreich iſt, das ſchwöre ich Ihnen, was nicht gut iſt, denn Sie ſetzen mich, betrübt und gereizt

ie ich bin, der Unannehmlichkeit aus, die Achtung
:gen Sie zu verletzen."

„Ah! ja wohl, die Achtung; ich ſpreche Dich davon
ei, Du biſt groß genug, um unſere Angelegenheiten
i betreiben, und Du entledigſt Dich derſelben ſo gut,
ıß Du mir Achtung einflößeſt. Du biſt der Geronte,
h bin der Etourdi; gib mir eine Adreſſe, an welche
h Dir eine Nachricht zukommen laſſen kann, ſollte ſich
was Dringendes ereignen."

„Nach Taverney, mein Herr," ſprach Philipp im
lauben, der Greis kehre endlich zu ſeinem geſunden
lerſtande zurück.

„Ei! Du gibſt mir eine ſchöne Adreſſe! . . . nach
averney, auf achtzig Meilen. Du bildeſt Dir ein,
enn ich Dir einen wichtigen, dringenden Rath zukom-
ien zu laſſen habe, werde ich mich damit beluſtigen,
ıß ich Couriere auf der Landſtraße nach Taverney der
Bahrſcheinlichkeit wegen umbringe? Ich ſage nicht, Du
ollſt mir die Adreſſe von Deinem Hauſe im Park geben,
eil man meinen Emiſſairen dahin folgen oder meine
ivreen erkennen könnte, aber wähle eine dritte Adreſſe,
ı der Entfernung von einer Viertelſtunde; Du haſt
inbildungskraft . . . was Teufels, hat man für ſeine
iebſchaft gethan, was Du gethan haſt, ſo iſt man
in Mann von Mitteln."

„Ein Haus im Park, Liebſchaft, Einbildungskraft!
Nein Herr, wir ſpielen Räthſel, nur behalten Sie die
Schlüſſel für ſich."

„Ich kenne kein ſchrofferes und verſchloſſeneres Thier,
ls Du biſt," rief der Vater voll Aerger, „ich kenne
ines, deſſen Zurückhaltung verletzender iſt. Sollte man
icht glauben, Du habeſt bange, von mir verrathen zu
erden? Das wäre ſeltſam!"

„Mein Herr!" rief Philipp außer ſich.

„Es iſt gut! es iſt gut! behalte Deine Geheimniſſe
ür Dich; behalte das Geheimniß der von Dir gemie-
heten alten Jägermeiſterei für Dich."

„Ich habe die Jägermeisterei gemiethet? ich!“

„Behalte das Geheimniß Deiner nächtlichen Spaziergänge, die Du zwischen zwei anbetungswürdigen Freundinnen gemacht hast.“

„Ich! . . . ich bin spazieren gegangen?“ murmelte Philipp erbleichend.

„Bewahre das Geheimniß der honigartig unter den Blumen und dem Thau gewechselten Küsse.“

„Mein Herr,“ brüllte Philipp, trunken vor wüthender Eifersucht, „mein Herr, werden Sie schweigen?“

„Es ist gut, sage ich Dir noch einmal, Alles, was Du gethan, habe ich erfahren. Du hast nur bezweifelt, daß ich es wüßte. Alle Teufel! das müßte Dir Vertrauen geben. Dein inniges Verhältniß mit der Königin, Deine begünstigten Unternehmungen, Deine Ausflüge in die Apollo-Bäder, mein Gott! das ist das Leben und das Glück von uns Allen. Habe also nicht bange vor mir, Philipp . . . . Vertraue Dich mir an.“

„Mein Herr, Sie sind Entsetzen erregend,“ rief Philipp, indem er sein Gesicht in seine Hände verbarg.

Es war allerdings ein Entsetzen, was der unglückliche Philipp gegen den Mann empfand, der seine Wunden entblößte und, nicht zufrieden, sie entblößt zu haben, dieselben vergrößerte und mit einer Art von Wuth auseinanderriß. Es war Entsetzen, was er gegen den Mann empfand, der ihm das ganze Glück eines Andern zuschrieb und ihn, im Glauben, er liebkose, mit dem Glück eines Andern peitschte.

Alles, was der Vater erfahren, Alles, was er errathen hatte, Alles, was die Böswilligen auf Rechnung von Herrn von Rohan, die besser Unterrichteten auf Rechnung von Herrn von Charny setzten, berichtete der Baron seinem Sohn. Für ihn war es Philipp, den die Königin liebte und allmälig im Schatten auf den höchsten Stufen des Günstlingthums empor schob. Daher

ührte die Zufriedenheit, welche ſeit einigen Wochen
en Bauch von Herrn von Taverney rundete.

Als Philipp dieſen neuen Sumpf von Schändlich-
:it entdeckt hatte, ſchauderte er, da er ſich durch das
inzige Weſen darein verſenkt ſah, das mit ihm ge-
teinſchaftliche Sache für die Ehre hätte machen müſſen;
och der Schlag war ſo heftig geweſen, daß er betäubt,
umm blieb, während der Baron mit mehr Eifer als
e ſchwatzte.

„Siehſt Du, Du haſt da ein Meiſterſtück gemacht,“
agte er, „Du haſt alle Welt von der Fährte abgebracht.
)ieſen Abend ſagten mir fünfzig Augen: Es iſt Rohan.
)undert ſagten mir: Es iſt Charny. Zweihundert
agten mir: Es iſt Rohan und Charny! Nicht ein
inziges hat mir geſagt: Es iſt Taverney. Ich wieder-
ole Dir, Du haſt ein Meiſterſtück gemacht, und es iſt
as Wenigſte, daß ich Dir mein Compliment hierüber
usſpreche... Uebrigens gereicht das Dir wie ihr zur
ihre, mein Lieber. Ihr, weil ſie Dich genommen hat,
)ir, weil Du ſie hältſt.“

In dem Augenblick, wo Philipp, durch dieſen letzten
ag wüthend gemacht, mit einem verzehrenden Blick
en unbarmherzigen Greis niederſchmetterte, mit einem
)lick, dem Vorſpiele des Sturmes, vernahm man das
laſſeln eines Wagens im Hof des Hotels, und gewiſſe
)eräuſche, ein gewiſſes Hin- und Hergehen von felt-
amem Charakter lenkten die Aufmerkſamkeit von Philipp
ach Außen.

Man hörte Champagne rufen:

„Das Fräulein! es iſt das Fräulein!“

Und mehrere Stimmen wiederholten:

„Das Fräulein!“

„Wie, das Fräulein?“ fragte Taverney, „welches
räulein iſt da?“

„Es iſt meine Schweſter,“ murmelte Philipp, als
r Andrée erkannte, die aus dem durch das Licht des
portier beleuchteten Wagen ſtieg.

„Deine Schweſter!“ wiederholte der Greis ... „Andrée ... iſt es möglich?“

Champagne trat ein, um zu beſtätigen, was Philipp angekündigt hatte.

„Gnädiger Herr,“ ſagte er zu Philipp, „das Fräulein, Ihre Schweſter, iſt im Boudoir neben dem großen Salon; ſie erwartet den gnädigen Herrn, um mit ihm zu ſprechen.“

„Gehen wir ihr entgegen,“ rief der Greis.

„Mit mir will ſie ſprechen,“ erwiederte Philipp ſich vor dem Greiſe verbeugend; „ich werde zuerſt gehen, wenn Sie mir erlauben.“

In demſelben Augenblick fuhr ein zweiter Wagen geräuſchvoll in den Hof.

„Wer Teufels kommt noch,“ murmelte der Baron, „das iſt eine Stunde der Abenteuer.“

„Der Graf Olivier von Charny!“ rief die mächtige Stimme des Portier den Bedienten zu.

„Führen Sie den Grafen in den Salon,“ ſagte Philipp zu Champagne, „der Herr Baron wird ihn empfangen ... ich gehe in das Boudoir, um mit meiner Schweſter zu ſprechen.“

Die zwei Männer ſtiegen langſam die Treppe hinab.

„Was will der Graf hier?“ fragte ſich Philipp.

„Warum iſt Andrée hierhergekommen?“ dachte der Baron.

LXXXIV.

Der Vater und die Braut.

Der Salon des Hauſes lag im Erdgeſchoß; zu ſeiner Linken war das Boudoir, mit einem Ausgang auf die Treppe, welche nach der Wohnung der Damen führte.

Zu seiner Rechten war ein anderer kleiner Salon, ırch den man in den großen eintrat.

Philipp kam zuerst in das Boudoir, wo ihn seine chwester erwartete. Er hatte in der Flur seine Schritte rdoppelt, um früher in den Armen dieser theuren Geehrtin zu sein.

Sobald er die Doppelthüre des Salon geöffnet ıtte, nahm ihn Andrée beim Halse und umarmte ihn it einer freudigen Miene, an welche dieser traurige ebende, dieser unglückliche Bruder seit langer Zeit cht mehr gewöhnt war.

„Gütiger Himmel! was begegnet Dir denn?“ fragte r junge Mann Andrée.

„Etwas Glückliches! .. oh! etwas sehr Glückliches, ein Bruder!“

„Und Du kommst zurück, um es mir mitzueilen?“

„Ich komme für immer zurück!“ sagte sie mit einem ntzücken des Glücks, das aus ihrem Ausrufe einen jallenden Schrei machte.

„Leise, Schwesterchen, leise,“ sagte Philipp; „das ifelwerk dieses Hauses ist nicht an die Freude geöhnt, und dann ist dort, oder wird sogleich dort in m Salon Jemand sein, der Dich hören könnte.“

„Jemand, wer denn?“ fragte Andrée.

„Horche,“ erwiederte Philipp.

„Der Herr Graf von Charny,“ meldete der Lackei, livier aus dem kleinen Saale in den großen einhrend.

„Er! er!“ rief Andrée, ihre Liebkosungen bei ihrem ruder verdoppelnd. „Oh! ich weiß wohl, was er r will.“

„Du weißt es?“

„Ich weiß es so gut, daß ich die Unordnung in meim Anzug wahrnehme, und daß ich, da ich den Augenck vorhersehe, wo ich ebenfalls in den Salon werde

eintreten müſſen, um dort mit meinen Ohren zu hören, was Herr von Charny zu ſagen beabſichtigt . . ."

„Sprichſt Du im Ernſte, meine liebe Andrée?"

„Höre, höre, Philipp, und laß mich in mein Zimmer hinaufgehen. Die Königin hat mich ein wenig ſchnell zurückgeführt; ich will mein Kloſternegligé gegen ein Gewand . . . gegen ein Brautgewand vertauſchen."

Und nach dieſen Worten, die ſie leiſe und in Begleitung eines freudigen Kuſſes zu Philipp ſprach, verſchwand Andrée leicht und brauſend auf der Treppe, die nach ihrer Wohnung führte.

Philipp blieb allein, legte ſeine Wange an die Thüre, welche das Boudoir mit dem Salon verband, und horchte.

Der Graf von Charny war eingetreten. Er ging langſam auf und ab und ſchien mehr nachzuſinnen, als zu warten.

Herr von Taverney, der Vater, trat ebenfalls ein und begrüßte den Grafen mit ausgezeichneter, wenn auch gezwungener Artigkeit.

„Welchem Umſtande," ſagte er, „verdanke ich die Ehre dieſes unerwarteten Beſuches, Herr Graf? in jedem Fall glauben Sie mir, daß ich im höchſten Maße darüber erfreut bin."

„Ich komme, wie Sie ſehen, in Ceremonie, mein Herr, und ich bitte Sie, mich zu entſchuldigen, wenn ich meinen Oheim, den Herrn Bailli von Suffren, nicht mitgebracht habe, wie ich es hätte thun ſollen."

„Wie!" ſtammelte der Baron, „ich entſchuldige Sie, mein lieber Herr von Charny."

„Ich weiß, es wäre dies der Schicklichkeit gemäß geweſen, bei der Bitte, die ich Ihnen vorzutragen im Begriffe bin."

„Eine Bitte?"

„Ich habe die Ehre," ſprach Charny mit einer Stimme, welche die Aufregung beherrſchte, „ich habe

e Ehre, um die Hand von Fräulein Andrée von Tarney, Ihrer Tochter, zu bitten."

Der Baron machte gleichsam einen Sprung in inem Lehnstuhl. Er riß funkelnd die Augen auf, welche des von den Worten, die der Graf von Charny gerochen, zu verschlingen schienen.

„Meine Tochter!" murmelte er, „Sie verlangen ndrée von mir zur Frau?"

„Ja, Herr Baron; wenn nicht etwa Fräulein von averney einen Widerwillen gegen diese Verbindung hlt?"

„Ah!" dachte der Greis, „steht Philipp schon so ch in der Gunst, daß einer seiner Nebenbuhler diese, ine Schwester heirathend, benützen will? Meiner reu, das ist auch nicht schlecht gespielt, Herr von harny."

Und mit einen Lächeln erwiederte er laut:

„Dieses Gesuch ist so ehrenvoll für unser Haus, err Graf, daß ich ihm, was mich betrifft, mit großer reude entspreche, und da mir daran gelegen ist, daß ie eine vollständige Einwilligung von hier mitbmen, so werde ich meine Tochter benachrichtigen ffen . . ."

„Mein Herr," unterbrach ihn der Graf mit kaltem one, „Sie machen sich eine unnöthige Mühe. Die önigin hat die Gnade gehabt, Fräulein von Taverney ierüber zu befragen, und die Antwort des Fräuleins t günstig für mich gewesen."

„Ah!" rief der Baron, immer mehr erstaunt, „es t die Königin . . ."

„Die sich zu diesem Behufe nach Saint-Denis beben hat, ja, mein Herr."

Der Baron stand auf und sprach:

„Herr Graf, ich habe Sie nur noch von dem, as die Lage von Fräulein von Taverney betrifft, in enntniß zu setzen. Ich habe hier oben die Urkunden m Vermögen ihrer Mutter. Sie heirathen kein

reiches Mädchen, Herr Graf, und ehe Sie etwas abſchließen . . .“

„Unnöthig, Herr Baron,“ unterbrach ihn Charny trocken. „Ich bin reich für Zwei, und Fräulein von Taverney gehört nicht zu den Frauen, um die man handelt. Doch es iſt für mich unerläßlich, die Frage, die Sie für Ihre Rechnung behandeln wollten, für die meinige zu behandeln.“

Er hatte kaum dieſe Worte geſprochen, als ſich die Thüre des Boudoir öffnete und Philipp bleich, verſtört, eine Hand in ſeiner Weſte, die andere krampfhaft geſchloſſen, erſchien.

Charny begrüßte ihn ceremoniös und empfing einen ähnlichen Gruß.

„Mein Herr,“ ſprach Philipp, „mein Vater hatte Recht, Ihnen eine Unterredung über die Familienrechnungen vorzuſchlagen; wir haben Ihnen beide Aufklärungen zu geben. Während der Herr Baron in ſein Zimmer hinauf geht, um die Papiere zu holen, von denen er ſprach, werde ich die Ehre haben, die Frage mit Ihnen mehr im Einzelnen zu verhandeln.“

Und mit einem Blicke unabweisbarer Autorität ſchickte Philipp den Baron weg, der ſich mit großem Mißbehagen entfernte, da er einen Querſtrich vorherſah.

Philipp begleitete den Baron bis an die Ausgangsthüre des kleinen Salon, um ſicher zu ſein, daß dieſes Zimmer leer blieb. Er ſchaute auch in das Boudoir, kreuzte, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß er von Niemand gehört werden konnte, als vom Grafen, dieſem gegenüber die Arme und ſprach:

„Herr Graf, wie kommt es, daß Sie es wagen, die Hand meiner Schweſter zu verlangen?“

Olivier wich zurück und erröthete. Philipp aber fuhr fort:

„Etwa, um beſſer Ihre Liebſchaft mit der Frau zu verbergen, welche Sie verfolgen, mit der Frau, die Sie

liebt? Damit man, wenn man Sie verheirathet ſieht, nicht ſagen könne, Sie haben eine Geliebte?"

„Wahrhaftig, mein Herr . . ." ſtammelte Charny ſchwankend, niedergeſchmettert.

„Etwa," fügte Philipp bei, „damit Sie, der Gatte einer Frau geworden, welche zu jeder Stunde in die Nähe Ihrer Geliebten kommen wird, mehr Leichtigkeit haben, ſie zu ſehen, dieſe angebetete Geliebte?"

„Mein Herr, Sie überſchreiten die Grenzen."

„Es geſchieht vielleicht, und ich glaube das eher," fuhr Philipp ſich Charny nähernd fort: „es geſchieht ohne Zweifel, damit ich, Ihr Schwager geworden, nicht enthülle, was ich von Ihrer vergangenen Liebſchaft weiß."

„Was Sie wiſſen," rief Charny erſchrocken, „nehmen Sie ſich in Acht, nehmen Sie ſich in Acht!"

„Ja," ſagte Philipp ſich belebend, „das Haus des Jägermeiſters von Ihnen gemiethet; Ihre geheimnißvollen Spaziergänge im Parke von Verſailles . . . in der Nacht . . . Ihre Händedrücke . . . Ihre Seufzer, und beſonders jener zärtliche Austauſch von Blicken an der kleinen Thüre des Parks . . ."

„Mein Herr, im Namen des Himmels . . . mein Herr, Sie wiſſen nichts, ſagen Sie, daß Sie nichts wiſſen."

„Ich weiß nichts!" rief Philipp mit einer blutigen Ironie. „Wie ſollte ich nichts wiſſen, ich, der ich im Geſträuche vor der Thüre der Apollo-Bäder verborgen war, als Sie der Königin den Arm reichend heraustraten."

Charny machte zwei Schritte, wie ein Menſch, der auf den Tod getroffen iſt und eine Stütze um ſich her ſucht.

Philipp ſchaute ihn mit einem finſtern Stillſchweigen an. Er ließ ihn leiden, er ließ ihn durch dieſe vorübergehende Marter die Stunden unausſprechlicher Wonne ſühnen, die er ihm zum Vorwurfe machte.

Charny erhob ſich von ſeinem Zuſammenſinken
und ſprach zu Philipp:
„Nun wohl, mein Herr, ſelbſt nach dem, was
Sie mir geſagt haben, bitte ich Sie um die Hand
von Fräulein von Taverney. Wäre ich nur ein feiger
Berechner, wie Sie dies vor einem Augenblick ver-
muthelen, heirathete ich meinetwegen, ſo wäre ich ſo
erbärmlich, daß ich vor dem Mann, der mein Geheim-
niß und das der Königin in ſeiner Gewalt hält, bange
hätte. Aber die Königin muß gerettet werden, das
muß ſein.“
ſagte“ Philipp, „weil Herr von Taverney ſie den Arm
von Herrn von Charny hat drücken und vom Glück
feuchte Augen zum Himmel hat aufſchlagen ſehen? In
welcher Hinſicht iſt ſie verloren? weil ich weiß, daß
ſie Sie liebt? Oh das iſt kein Grund, meine Schwe-
ſter zu opfern, mein Herr, und ich werde ſie nich
opfern laſſen.“
„Mein Herr,“ erwiederte Olivier, „wiſſen Si
warum die Königin verloren iſt, wenn dieſe Heira
nicht zu Stande kommt? Weil dieſen Morgen, währe
man Herrn von Rohan verhaftete, der König mich
den Knieen vor der Königin überraſcht hat.“
„Mein Gott!“
„Und von ihrem eiferſüchtigen Gemahl bef
hat die Königin geantwortet, ich ſei vor ihr ni
gekniet, um mir von ihr die Hand Ihrer Sch
zu erbitten. Darum, mein Herr, iſt die Königin,
ich Ihre Schweſter nicht heirathe, verloren.
Sie nun?“
Ein doppeltes Geräuſch unterbrach hier L
ein Schrei und ein Seufzer; der eine kam a
kleinen Salon, der andere aus dem Boudoir.
Olivier lief zum Seufzer; er ſah im
Andrée von Taverney weiß gekleidet wie ein
Sie hatte Alles gehört und war in Ohnmacht

Philipp lief zum Schrei in den kleinen Salon. erblickte den Leib des Barons von Taverney, den e Offenbarung der Liebe der Königin für Charny den Ruin aller ſeiner Hoffnungen niedergeſchmettert te.

Vom Schlage getroffen, hatte der Baron den letz- Seufzer von ſich gegeben.

Die Weiſſagung von Caglioſtro war in Erfüllung angen.

Philipp begriff Alles, ſelbſt die Schmach dieſes es, verließ ſtillſchweigend den Leichnam und kehrte den Salon zu Charny zurück, der, zitternd und ohne er es zu berühren wagte, dieſes kalte, lebloſe ne Mädchen betrachtete.

Die zwei offenen Thüren ließen die zwei Körper hauen, welche gleichſam ſymmetriſch an dem Orte n, wo ſie der Schlag dieſer Enthüllung getroffen te.

Die Augen angeſchwollen, das Herz kochend, hatte lipp den Muth, das Wort zu nehmen und zu Herrn Charny zu ſagen:

„Der Herr Baron von Taverney iſt ſo eben geſtorben. ch ihm bin ich das Haupt der Familie. Wenn Fräu- von Taverney wieder zum Leben kommt, ſo gebe ſie Ihnen zur Ehe.“

Charny ſchaute den Leichnam des Barons mit Ent- n, den Körper von Andrée mit Verzweiflung an.

Philipp riß ſich die Haare mit beiden Händen aus, ſchleuderte zum Himmel einen Ausruf, der das z Gottes auf ſeinem ewigen Thron bewegen mußte.

„Graf von Charny,“ ſagte er, nachdem er den rum in ſeinem Innern beſchwichtigt hatte, „ich über- me dieſe Verbindlichkeit im Namen meiner Schweſter, mich nicht hört: ſie wird ihr Glück unſerer Königin n, und ich werde vielleicht eines Tags glücklich ug ſein, für ſie mein Leben hinzugeben. Gott

befohlen, Herr von Charny; Gott befohlen, m
Schwager."

Nach dieſen Worten grüßte Philipp Olivier,
nicht wußte, wie er ſich entfernen ſollte, ohne an ein
von den Opfern vorbeizukommen, hob Andrée auf,
wärmte ſie in ſeinen Armen und machte ſo den A
für den Grafen frei, wonach dieſer durch das Boud
verſchwand.

LXXXV.

Nach dem Drachen die Natter.

Es iſt Zeit für uns, daß wir zu den Perſor
unſerer Geſchichte zurückkehren, welche die Nothwend
keit und die Intrigue ſowohl, als die hiſtoriſche Wal
heit auf den zweiten Plan verwieſen haben.

Oliva ſchickte ſich an, für Rechnung von Jear
zu fliehen, als Beauſire, der nach der Wiedererlangu
von Nicole keuchte, durch eine anonyme Nachricht
Kenntniß geſetzt, ſich bis in ihre Arme geleitet
und ſie von Caglioſtro entführte, während Herr Rete
von Villette vergebens in der Rue du Roi-D
wartete.

Um das glückliche Liebespaar, das zu entdec
Herr von Crosne ein ſo großes Intereſſe hatte, wie
aufzufinden, ließ Frau von La Mothe alle ihre v
trauten Leute in's Feld ziehen.

Sie wollte lieber, wie man leicht begreift, ſel
über ihrem Geheimniß wachen, als es den Hän
Anderer überlaſſen, und zur guten Durchführung
Angelegenheit, die ſie vorbereitete, war es unerläßli
daß Nicole nicht aufgefunden werden konnte.

Es läßt ſich die Angſt nicht ſchildern, die ſie au
zuſtehen hatte, als jeder von ihren Emiſſären

seiner Rückkehr ihr meldete, die Nachforschungen seien vergeblich gewesen.

In diesem Augenblick erhielt sie, verborgen, Befehl auf Befehl, vor der Königin zu erscheinen und über ihr Benehmen in Beziehung auf das Halsband Rede zu stehen.

Verschleiert, reiste sie nächtlicher Weile nach Bar-sur-Aube ab, wo sie ein Absteigequartier hatte, und auf Umwegen, ohne erkannt worden zu sein, hier angelangt, nahm sie sich Zeit, ihre Lage unter ihrem wahren Lichte in's Auge zu fassen.

Sie gewann so zwei bis drei Tage, nur mit sich allein, und sie gab sich die Zeit, und mit der Zeit die Stärke, durch eine solide innere Befestigung das Gebäude ihrer Verleumdungen zu behaupten.

Zwei Tage der Einsamkeit waren für diese tiefe Seele der Kampf, nach dessen Beendigung der Körper und der Geist gebändigt sein müßten, nach dem das gehorsame Gewissen sich nicht mehr, ein gefährliches Werkzeug, gegen die Schuldige umkehren würde, nach dem das Blut die Gewohnheit angenommen hätte, um das Herz zu kreisen, ohne je zum Gesichte aufzusteigen, um hier die Scham oder die Ueberraschung zu verrathen.

Der König, die Königin erfuhren ihren Aufenthalt in Bar-sur-Aube erst in dem Augenblick, wo sie schon zum Kriegführen vorbereitet war. Sie schickten einen eigenen Boten ab, um sie zu holen. Da erfuhr sie die Verhaftung des Cardinals.

Jede Andere, als sie, wäre durch diese kräftige Offensive niedergeschmettert worden; doch Jeanne hatte nichts mehr zu schonen. Was war eine Freiheitsfrage in der Wagschale gegen Fragen über Leben und Tod, die sich jeden Tag darin anhäuften?

Als sie die Einkerkerung des Cardinals und den Lärm erfuhr, den die Königin gemacht hatte, berechnete sie kalt:

„Die Königin hat ihre Schiffe verbrannt, sie kann

unmöglich auf die Vergangenheit zurückkommen. J
ſie ſich weigert, ſich mit dem Cardinal zu vergle
und die Juweliere zu bezahlen, ſpielt ſie quitt
doppelt. Das beweiſt, daß ſie ohne mich rechnet
nicht vermuthet, welche Kräfte ich zu meiner
fügung habe."

Aus dieſen Stücken war die Rüſtung gem
welche Jeanne trug, als ein Mann, halb Geiſ
halb Bote, plötzlich vor ihr erſchien und ihr ankün
er ſei beauftragt, ſie an den Hof zurückzubrin

Der Bote, welcher beauftragt war, ſie an
Hof zurückzubringen, wollte ſie unmittelbar
König führen; doch mit jener uns bekannten Gew
heit ſagte Jeanne:

„Mein Herr, nicht wahr, Sie lieben die
nigin?"

„Zweifeln Sie daran, Frau Gräfin?" erwie
der Bote.

„Nun wohl! im Namen dieſer redlichen Liebe
der Ehrfurcht, welche Sie für die Königin hegen
ſchwöre ich Sie, mich zuerſt zu der Königin zu füh

Der Offizier wollte Einwendungen machen.

„Sie wiſſen ſicherlich beſſer als ich, um was e
handelt," ſprach die Gräfin. „Sie werden daher
greifen, daß eine geheime Unterredung der Königin
mir unerläßlich iſt."

Ganz zuſammengeknetet von den verleumderi
Ideen, welche die Luft von Verſailles ſeit meh
Monaten verpeſteten, glaubte der Bote, der Kö
wirklich einen Dienſt zu leiſten, wenn er Frau
La Mothe zu ihr führte, ehe er ſie dem König z

Man denke ſich den Hochmuth, das ſtolze Bew
ſein der Königin, als ſie dieſem Dämon gege
ſtand, den ſie noch nicht kannte, deſſen ſchändli
treuloſen Einfluß auf ihre Angelegenheiten ſie
wohl muthmaßte. Man denke ſich Marie Antoi
eine noch troſtloſe Wittwe ihrer Liebe, die dem Ae

war, Marie Antoinette niedergeſchmettert
leidigung einer Anklage, die ſie nicht
nnte, man denke ſich Marie Antoinette
ſie ſich nach ſo vielen Leiden anſchickte,
den Kopf der Schlange zu ſetzen, welche
tte.
benſte Verachtung, der ſchlecht bewältigte
ß der Frau gegen die Frau, das Gefühl
leichlichen Uebergewichts der Lage, dies
laſſen von einer der Gegnerinnen. Ein
Geheimniſſen, ein Geiſt voll von Ideen, die
zum letzten Anſtifter, dies war die zweite
ampfes. Die Königin begann damit, daß
zwei von ihren Frauen, mit geſenktem
offenen Lippen und langſamer feierlicher
eintreten ließ. Frau von La Mothe ſagte,
zwei Frauen erblickte, zu ſich ſelbſt:
as ſind zwei Zeugen, die man ſogleich
ird."
blich ſind Sie da, Madame!" rief die
n findet Sie endlich!"
erneigte ſich zum zweiten Mal.
bergen ſich alſo?" fragte die Königin voll

rbergen, Madame! nein, Madame," er-
nne mit einer ſanften, kaum tönenden
ob die durch die königliche Majeſtät her-
Gemüthsbewegung allein ihren gewöhn-
dämpfte; „wenn ich mich verborgen hätte,
mich nicht gefunden haben."
aber doch davon gelaufen? Nennen Sie
Ihnen beliebt."
ßt, ich habe Paris verlaſſen, ja, Ma-

eine Erlaubniß?"
ürchtete, Ihre Majeſtät würde mir den
nicht bewilligen, deſſen ich bedurfte, um

meine Angelegenheiten in Bar-sur-Aube zu ordnen, wo ich mich seit sechs Tagen aufhielt, als mich der Befehl Ihrer Majestät dort aufsuchte. Ueberdies, ich muß es sagen, glaubte ich nicht, Eurer Majestät so nothwendig zu sein, daß ich genöthigt wäre, Sie wegen einer Abwesenheit von acht Tagen in Kenntniß zu setzen."

„Sie haben Recht, Madame; warum haben Sie eine Verweigerung des Urlaubs von mir gefürchtet? Welchen Urlaub haben Sie von mir zu verlangen? Welchen Urlaub habe ich Ihnen zu bewilligen? Nehmen Sie eine Stelle hier ein?"

Es lag zu viel Verachtung in diesen letzten Worten. Verletzt, aber ihr Blut zurückhaltend, wie die von einem Pfeil verwundete Tigerkatze, erwiederte Jeanne demüthig:

„Madame, es ist wahr, ich habe keine Stelle bei Hofe, doch Eure Majestät beehrte mich mit einem so kostbaren Vertrauen, daß ich mich viel mehr bei ihr durch die Dankbarkeit gebunden glaubte, als es Andere durch die Pflicht sind."

Jeanne hatte lange gesucht, sie hatte das Wort Vertrauen gefunden und legte einen Nachdruck darauf.

„Dieses Vertrauen," wiederholte die Königin, noch niederschmetternder durch Verachtung, als bei ihrer ersten Anrede, „wir werden die Rechnung darüber sogleich in Ordnung bringen. Haben Sie den König gesehen?"

„Nein, Madame."

„Sie werden ihn sehen."

Jeanne verbeugte sich und erwiederte:

„Das wird eine große Ehre für mich sein."

Die Königin suchte ein wenig Ruhe, um ihre Fragen mit Vortheil zu beginnen.

Jeanne benützte diese Frist und sagte:

„Aber, mein Gott! Madame! wie streng zeigt sich Eure Majestät gegen mich. Ich zittere ganz."

„Sie sind noch nicht beim Ende," rief ungestüm

ıigin, „wiſſen Sie, daß Herr von Rohan in der
iſt?“
lan hat es mir geſagt, Madame.“
ie errathen wohl, warum?“
ınne ſchaute feſt die Königin an, wandte ſich
gen die Frauen, deren Gegenwart ſie zu beengen
ınd erwiederte:
ch weiß es nicht, Madame.“
ie wiſſen jedoch, daß Sie uns von einem Hals-
ſprochen haben, nicht wahr?“
on einem Diamanthalsband; ja, Madame.“
ıd daß Sie mir von Seiten des Cardinals ein
ıen vorgeſchlagen haben, um das Halsband zu
ı?“
as iſt wahr, Madame.“
abe ich das Abkommen angenommen oder aus-
en?“
ure Majeſtät hat es ausgeſchlagen.“
h!“ machte die Königin mit einer Miſchung
friedenheit und Erſtaunen.
ire Majeſtät hat ſogar eine Abſchlagszahlung
ıimal hundert tauſend Livres gegeben,“ fügte
bei.
ut . . . und hernach?“
ernach hat Ihre Majeſtät, da ſie nicht bezahlen
weil ihr von Herrn von Calonne das Geld
ert worden war, das Etui den Juwelieren
und Boſſange zurückgeſchickt.“
urch wen zurückgeſchickt?“
urch mich.“
ıd Sie, was haben Sie gethan?“
h,“ erwiederte langſam Jeanne, die das ganze
der Worte fühlte, welche ſie auszuſprechen im
war, „ich habe die Diamanten dem Herrn
ıl gegeben.“
em Herrn Cardinal!“ rief die Königin, „und

warum, wenn's beliebt, ſtatt ſie den Juwelieren zuzu
ſtellen?"

„Madame, weil ich Herrn von Rohan, der ſich fü
dieſe Sache, die Eurer Majeſtät gefiel, intereſſirt
verletzt hätte, würde ich ihm nicht die Gelegenhe
geboten haben, ſie ſelbſt zu beendigen."

„Aber wie kommt es, daß Sie einen Empfan
ſchein von den Juwelieren erhalten haben?"

„Herr von Rohan hat mir denſelben übergeben."

„Doch der Brief, den Sie dem Juwelier, als kän
er von mir, eingehändigt haben ſollen?"

„Herr von Rohan bat mich, ihn zu beſtellen."

„Es iſt alſo Herr von Rohan, der ſich übera
und immer in dieſe Sache gemiſcht hat," rief d
Königin.

„Ich weiß weder, was Eure Majeſtät hiemit ſage
will, noch in was ſich Herr von Rohan gemiſcht hat
erwiederte Jeanne mit zerſtreuter Miene.

„Ich ſage, der Empfangſchein der Juweliere ſei falſch

„Falſch!" rief Jeanne voll Unſchuld, „oh! Madame

„Ich ſage, die vorgebliche Verſchreibung für d
Halsband, welche ich unterzeichnet haben ſoll, ſei falſch

„Oh!" rief Jeanne, ſcheinbar noch mehr erſtaun
als das erſte Mal.

„Ich ſage endlich," fuhr die Königin fort, „es ſ
nothwendig, Sie mit Herrn von Rohan zu confrontire
damit wir Aufklärung über dieſe ganze Sache erhalten

„Confrontiren! Warum iſt es nothwendig, Madam
mich mit dem Herrn Cardinal zu confrontiren?"

„Er ſelbſt hat es verlangt."

„Er?"

„Er ſuchte Sie überall."

„Madame, das iſt unmöglich."

„Er wollte Ihnen, wie er ſagte, beweiſen, daß S
ihn hintergangen haben."

„Oh! Madame, zu dieſem Ende verlange ich d
Confrontation."

„Sie wird ſtattfinden, Madame, das dürfen Sie ben. Sie leugnen alſo, zu wiſſen, wo das Hals- d iſt?“

„Wie ſollte ich es wiſſen?“

„Sie leugnen, den Herrn Cardinal bei gewiſſen trigues unterſtützt zu haben?“

„Eure Majeſtät hat jedes Recht, ihre Ungnade mich zu werfen, aber keines, mich zu beleidigen. bin eine Valois, Madame.“

„Der Herr Cardinal hat vor dem König Verleum- gen behauptet, die er auf ernſten Baſen ruhen zu en hofft.“

„Ich verſtehe nicht.“

„Der Cardinal hat erklärt, er habe mir geſchrieben.“

Jeanne ſchaute der Königin in's Geſicht und ant- rtete nichts.

„Hören Sie mich?“ ſagte die Königin.

„Ich höre, ja, Eure Majeſtät.“

„Und was antworten Sie?“

„Ich werde antworten, wenn man mich mit dem rrn Cardinal confrontirt hat.“

„Bis dahin, wenn Sie die Wahrheit wiſſen, helfen e uns.“

„Die Wahrheit iſt, daß mich Eure Majeſtät ohne laß erniedrigt und ohne Grund mißhandelt.“

„Das iſt keine Antwort.“

„Ich werde hier keine andere geben, Madame.“

Jeanne ſchaute die zwei Frauen noch einmal an. Die Königin begriff, aber ſie gab nicht nach. Die ugierde konnte nicht die Oberhand über die menſch- je Achtung gewinnen. In den Verſchweigungen von anne, in ihrer zugleich demüthigen und frechen Hal- ig drang die Dreiſtigkeit durch, welche aus einem augten Geheimniſſe entſpringt. Dieſes Geheimniß lte die Königin vielleicht durch die Milde erkaufen men. Aber ſie wies ein ſolches Mittel als ihrer würdig von ſ

„Herr von Rohan ist in die Bastille gebrac
worden, weil er zu viel sprechen wollte," sagte Mar
Antoinette, „nehmen Sie sich in Acht, Madame, da
Sie nicht dasselbe Schicksal erfahren, weil sie nicht
sprechen wollen."

Jeanne preßte ihre Nägel in ihre Hände, aber s
lächelte.

„Was kümmert sich ein reines Gewissen u
die Verfolgung," sagte sie; „wird mich die Bastill
eines Verbrechens überweisen, das ich nicht begange
habe?"

Die Königin schaute Jeanne mit einem spottige
Auge an und rief:

„Werden Sie sprechen, Madame?"

„Ich habe nichts zu sagen, Madame, wenn nich
Ihnen."

„Nun! sprechen Sie etwa nicht mit mir?"

„Nicht mit Ihnen allein."

„Ah! sind wir hiebei?" rief die Königin, „Si
wollen verschlossene Thüren. Sie fürchten das Aerger
niß des öffentlichen Geständnisses, nachdem Sie mi
das Aergerniß des öffentlichen Verdachtes auferleg
hatten."

Jeanne richtete sich auf und erwiederte:

„Sprechen wir nicht mehr davon; was ich gethan
habe ich für Sie gethan."

„Welche Frechheit!"

„Ich unterwerfe mich in Ehrfurcht den Beleidi
gungen meiner Königin," sagte Jeanne, ohne die Farb
zu wechseln.

„Sie werden diesen Abend in der Bastille schlafen,
Frau von La Mothe."

„Es sei, Madame. Doch ehe ich mich schlafen
lege, werde ich meiner Gewohnheit gemäß zu Gott
beten, er möge Eurer Majestät die Ehre und die Freude
erhalten," erwiederte die Angeklagte.

Die Königin stand wüthend auf, ging in das

anſtoßende Zimmer und ſchlug voll Heftigkeit die Thüren zu.

„Nachdem ich den Drachen beſiegt habe, werde ich wohl die Natter zertreten," ſagte ſie.

„Ich kann ihr Spiel auswendig, und ich glaube, daß ich gewonnen habe," dachte Jeanne.

LXXXVI.

Wie es kam, daß Herr von Beauſire, während er den Hafen jagte, ſelbſt von den Agenten von Herrn von Crosne gejagt wurde.

Frau von La Mothe wurde nach dem Willen der Königin eingeſperrt.

Kein Erſatz konnte angenehmer für den König ſein, der dieſe Frau inſtinktartig haßte. Der Prozeß über das Halsband wurde mit all der Wuth inſtruirt, mit welcher zu Grunde gerichtete Kaufleute, die ſich aus der Verlegenheit zu ziehen hoffen, Angeklagte, die der Anklage entgehen wollen, und volksthümliche Richter zu Werke gehen können, welche in den Händen die Ehre oder das Leben einer Königin haben, abgeſehen von der Eitelkeit oder dem Parteigeiſt.

Es war nur ein Schrei durch ganz Frankreich. An den Nuancen dieſes Schreies vermochte die Königin ihre Parteigänger oder ihre Feinde zu erkennen und zu zählen.

Seitdem er eingeſperrt war, verlangte Herr von Rohan dringend, mit Frau von La Mothe confrontirt zu werden. Dieſe Befriedigung wurde ihm gewährt. Der Prinz lebte in der Baſtille wie ein vornehmer Herr in einem Hauſe, das er gemiethet. Außer der Freiheit wurde ihm auf ſein Verlangen Alles bewilligt.

Der Prozeß hatte von Anfang geringfügige Verhältniſſe angenommen, in Betreff des Standes der angeſchuldigten Perſonen. Man wunderte ſich, wie ein Rohan des Diebſtahls angeklagt werden konnte. Die Officiere und der Gouverneur der Baſtille bezeigten auch dem Cardinal jede Ehrfurcht, jede dem Unglück ſchuldige Achtung. Für ſie war er kein Angeklagter, ſondern ein in Ungnade Gefallener.

Das wurde noch ganz anders, als es ſich im Publikum verbreitete, Herr von Rohan falle als Opfer der Intriguen des Hofes. Es war nicht mehr Sympathie für den Prinzen, ſondern Begeiſterung.

Und Herr von Rohan, einer der Erſten unter den Edlen des Reiches, begriff nicht, daß ihm die Liebe des Volks einzig und allein dadurch zukam, daß er durch Edleres, als er, verfolgt wurde. Herr von Rohan, das letzte Opfer des Deſpotismus, war der That nach einer der erſten Revolutionäre von Frankreich.

Seine Unterredung mit Frau von La Mothe ward durch einen merkwürdigen Umſtand bezeichnet. Der Gräfin, der man, ſo oft es ſich um die Königin handelte, leiſe zu ſprechen geſtattete, gelang es, zum Cardinal zu ſagen:

„Entfernen Sie Jedermann, und ich werde Ihnen die Aufklärungen geben, die Sie haben wollen.“

Da verlangte Herr von Rohan allein zu ſein und mit leiſer Stimme zu fragen.

Man verweigerte es ihm, aber man ließ ſeinen Conſulenten ſich mit der Gräfin beſprechen.

Was das Halsband betrifft, ſo erwiederte ſie, ſie wiſſe nicht, was daraus geworden, aber man hätte es wohl ihr geben können.

Und als der Conſulent, betäubt von der Frechheit dieſer Frau, darüber aufſchrie, fragte ſie ihn, ob der Dienſt, den ſie der Königin und dem Cardinal geleiſtet, nicht eine Million werth ſei.

Der Advocat wiederholte dieſe Worte dem Cardinal,

erbleichte, neigte das Haupt und errieth,
: in die Schlinge dieſer hölliſchen Vogelfängerin
en war.
)och wenn er ſchon daran dachte, den Lärm
Angelegenheit, welcher die Königin zu Grunde
e, zu erſticken, ſo trieben ihn ſeine Freunde an,
·indſeligkeiten nicht zu unterbrechen.
Jan wandte ihm ein, ſeine Ehre ſei im Spiele;
ıdle ſich um einen Diebſtahl; ohne einen Spruch
arlaments wäre die Unſchuld nicht erwieſen.
m aber dieſe Unſchuld zu beweiſen, mußte man
·eziehungen des Cardinals zu der Königin und
h das Verbrechen von dieſer beweiſen.
lei dieſer Betrachtung erwiederte Jeanne, ſie
die Königin ebenſo wenig anklagen, als den
ıal, wenn man ſie aber beharrlich für das Hals-
·erantwortlich machte, ſo würde ſie thun, was ſie
thun wollte, das heißt, ſie würde beweiſen, die
in und der Cardinal haben ein Intereſſe dabei,
: Lüge zu beſchuldigen.
ls man dieſe Schlüſſe dem Cardinal mittheilte,
te der Prinz ſeine ganze Verachtung gegen die-
, welche davon ſprach, ſie wolle ihn ſo opfern.
zte bei, er begreife bis auf einen gewiſſen Grad
enehmen von Jeanne, aber er begreife das der
in durchaus nicht.
er Königin überbracht und mit Commentaren
:n, erzürnten dieſe Worte Marie Antoinette und
n ſie aufſpringen. Sie wollte dann, daß ein
eres Verhör auf die geheimnißvollen Theile dieſes
ſes gelenkt werden ſollte. Die große Beſchwerde
ıchtlichen Zuſammenkünfte erſchien nun, enthüllt
iteſten Lichte vor den Verleumdern und Neuig-
ıachern.
a ſah ſich aber die unglückliche Königin ſchwer
t. . . . Jeanne behauptete, das, wovon man ihr
nicht zu kennen, und zwar vor den Leuten der

Königin; doch den Leuten des Cardinals gegenüber war sie nicht so discret, und sie wiederholte immer:

„Man lasse mich in Ruhe, sonst werde ich sprechen."

Diese Verschwiegungen, diese Bescheidenheiten hatten ihr die Stellung einer Heldin gegeben und verwirrten den Prozeß dergestalt, daß die muthigsten Actenmänner bebten, indem sie sich mit der Protocollen beriethen, und daß kein Instructionsrichter es wagte, die Verhöre der Gräfin fortzusetzen.

War der Cardinal schwächer, war er offenherziger? gestand er einem Freunde, was er sein Liebesgeheimniß nannte? Man weiß es nicht; man darf es nicht glauben. Denn es war ein edles, ein sehr ergebenes Herz, das Herz des Prinzen. Aber so loyal er auch in seinem Stillschweigen gewesen war, es verbreitete sich doch das Gerücht von seiner Unterredung mit der Königin. Alles, was der Graf von Provence gesagt, Alles, was Charny und Philipp erfahren oder gesehen hatten, alle diese Arcana, welche für jeden Andern, als einen Prätendenten, wie der Bruder des Königs, oder für Liebesnebenbuhler, wie Philipp und Charny, unverständlich, dieses ganze Geheimniß der so sehr verleumdeten und so keuschen Liebschaft verdunstete wie ein Wohlgeruch und verlor, zerschmolzen in der gemeinen Atmosphäre, das herrliche Aroma seines Ursprungs.

Man kann sich denken, ob die Königin warme Vertheidiger, ob Herr von Rohan eifrige Streiter fand.

Die Frage war nicht mehr: Hat die Königin das Diamanthalsband gestohlen, oder hat sie es nicht gestohlen?

Eine doch an und für sich genugsam entehrende Frage; aber das genügte nicht einmal. Die Frage war:

Hat die Königin das Halsband durch Jemand stehlen lassen, der in das Geheimniß ihrer ehebrecherischen Liebschaft eingedrungen war?

So hatte Frau von La Mothe die Schwierigkeit zu drehen gewußt. So fand sich die Königin auf einem

geſchloſſen, der keinen andern Ausgang hatte
Schande.
ließ ſich nicht niederſchlagen; ſie beſchloß, zu
der König unterſtützte ſie.
Miniſterium unterſtützte ſie auch und zwar
ſeinen Kräften. Die Königin erinnerte ſich,
von Rohan ein ehrlicher Mann und unfähig
e Frau zu Grunde zu richten. Sie erinnerte
: Sicherheit, als er zu den Rendezvous in
s zugelaſſen worden zu ſein ſchwur.
ſchloß daraus, der Cardinal ſei nicht ihr
arer Feind, und er habe wie ſie nur ein
der Ehre bei der Frage.
lenkte von da an den Prozeß mit aller An-
gegen die Gräfin; und man ſuchte auf das
die Spuren des verlorenen Halsbands.
Debatte über die Beſchuldigung ehebrecheriſcher
annehmend, warf die Königin auf Jeanne
ſchmetternde Anklage des Betrugs und des
s zurück.
ſprach gegen die Gräfin, die Vorgänge in
heren Leben, ihre erſte Armuth, ihre ſeltſame
; der Adel nahm dieſe Zufallsprinzeſſin nicht
olk konnte ſie nicht als ſein Eigenthum zurück-
das Volk haßt inſtinktartig die Abenteurer,
t ihnen nicht einmal den glücklichen Erfolg.
ie bemerkte, daß ſie einen falſchen Weg ein-
hatte, und daß die Königin, indem ſie ſich
ge unterzog, indem ſie der Furcht vor dem
cht wich, den Cardinal aufforderte, ſie nach-
daß dieſe zwei redlichen Perſonen am Ende
ndigen und das Licht finden würden, und daß,
n ſie unterlägen, dies in einem ſo furchtbaren
ſchehen müßte, daß ſie unter ſich die arme
ois zermalmten, dieſe Prinzeſſin einer geſtoh-
lion, die ſie nicht einmal bei der Hand hatte,
richter zu beſtechen.

Man war so weit, als eine neue Episode e
die das Angesicht der Dinge veränderte.

Herr von Beaufire und Mademoiselle Oliva
glücklich und reich in einem Landhause, als eine
der gnädige Herr, der Madame allein gelassen
um auf die Jagd zu gehen, in die Gesellscha
zwei von den Agenten gerieth, welche Herr von
durch ganz Frankreich verzettelte, um eine Entwic
dieser Intrigue zu erlangen.

Die zwei Liebenden wußten nichts von dem
in Paris vorging; sie dachten nur an sich
Mademoiselle Oliva wurde fett wie ein Wies
einem Speicher, und Herr Beaufire hatte, mi
Glück, jene unruhige Neugierde verloren, das
scheidende Merkmal der Raubvögel wie der Rau
schen, den Charakter, den die Natur den Einen u
Andern für ihre Erhaltung gegeben hat.

Beaufire war, wie gesagt, an diesem Tage
Hasenjagd gegangen. Er stieß auf einen Flug
hühner, was ihn quer über eine Straße zu
veranlaßte. So fand er, etwas Anderes suchen
er hätte suchen sollen, was er nicht suchte.

Die Agenten suchten auch Oliva, und sie
Beaufire. Das sind die gewöhnlichen Launen der

Einer von diesen Spürhunden war ein
von Geist. Als er ihn erkannt hatte, machte e
ihn ganz ungeschlacht zu verhaften, was nichts
tragen haben würde, folgenden Entwurf mit
Gefährten:

„Beaufire jagt, er ist also ziemlich reich und z
frei; er hat vielleicht fünf oder sechs Louisd'or
ner Tasche, aber er kann möglicher Weise drei hi
hundert Louisd'or in seiner Behausung haben; d
wir dort ein und setzen wir ihn auf Lösegeld.
Paris zurückgebracht, wird uns Beaufire nur h
Livres eintragen, wie jeder gewöhnliche Fang
wird uns noch ausschelten, daß wir das Gef

wegen einer unbedeutenden Perſon überfällt haben. Machen wir aus Beauſire eine perſönliche Speculation.“

Sie fingen an Rebhühner zu jagen wie Herr Beauſire, Haſen wie Herr Beauſire, und indem ſie den Hund aufmunterten, wenn es dem Haſen galt, und durch den Klee trieben, wenn es dem Rebhuhn galt, verließen ſie ihren Mann nicht um eine Sohle.

Beauſire, als er die Fremden ſah, die ſich in die Jagd miſchten, war Anfangs ſehr erſtaunt, dann ſehr zornig. Er war eiferſüchtig auf ſein Wildpret geworden, wie jeder gute Strohjunker; er war aber auch argwöhniſch in Betreff neuer Bekanntſchaften. Statt dieſe Jünger, die ihm der Zufall gab, ſelbſt zu befragen, ging er gerade auf einen Feldſchützen zu, den er auf der Ebene fand, und beauftragte ihn, die Herren zu fragen, warum ſie auf dieſem Gute jagten.

Der Feldſchütze erwiederte, er kenne die Herren nicht als in der Gegend zu Hauſe, und fügte bei, es ſei ſein Wunſch, ſie in ihrer Jagd zu unterbrechen, was er auch that. Doch die zwei Fremden erwiederten, ſie jagen mit ihrem Freunde, dem Herrn dort.

So bezeichneten ſie Beauſire. Der Feldſchütze führte ſie zu ihm, trotz alles Verdruſſes, den dieſe Confrontation dem edlen Jäger bereitete.

„Herr von Linville,“ ſagte er, „dieſe Herren behaupten, ſie jagen mit Ihnen.“

„Mit mir!“ rief Beauſire aufgebracht; „ah! ja wohl.“

„Wie!“ ſagte einer von den Agenten leiſe zu ihm, „Sie heißen alſo auch Herr von Linville, mein lieber Beauſire?“

Beauſire bebte, er, der ſeinen Namen ſo gut in dieſer Gegend verbarg.

Er ſchaute den Agenten, dann deſſen Gefährten wie ein betretener Menſch an, glaubte unbeſtimmt dieſe Geſichter zu erkennen, und entließ, um die Dinge nicht zu verſchlimmern, den Feldſchützen mit der Bemerkung, er nehme die Jagd dieſer Herren auf ſich.

„Sie kennen ſie alſo?“ fragte der Feldſchütze.

„Ja, wir haben uns erkannt,“ erwiederte einer von den Agenten.

Beauſire fand ſich nun, ſehr verlegen, wie er mit ihnen ſprechen ſollte, ohne ſich zu gefährden, den zwei Jägern gegenüber.

„Bieten Sie uns ein Frühſtück an, Beauſire,“ ſagte der Gewandtere von den beiden Agenten, „in Ihrem Hauſe.“

„In meinem Hauſe! aber . . .“ rief Beauſire.

„Sie werden nicht ſo unhöflich gegen uns ſein, Beauſire . . .“

Beauſire hatte den Kopf verloren, er ließ ſich mehr führen, als er führte.

Die Agenten, ſobald ſie das kleine Haus erblickten, lobten ſeine Eleganz, ſeine Lage, die Bäume, die Ausſicht, wie es Leute von Geſchmack thun mußten, und Beauſire hatte auch in der That einen reizenden Ort gewählt, um ſein Liebesneſt darein zu ſetzen.

Es war ein Thal mit vielen Baumgruppen und von einem Flüßchen durchſchnitten; das Haus erhob ſich auf einer Anhöhe gegen Oſten. Ein Schilderhaus, eine Art von Glockenthurm ohne Glocke, diente Beauſire als Obſervatorium, um die Gegend an Tagen des Spleen zu überſchauen, wenn ſeine roſigen Ideen verwelkten und er in jedem über ſeinen Pflug gebückten Ackersmann einen Alguazil erblickte.

Nur auf einer Seite war dieſes Gebäude lachend und ſichtbar, auf der andern verſchwand es unter den Baumgruppen und den Erhöhungen des Terrain.

„Wie gut iſt man da innen verborgen!“ ſagte einer von den Agenten mit Bewunderung zu ihm.

Beauſire bebte bei dem Scherz und trat zuerſt in ſein Haus, unter dem Gebell der Hofhunde.

Die Agenten folgten ihm mit vielen Ceremonien.

LXXXVII.

Die Turteltauben werden in den Käfig gebracht.

Dabei, daß er durch die Hofthüre eintrat, hatte Beaufire seine Idee: er wollte Lärm genug erregen, um Oliva darauf aufmerksam zu machen, daß sie auf ihrer Hut sein sollte. Ohne etwas von der Halsband-Angelegenheit zu wissen, wußte Beaufire genug Dinge in Betreff der Sache des Balls, der Oper und der Kuse von Mesmer, daß er bange hatte, Oliva Fremden zu zeigen.

Er handelte vernünftig, denn die junge Frau, welche leichtfertige Romane auf dem Sofa ihres kleinen Salon las, hörte die Hunde bellen, schaute in den Hof und sah Beaufire mit Begleitern, was sie abhielt, ihm wie gewöhnlich entgegen zu gehen.

Zum Unglück waren diese zwei Turteltauben nicht außer dem Bereiche der Geiersklauen. Man mußte das Frühstück bestellen, und ein ungeschickter Diener — die Leute vom Lande sind keine Frontins — fragte zwei- oder dreimal, ob er die Befehle von Madame einholen sollte.

Bei diesem Wort spitzten die Spürhunde die Ohren. Sie verspotteten Beaufire angemessen über diese verborgene Dame, deren Gesellschaft für einen Einsiedler die Würze aller Glückseligkeit sei, welche die Einsamkeit und das Geld verleihen.

Beaufire ließ sich verspotten, aber er zeigte Oliva nicht.

Man trug ein reichliches Mahl auf, dem die Agenten Ehre anthaten. Man trank viel und brachte oft die Gesundheit der abwesenden Dame aus.

Beim Nachtisch hatten sich die Köpfe erhitzt, die Herren von der Polizei dachten, es wäre unmenschlich, die Folter dieses Wirthes noch mehr zu verlängern,

und brachten das Gespräch geschickt darauf, welches gnügen es guten Herzen gewähre, alte Bekannte wi zufinden.

Worauf Beaufire, während er ein Fläschchen Liqueur von den Inseln entpfropfte, die zwei Unbekan fragte, an welchem Orte und unter welchen Umstä er mit ihnen zusammengetroffen sei.

„Wir waren, sagte der Eine von ihnen, waren die Freunde von einem Ihrer Verbündeten Zeit eines kleinen Geschäftes, das Sie in Thei mit Mehreren machten, des Geschäftes mit der p giesischen Gesandtschaft."

Beaufire erbleichte. Wenn solche Angelegenh berührt werden, glaubt man immer ein Strickend den Falten seines Halsbandes zu fühlen.

„Ah! wahrhaftig," sagte er, zitternd vor legenheit, „und Sie kommen und verlangen von für Ihren Freund . . ."

„In der That, das ist eine Idee," sprach leis Alguazil zu seinem Kameraden, „die Einführung so ein ehrlicheres Aussehen. Eine Wiedererstat im Namen eines abwesenden Freundes fordern, da moralisch."

„Mehr noch. Damit sind alle Rechte auf Uebrige vorbehalten," erwiederte der Freund des ralischen mit einem süß-sauren Lächeln, das Bea vom Scheitel bis zu den Zehen beben machte.

„Also?" sagte er.

„Mein lieber Herr Beaufire, es wäre uns angenehm, wenn sie Einem von uns den Theil un Freundes zurückgeben würden. Ich glaube, so zehn tausend Livres."

„Wenigstens, denn man spricht nicht von den tereffen," sagte der Kamerad positiv.

„Meine Herren," erwiederte Beaufire, dem Festigkeit dieser Forderung die Kehle zusammenschn „man hat nicht zehn tausend Livres bei sich auf dem La

„Das verſteht ſich, lieber Herr, und wir fordern nur das Mögliche. Wie viel können Sie ſogleich geben?“

„Ich habe fünfzig bis ſechzig Louisd'or, nicht mehr.“

„Wir fangen damit an, daß wir ſie nehmen, und werden Ihnen für Ihre Höflichkeit danken.“

„Ah!“ dachte Beauſire, entzückt über ihre Bereitwilligkeit, „ſie ſind von ſehr guter Beſchaffenheit. Sollten ſie etwa ſo ſehr bange vor mir haben, als ich vor ihnen habe? Verſuchen wir es.“

Und er überlegte ſich, daß dieſe Herren, ſollten ſie ſehr laut ſchreien, es nur dahin brächten, daß ſie ſich als Mitſchuldige von ihm bekennen würden, und daß dies für die Provinzbehörden eine ſchlechte Empfehlung wäre. Beauſire ſchloß, dieſe Leute würden ſich zufrieden erklären und ein vollkommenes Stillſchweigen beobachten.

In ſeinem unvorſichtigen Vertrauen ging er ſo weit, daß er es bereute, ihnen nicht dreißig Louisd'or ſtatt ſechzig angeboten zu haben; aber er gelobte ſich, nachdem er die Summe gegeben, ſich ſehr raſch dieſer Leute zu entledigen.

Er machte die Rechnung ohne ſeine Gäſte; dieſe befanden ſich ſehr wohl bei ihm; ſie genoſſen jene ſelige Zufriedenheit, welche eine angenehme Verdauung verſchafft; ſie waren gut für den Augenblick, weil ſich ſtreng zeigen ſie angeſtrengt hätte.

„Es iſt ein reizender Freund, dieſer Beauſire,“ ſagte der Poſtiv zu ſeinem Kameraden. „Sechzig Louisd'or, die er uns gibt, ſind lieblich zu nehmen.“

„Ich will ſie Ihnen ſogleich geben,“ rief der Wirth erſchrocken, als er ſeine Gäſte in bacchiſche Vertraulichkeiten ausbrechen ſah.

„Es hat keine Eile,“ erwiederten die zwei Freunde.

„Doch, doch, mein Gewiſſen wird nur frei ſein, wenn ich Sie bezahlt habe. Man iſt delicat, oder man iſt es nicht.“

Und er wollte ſie verlaſſen, um das Geld zu hole
Doch dieſe Herren hatten Gerichtsdienergewoh
heiten, eingewurzelte Gewohnheiten, die man ſchw
verliert, wenn man ſie einmal angenommen hat. Die
Herren wußten ſich nicht von ihrer Beute zu trenne
wenn ſie dieſelbe einmal in den Händen hielten. E
läßt der gute Jagdhund ſein verwundetes Feldhuhn n
los, um es dem Jäger zu übergeben.

Der gute Gerichtsdiener iſt derjenige, welcher, wei
einmal der Fang gemacht iſt, dieſen weder mehr n
dem Finger, noch mit dem Auge verläßt. Er weiß
genau, wie launenhaft das Schickſal gegen die Jäg
iſt und wie ſehr das, was man nicht mehr feſthä
ſich entfernt.

Mit einem bewunderungswürdigen Enſemble rief
auch Beide, ſo ſehr ſie betäubt waren:

„Herr Beauſire! mein lieber Beauſire!

Und ſie hielten ihn am Flügel ſeines Rockes v
grünem Tuch zurück.

„Was gibt es?“ fragte Beauſire.

„Haben Sie die Güte, verlaſſen Sie uns nicht
erwiederten ſie, während ſie ihn zum Niederſitz
nöthigten.

„Aber wie ſoll ich Ihnen denn das Geld gebe
wenn Sie mich nicht hinaufgehen laſſen?“

„Wir werden Sie begleiten,“ antwortete der P
ſitiv mit einer erſchrecklichen Zärtlichkeit.

„Es iſt . . . es iſt das Zimmer meiner Frau
entgegnete Beauſire.

Dieſes Wort, das er als eine Einwendung b
trachtete, der nicht widerſprochen werden könnte, w
für die Sbirren der Funke, der das Feuer an d
Pulver legte.

Ihre brütende Unzufriedenheit — ein Gericht
diener iſt immer über etwas unzufrieden — nahm ei
Form, einen Körper, eine Urſache an.

„Ah!“ rief der Erſte von den Agenten, „warum bergen Sie uns Ihre Frau?“

„Ja, ſind wir nicht präſentabel?“ ſagte der Zweite.

„Wenn Sie wüßten, was man für Sie gethan , wären Sie artiger,“ ſprach der Erſte.

„Und Sie würden uns Alles geben, was wir ver- gen,“ fügte keck der Zweite bei.

„Ah! Sie ſtimmen einen ſehr hohen Ton an, meine ren,“ ſagte Beauſire.

„Wir wollen Deine Frau ſehen,“ erwiederte der irre Poſitiv.

„Und ich, ich erkläre Ihnen, daß ich Sie hinaus- ſen werde,“ entgegnete Beauſire, ſtark durch ihre nkenheit.

Sie antworteten ihm mit einem ſchallenden Ge- ter, das ihn hätte klug machen müſſen. Er trug keine Rechnung, wurde hartnäckig und rief:

„Nun ſollt Ihr auch nicht einmal das Geld be- men, das ich Euch verſprochen habe, und Ihr wer- Euch aus dem Staube machen.“

Sie lachten noch furchtbarer, als das erſte Mal.

Zitternd vor Zorn, ſprach Beauſire mit erſtickter mme:

„Ich begreife Euch, Ihr werdet Lärm machen und chen; doch wenn Ihr ſprecht, ſtürzt Ihr Euch in's derben, wie mich.“

Sie lachten fortwährend unter ſich, der Spaß ihnen trefflich vor. Das war ihre einzige Antwort.

Beauſire glaubte ſie durch einen Kraftſtreich zu hrecken und ſtürzte nach der Treppe, nicht wie ein nſch, der Louisd'or holen will, ſondern wie ein thender, der eine Waffe holen will. Die Sbirren ben vom Tiſche auf, liefen, ihrem Grundſatz ge- , Beauſire nach und legten ihre breiten Hände an ihn.

Dieſer ſchrie, eine Thüre öffnete ſich, und eine u erſchien ängſtlich, erſchrocken auf der Schwelle Zimmer des erſten Stockes.

Und er wollte ſie verlaſſen, um das Geld zu
Doch dieſe Herren hatten Gerichtsdienerge
heiten, eingewurzelte Gewohnheiten, die man
verliert, wenn man ſie einmal angenommen hat.
Herren wußten ſich nicht von ihrer Beute zu tr
wenn ſie dieſelbe einmal in den Händen hielten.
läßt der gute Jagdhund ſein verwundetes Feldhuh
los, um es dem Jäger zu übergeben.

Der gute Gerichtsdiener iſt derjenige, welcher,
einmal der Fang gemacht iſt, dieſen weder meh
dem Finger, noch mit dem Auge verläßt. Er w
genau, wie launenhaft das Schickſal gegen die
iſt und wie ſehr das, was man nicht mehr ſe
ſich entfernt.

Mit einem bewunderungswürdigen Enſemble
auch Beide, ſo ſehr ſie betäubt waren:

„Herr Beauſtre! mein lieber Beauſtre!

Und ſie hielten ihn am Flügel ſeines Rocke
grünem Tuch zurück.

„Was gibt es?“ fragte Beauſtre.

„Haben Sie die Güte, verlaſſen Sie uns
erwiederten ſie, während ſie ihn zum Riede
nöthigten.

„Aber wie ſoll ich Ihnen denn das Geld
wenn Sie mich nicht hinaufgehen laſſen?“

„Wir werden Sie begleiten,“ antwortete de
ſitiv mit einer erſchrecklichen Zärtlichkeit.

„Es iſt . . . es iſt das Zimmer meiner
entgegnete Beauſtre.

Dieſes Wort, das er als eine Einwendun
trachtete, der nicht widerſprochen werden könnte,
für die Sbirren der Funke, der das Feuer a
Pulver legte.

Ihre brütende Unzufriedenheit — ein Ge
diener iſt immer über etwas unzufrieden — nahm
Form, einen Körper, eine Urſache an.

„Ah!“ rief der Erſte von den Agenten, „warum verbergen Sie uns Ihre Frau?“

„Ja, ſind wir nicht präſentabel?“ ſagte der Zweite.

„Wenn Sie wüßten, was man für Sie gethan hat, wären Sie artiger,“ ſprach der Erſte.

„Und Sie würden uns Alles geben, was wir verlangen,“ fügte keck der Zweite bei.

„Ah! Sie ſtimmen einen ſehr hohen Ton an, meine Herren,“ ſagte Beauſire.

„Wir wollen Deine Frau ſehen,“ erwiederte der Sbirre Poſitiv.

„Und ich, ich erkläre Ihnen, daß ich Sie hinauswerfen werde,“ entgegnete Beauſire, ſtark durch ihre Trunkenheit.

Sie antworteten ihm mit einem ſchallenden Gelächter, das ihn hätte klug machen müſſen. Er trug dem keine Rechnung, wurde hartnäckig und rief:

„Nun ſollt Ihr auch nicht einmal das Geld bekommen, das ich Euch verſprochen habe, und Ihr werdet Euch aus dem Staube machen.“

Sie lachten noch furchtbarer, als das erſte Mal.

Zitternd vor Zorn, ſprach Beauſire mit erſtickter Stimme:

„Ich begreife Euch, Ihr werdet Lärm machen und ſprechen; doch wenn Ihr ſprecht, ſtürzt Ihr Euch in's Verderben, wie mich.“

Sie lachten fortwährend unter ſich, der Spaß kam ihnen trefflich vor. Das war ihre einzige Antwort.

Beauſire glaubte ſie durch einen Kraftſtreich zu erſchrecken und ſtürzte nach der Treppe, nicht wie ein Menſch, der Louisd'or holen will, ſondern wie ein Wüthender, der eine Waffe holen will. Die Sbirren ſtanden vom Tiſche auf, liefen, ihrem Grundſatz getreu, Beauſire nach und legten ihre breiten Hände an ihn.

Dieſer ſchrie, eine Thüre öffnete ſich, und eine Frau erſchien ängſtlich, erſchrocken auf der Schwelle der Zimmer des erſten Stockes.

Als sie diese Frau sahen, ließen sie Beaufire los und stießen auch einen Schrei aus, doch einen Schrei der Freude, des Triumphs, wilder Exaltation.

Sie hatten diejenige getroffen, welche so sehr der Königin von Frankreich glich.

Beaufire glaubte sie einen Augenblick durch die Erscheinung einer Frau entwaffnet, aber er war bald grausam enttäuscht.

Der Positiv näherte sich Mlle. Oliva und sprach mit einem, in Rücksicht auf die Aehnlichkeit, zu wenig höflichen Ton:

„Ah! ah! ich verhafte Sie."

„Sie verhaften!" rief Beaufire; „und warum?"

„Weil uns Herr von Crosne den Befehl gegeben hat," erwiederte der andere Agent, „und weil wir in Diensten von Herrn von Crosne sind."

Hätte der Blitz zwischen dem Liebespaare eingeschlagen, es wäre weniger darüber erschrocken, als über diese Erklärung.

„So ist es, wenn man sich nicht artig benimmt," sagte der Positiv zu Beaufire.

„Du hast Recht, Legrigneur; denn wenn Beaufire artig gewesen wäre, hätte er uns Madame gezeigt, und wir hätten Madame mit allem Anstand festgenommen."

Beaufire drückte seinen Kopf in seine Hände. Er dachte nicht einmal daran, daß seine zwei Dienstboten, ein männlicher und ein weiblicher, diese Scene, welche mitten auf den Stufen vorging, unten von der Treppe hörten.

Er hatte eine Idee; sie lächelte ihn an: sie erfrischte ihn sogleich.

„Ihr seid gekommen, um mich zu verhaften?" sagte er zu den Agenten.

„Nein, das ist Zufall," antworteten sie naiver Weise.

„Gleichviel. Ihr konntet mich verhaften und für sechzig Louisd'or ließet ihr mich in Freiheit."

„Oh! nein, es war unſere Abſicht, noch ſechszig zu verlangen.“

„Und wir haben nur ein Wort,“ fuhr der Andere fort; „für hundert und zwanzig Louisd'or laſſen wir Sie auch frei.“

„Aber . . . Madame?“ fragte Beauſire zitternd.

„Ah! Madame . . . das iſt etwas Anderes,“ antwortete der Poſitiv.

„Madame iſt zwei hundert werth, nicht wahr?“ ſagte Beauſire haſtig.

Die Agenten fingen wieder das furchtbare Gelächter an, das Beauſire diesmal leider begriff.

„Drei hundert . . .“ ſagte er, „vier hundert . . . tauſend Louisd'or . . . Ich gebe Euch tauſend Louisd'or, aber Ihr werdet ſie frei laſſen.“

Die Augen von Beauſire funkelten, während er ſo ſprach:

„Ihr antwortet nicht,“ ſagte er; „Ihr wißt, daß ich Geld habe, und Ihr wollt mich bezahlen laſſen. Das iſt nur zu billig. Ich gebe zwei tauſend Louisd'or, acht und vierzig tauſend Livres, ein Vermögen für Euch Beide, aber laßt ihr die Freiheit.

„Du liebſt ſie alſo ſehr, dieſe Frau?“ fragte der Poſitiv.

Nun war die Reihe zu lachen an Beauſire, und dieſes höhniſche Gelächter war ſo erſchrecklich, es malte ſo ſcharf die verzweifelte Liebe, die dieſes verwelkte Herz verzehrte, daß die zwei Sbirren bange davor bekamen und ſich entſchloſſen, Vorſichtsmaßregeln zu ergreifen, um den Ausbruch der Verzweiflung zu verneiden, die man in dem irren Auge von Beauſire las.

Sie nahmen jeder ein Paar Piſtolen aus der Taſche, hielten ſie Beauſire auf die Bruſt, und einer von ihnen ſagte:

„Nicht für hundert tauſend Thaler würden wir dieſe Frau zurückgeben. Herr von Rohan bezahlt uns

fünfmal hundert tauſend Livres und die Königin ein Million."

Beauſire ſchlug die Augen zum Himmel mit einer Ausdruck auf, der jedes andere Thier, als einen Al guazil, erweicht hätte.

„Gehen wir," ſagte der Poſitiv. „Sie müſſen ei Wägelchen, irgend etwas Rollendes hier haben: laſſe Sie dieſes Gefährt für Madame anſpannen; wir ſin ihr das wohl ſchuldig."

„Und da wir gute Teufel ſind, ſo wollen wir keine Mißbrauch von unſerer Gewalt machen: Man nimm Sie der Form wegen auch mit; unter Weges wende wir die Augen ab, Sie ſpringen vom Gefährt heral und wir bemerken es erſt, wenn Sie tauſend Schritt Vorſprung haben. Iſt das ein gutes Benehmen, wie?

Beauſire antwortete nur:

„Wohin ſie geht, werde ich gehen. Ich verlaſſe ſ nie in dieſem Leben."

„Oh! weder in dieſem, noch in dem andern!" füg Oliva eiskalt vor Schrecken bei.

„Deſto beſſer!" ſprach der Poſitiv, „je mehr ma Herrn von Crosne Gefangene zuführt, deſto meh lacht er."

Eine Viertelſtunde nachher fuhr der Wagen m dem gefangenen Liebespaar und ſeinen Begleitern vo Hauſe ab.

LXXXVIII.

Herr von Crosne.

Man kann ſich denken, welche Wirkung dieſer Fan auf Herrn von Crosne hervorbrachte.

Die Agenten erhielten wahrſcheinlich die Millio

nicht, auf die sie hofften, doch man hat allen Grund, anzunehmen, daß sie befriedigt wurden.

Als der Polizeilieutenant die Hände zum Zeichen der Zufriedenheit sich wohl gerieben hatte, begab er sich nach Versailles in einem Wagen, dem ein anderer hermetisch verschlossener Wagen folgte.

Es war am Morgen nach dem Tag, an welchem der Positiv und sein Freund Nicole in die Hände des Polizeichef übergeben hatten.

Herr von Crosne ließ seine zwei Wagen in Trianon einfahren, stieg aus dem, welchen er inne hatte, und übergab den andern der Obhut seines ersten Schreibers.

Er ließ sich zur Königin führen, von der er sich sogleich eine Audienz in Trianon erbeten hatte.

Die Königin, welche seit einem Monat wohl darauf bedacht war, nichts zu vernachlässigen, was von Seiten der Polizei kam, entsprach sogleich der Bitte des Ministers; sie begab sich schon am Morgen in ihr Lieblingshaus, und zwar mit kleiner Begleitung, falls Geheimhaltung nöthig wäre.

Sobald Herr von Crosne bei ihr eingeführt, erkannte sie an seiner strahlenden Miene, daß die Nachrichten gut waren.

Die arme Frau! seit geraumer Zeit sah sie um sich her nur düstere und zurückhaltende Gesichter.

Ein Klopfen der Freude, das erste seit dreißig Tagen, bewegte ihr durch so viele tiefe Erschütterungen verwundetes Herz.

Der Beamte, nachdem er ihr die Hand geküßt, sprach:

„Madame, hat Ihre Majestät in Trianon ein Zimmer, wo sie, ohne gesehen zu werden, sehen kann, was vorgeht?“

„Ich habe meine Bibliothek,“ antwortete die Königin; „hinter den Verschlägen habe ich Löcher in meinem Imbißsalon machen lassen. Und zuweilen, wäh-

und brachten das Gespräch geschickt darauf, welches Vergnügen es guten Herzen gewähre, alte Bekannte wiederzufinden.

Worauf Beaustre, während er ein Fläschchen mit Liqueur von den Inseln entpfropfte, die zwei Unbekannten fragte, an welchem Orte und unter welchen Umständen er mit ihnen zusammengetroffen sei.

„Wir waren, sagte der Eine von ihnen, „wir waren die Freunde von einem Ihrer Verbündeten zur Zeit eines kleinen Geschäftes, das Sie in Theilung mit Mehreren machten, des Geschäftes mit der portugiesischen Gesandtschaft."

Beaustre erbleichte. Wenn solche Angelegenheiten berührt werden, glaubt man immer ein Strickende in den Falten seines Halsbandes zu fühlen.

„Ah! wahrhaftig," sagte er, zitternd vor Verlegenheit, „und Sie kommen und verlangen von mir für Ihren Freund . . ."

„In der That, das ist eine Idee," sprach leise der Alguazil zu seinem Kameraden, „die Einführung hat so ein ehrlicheres Aussehen. Eine Wiedererstattung im Namen eines abwesenden Freundes fordern, das ist moralisch."

„Mehr noch. Damit sind alle Rechte auf das Uebrige vorbehalten," erwiederte der Freund des Moralischen mit einem süß-sauren Lächeln, das Beaustre vom Scheitel bis zu den Zehen beben machte.

„Also?" sagte er.

„Mein lieber Herr Beaustre, es wäre uns also angenehm, wenn sie Einem von uns den Theil unseres Freundes zurückgeben würden. Ich glaube, so etwa zehn tausend Livres."

„Wenigstens, denn man spricht nicht von den Interessen," sagte der Kamerad positiv.

„Meine Herren," erwiederte Beaustre, dem die Festigkeit dieser Forderung die Kehle zusammenschnürte, „man hat nicht zehn tausend Livres bei sich auf dem Lande."

„Das verſteht ſich, lieber Herr, und wir fordern nur das Mögliche. Wie viel können Sie ſogleich geben?“

„Ich habe fünfzig bis ſechzig Louisd'or, nicht mehr.“

„Wir fangen damit an, daß wir ſie nehmen, und werden Ihnen für Ihre Höflichkeit danken.“

„Ah!“ dachte Beauſire, entzückt über ihre Bereitwilligkeit, „ſie ſind von ſehr guter Beſchaffenheit. Sollten ſie etwa ſo ſehr bange vor mir haben, als ich vor ihnen habe? Verſuchen wir es.“

Und er überlegte ſich, daß dieſe Herren, ſollten ſie ſehr laut ſchreien, es nur dahin brächten, daß ſie ſich als Mitſchuldige von ihm bekennen würden, und daß dies für die Provinzbehörden eine ſchlechte Empfehlung wäre. Beauſire ſchloß, dieſe Leute würden ſich zufrieden erklären und ein vollkommenes Stillſchweigen beobachten.

In ſeinem unvorſichtigen Vertrauen ging er ſo weit, daß er es bereute, ihnen nicht dreißig Louisd'or ſtatt ſechzig angeboten zu haben; aber er gelobte ſich, nachdem er die Summe gegeben, ſich ſehr raſch dieſer Leute zu entledigen.

Er machte die Rechnung ohne ſeine Gäſte; dieſe befanden ſich ſehr wohl bei ihm; ſie genoſſen jene ſelige Zufriedenheit, welche eine angenehme Verdauung verſchafft; ſie waren gut für den Augenblick, weil ſich ſtreng zeigen ſie angeſtrengt hätte.

„Es iſt ein reizender Freund, dieſer Beauſire,“ ſagte der Poſitiv zu ſeinem Kameraden. „Sechzig Louisd'or, die er uns gibt, ſind lieblich zu nehmen.“

„Ich will ſie Ihnen ſogleich geben,“ rief der Wirth erſchrocken, als er ſeine Gäſte in bacchiſche Vertraulichkeiten ausbrechen ſah.

„Es hat keine Eile,“ erwiederten die zwei Freunde.

„Doch, doch, mein Gewiſſen wird nur frei ſein, wenn ich Sie bezahlt habe. Man iſt delicat, oder man iſt es nicht.“

Und er wollte ſie verlaſſen, um das Geld zu holen.

Doch dieſe Herren hatten Gerichtsdienergewohnheiten, eingewurzelte Gewohnheiten, die man ſchwer verliert, wenn man ſie einmal angenommen hat. Dieſe Herren wußten ſich nicht von ihrer Beute zu trennen, wenn ſie dieſelbe einmal in den Händen hielten. So läßt der gute Jagdhund ſein verwundetes Feldhuhn nur los, um es dem Jäger zu übergeben.

Der gute Gerichtsdiener iſt derjenige, welcher, wenn einmal der Fang gemacht iſt, dieſen weder mehr mit dem Finger, noch mit dem Auge verläßt. Er weiß zu genau, wie launenhaft das Schickſal gegen die Jäger iſt und wie ſehr das, was man nicht mehr feſthält, ſich entfernt.

Mit einem bewunderungswürdigen Enſemble riefen auch Beide, ſo ſehr ſie betäubt waren:

„Herr Beauſire! mein lieber Beauſire!

Und ſie hielten ihn am Flügel ſeines Rockes von grünem Tuch zurück.

„Was gibt es?“ fragte Beauſire.

„Haben Sie die Güte, verlaſſen Sie uns nicht,“ erwiederten ſie, während ſie ihn zum Niederſitzen nöthigten.

„Aber wie ſoll ich Ihnen denn das Geld geben, wenn Sie mich nicht hinaufgehen laſſen?“

„Wir werden Sie begleiten,“ antwortete der Poſitiv mit einer erſchrecklichen Zärtlichkeit.

„Es iſt . . . es iſt das Zimmer meiner Frau,“ entgegnete Beauſire.

Dieſes Wort, das er als eine Einwendung betrachtete, der nicht widerſprochen werden könnte, war für die Sbirren der Funke, der das Feuer an das Pulver legte.

Ihre brütende Unzufriedenheit — ein Gerichtsdiener iſt immer über etwas unzufrieden — nahm eine Form, einen Körper, eine Urſache an.

„Ah!“ rief der Erste von den Agenten, „warum erbergen Sie uns Ihre Frau?“

„Ja, sind wir nicht präsentabel?“ sagte der Zweite.

„Wenn Sie wüßten, was man für Sie gethan at, wären Sie artiger,“ sprach der Erste.

„Und Sie würden uns Alles geben, was wir verangen,“ fügte keck der Zweite bei.

„Ah! Sie stimmen einen sehr hohen Ton an, meine Herren,“ sagte Beaustre.

„Wir wollen Deine Frau sehen,“ erwiederte der Sbirre Positiv.

„Und ich, ich erkläre Ihnen, daß ich Sie hinausverfen werde,“ entgegnete Beaustre, stark durch ihre Trunkenheit.

Sie antworteten ihm mit einem schallenden Gelichter, das ihn hätte klug machen müssen. Er trug em keine Rechnung, wurde hartnäckig und rief:

„Nun sollt Ihr auch nicht einmal das Geld bekommen, das ich Euch versprochen habe, und Ihr wertet Euch aus dem Staube machen.“

Sie lachten noch furchtbarer, als das erste Mal.

Zitternd vor Zorn, sprach Beaustre mit erstickter Stimme:

„Ich begreife Euch, Ihr werdet Lärm machen und rechen; doch wenn Ihr sprecht, stürzt Ihr Euch in's Verderben, wie mich.“

Sie lachten fortwährend unter sich, der Spaß am ihnen trefflich vor. Das war ihre einzige Antwort.

Beaustre glaubte sie durch einen Kraftstreich zu erschrecken und stürzte nach der Treppe, nicht wie ein Mensch, der Louisd'or holen will, sondern wie ein Wüthender, der eine Waffe holen will. Die Sbirren anden vom Tische auf, liefen, ihrem Grundsatz getreu, Beaustre nach und legten ihre breiten Hände an ihn.

Dieser schrie, eine Thüre öffnete sich, und eine Frau erschien ängstlich, erschrocken auf der Schwelle er Zimmer des ersten Stockes.

Als sie diese Frau sahen, ließen sie Beaufire los und stießen auch einen Schrei aus, doch einen Schrei der Freude, des Triumphs, wilder Exaltation.

Sie hatten diejenige getroffen, welche so sehr der Königin von Frankreich glich.

Beaufire glaubte sie einen Augenblick durch die Erscheinung einer Frau entwaffnet, aber er war bald grausam enttäuscht.

Der Positiv näherte sich Mlle. Oliva und sprach mit einem, in Rücksicht auf die Aehnlichkeit, zu wenig höflichen Ton:

„Ah! ah! ich verhafte Sie."

„Sie verhaften!" rief Beaufire; „und warum?"

„Weil uns Herr von Crosne den Befehl gegeben hat," erwiederte der andere Agent, „und weil wir in Diensten von Herrn von Crosne sind."

Hätte der Blitz zwischen dem Liebespaare eingeschlagen, es wäre weniger darüber erschrocken, als über diese Erklärung.

„So ist es, wenn man sich nicht artig benimmt," sagte der Positiv zu Beaufire.

„Du hast Recht, Legrigneur; denn wenn Beaufire artig gewesen wäre, hätte er uns Madame gezeigt, und wir hätten Madame mit allem Anstand festgenommen."

Beaufire drückte seinen Kopf in seine Hände. Er dachte nicht einmal daran, daß seine zwei Dienstboten, ein männlicher und ein weiblicher, diese Scene, welche mitten auf den Stufen vorging, unten von der Treppe hörten.

Er hatte eine Idee; sie lächelte ihn an: sie erfrischte ihn sogleich.

„Ihr seid gekommen, um mich zu verhaften?" sagte er zu den Agenten.

„Nein, das ist Zufall," antworteten sie naiver Weise.

„Gleichviel. Ihr konntet mich verhaften und für sechzig Louisd'or ließet ihr mich in Freiheit."

„Oh! nein, es war unſere Abſicht, noch ſechszig
t verlangen.“

„Und wir haben nur ein Wort,“ fuhr der Andere
rt; „für hundert und zwanzig Louisd'or laſſen wir
ie auch frei.“

„Aber . . . Madame?“ fragte Beauſire zitternd.

„Ah! Madame . . . das iſt etwas Anderes,“ ant-
ortete der Poſitiv.

„Madame iſt zwei hundert werth, nicht wahr?“
gte Beauſire haſtig.

Die Agenten fingen wieder das furchtbare Gelächter
, das Beauſire diesmal leider begriff.

„Drei hundert . . .“ ſagte er, „vier hundert . . .
uſend Louisd'or . . . Ich gebe Euch tauſend Louisd'or,
er Ihr werdet ſie frei laſſen.“

Die Augen von Beauſire funkelten, während er ſo
rach:

„Ihr antwortet nicht,“ ſagte er; „Ihr wißt, daß
h Geld habe, und Ihr wollt mich bezahlen laſſen.
as iſt nur zu billig. Ich gebe zwei tauſend Louisd'or,
ht und vierzig tauſend Livres, ein Vermögen für Euch
eide, aber laßt ihr die Freiheit.

„Du liebſt ſie alſo ſehr, dieſe Frau?“ fragte der
oſitiv.

Nun war die Reihe zu lachen an Beauſire, und
eſes höhniſche Gelächter war ſo erſchrecklich, es malte
ſcharf die verzweifelte Liebe, die dieſes verwelkte
erz verzehrte, daß die zwei Sbirren bange davor be-
men und ſich entſchloſſen, Vorſichtsmaßregeln zu er-
eifen, um den Ausbruch der Verzweiflung zu ver-
eiden, die man in dem irren Auge von Beauſire las.

Sie nahmen jeder ein Paar Piſtolen aus der
aſche, hielten ſie Beauſire auf die Bruſt, und einer
n ihnen ſagte:

„Nicht für hundert tauſend Thaler würden wir
ſe Frau zurückgeben. Herr von Rohan bezahlt uns

fünfmal hundert tauſend Livres und die Königin Million."

Beauſire ſchlug die Augen zum Himmel mit e Ausdruck auf, der jedes andere Thier, als einen guazil, erweicht hätte.

„Gehen wir," ſagte der Poſitiv. „Sie müſſen Wägelchen, irgend etwas Rollendes hier haben: l Sie dieſes Gefährt für Madame anſpannen; wir ihr das wohl ſchuldig."

„Und da wir gute Teufel ſind, ſo wollen wir k Mißbrauch von unſerer Gewalt machen: Man ni Sie der Form wegen auch mit; unter Weges we wir die Augen ab, Sie ſpringen vom Gefährt h und wir bemerken es erſt, wenn Sie tauſend Sc Vorſprung haben. Iſt das ein gutes Benehmen, n

Beauſire antwortete nur:

„Wohin ſie geht, werde ich gehen. Ich verlaſ nie in dieſem Leben."

„Oh! weder in dieſem, noch in dem andern!" Oliva eiskalt vor Schrecken bei.

„Deſto beſſer!" ſprach der Poſitiv, „je mehr Herrn von Crosne Gefangene zuführt, deſto lacht er."

Eine Viertelſtunde nachher fuhr der Wagen dem gefangenen Liebespaar und ſeinen Begleitern Hauſe ab.

LXXXVIII.

Herr von Crosne.

Man kann ſich denken, welche Wirkung dieſer auf Herrn von Crosne hervorbrachte.

Die Agenten erhielten wahrſcheinlich die Mi

nicht, auf die sie hofften, doch man hat allen Grund, anzunehmen, daß sie befriedigt wurden.

Als der Polizeilieutenant die Hände zum Zeichen der Zufriedenheit sich wohl gerieben hatte, begab er sich nach Versailles in einem Wagen, dem ein anderer hermetisch verschlossener Wagen folgte.

Es war am Morgen nach dem Tag, an welchem der Positiv und sein Freund Nicole in die Hände des Polizeichef übergeben hatten.

Herr von Crosne ließ seine zwei Wagen in Trianon einfahren, stieg aus dem, welchen er inne hatte, und übergab den andern der Obhut seines ersten Schreibers.

Er ließ sich zur Königin führen, von der er sich sogleich eine Audienz in Trianon erbeten hatte.

Die Königin, welche seit einem Monat wohl darauf bedacht war, nichts zu vernachlässigen, was von Seiten der Polizei kam, entsprach sogleich der Bitte des Ministers; sie begab sich schon am Morgen in ihr Lieblingshaus, und zwar mit kleiner Begleitung, falls Geheimhaltung nöthig wäre.

Sobald Herr von Crosne bei ihr eingeführt, erkannte sie an seiner strahlenden Miene, daß die Nachrichten gut waren.

Die arme Frau! seit geraumer Zeit sah sie um sich her nur düstere und zurückhaltende Gesichter.

Ein Klopfen der Freude, das erste seit dreißig Tagen, bewegte ihr durch so viele tiefe Erschütterungen verwundetes Herz.

Der Beamte, nachdem er ihr die Hand geküßt, sprach:

„Madame, hat Ihre Majestät in Trianon ein Zimmer, wo sie, ohne gesehen zu werden, sehen kann, was vorgeht?“

„Ich habe meine Bibliothek,“ antwortete die Königin; „hinter den Verschlägen habe ich Löcher in meinem Imbißsalon machen lassen. Und zuweilen, wäh-

rend ich veſperte, beluſtigte ich mich mit Frau v
Lamballe und Fräulein von Taverney, als ich
hatte, damit, daß ich die komiſchen Grimaſſen
Abbé Vermond betrachtete, wenn er auf ein Pamph
ſtieß, in dem von ihm die Rede war."

„Sehr gut, Madame. Ich habe nun unten ei
Wagen, den ich möchte in das Schloß einfahren laſſ
ohne daß der Inhalt dieſes Wagens von irgend
mand, außer Eurer Majeſtät, geſehen würde."

„Das geht ganz leicht," erwiederte die Königi
„wo iſt Ihr Wagen?"

„Im erſten Hof, Madame."

Die Königin läutete; es kam Jemand, um i
Befehle in Empfang zu nehmen.

„Laſſen Sie den Wagen, den Ihnen Herr
Crosne bezeichnen wird, in das große Veſtibule e
fahren," ſprach Marie Antoinette „und ſchließen
die beiden Thüren dieſes Veſtibule, ſo daß es ſtu
darin iſt, und Niemand ſehe vor mir die Curioſität
die mir Herr von Crosne bringt."

Der Befehl wurde vollzogen. Man wußte,
mehr als die Befehle, die Launen der Königin zu
ſpectiren. Der Wagen fuhr unter das Gewölbe
der Wohnung der Garden und ergoß ſeinen Inhalt
das düſtere Veſtibule.

„Madame," ſprach Herr von Crosne, „woll
Sie nun mit mir in Ihren Imbißſalon kommen
Befehl geben; daß man meinen Schreiber mit de
was er in die Bibliothek bringen wird, eintre
läßt."

Zehn Minuten nachher ſpähte die Königin bebe
hinter ihren Fächern.

Sie ſah in die Bibliothek eine verſchleierte
ſtalt eintreten; der Schreiber nahm ihr den Schle
ab, und die Königin ſtieß, als ſie dieſelbe erkann
einen Schrei des Schreckens aus. Es war Oli

gekleidet in eines von den Coſtümen, welche Marie Antoinette am meiſten liebte.

Sie hatte ein grünes Kleid mit breiten ſchwarzmoirirten Schleifen, die hohe Friſur, welche die Königin bevorzugte, Ringe den ihrigen ähnlich, Pantoffeln von grünem Atlas mit ungeheuren Abſätzen: es war Marie Antoinette ſelbſt, abgeſehen vom Blute der Cäſaren, welche die bewegliche plebejiſche Flüſſigkeit aller Wollüſte von Herrn Beauſire erſetzte.

Die Königin glaubte ſich in einem entgegengeſetzten Spiegel zu ſehen; ſie verſchlang mit den Augen dieſe Erſcheinung.

„Was ſagt Eure Majeſtät von dieſer Aehnlichkeit?“ fragte nun Herr Crosne triumphirend über die Wirkung, die er hervorgebracht hatte.

„Ich ſage . . . ich ſage, mein Herr,“ ſtammelte die Königin ganz verwirrt . . . „Ah! Olivier,“ dachte ſie, „warum ſind Sie nicht da?“

„Was will Eure Majeſtät?“

„Nichts, mein Herr, nichts, wenn nicht, daß der König wohl erfahre . . .“

„Und daß Herr von Provence ſehe, nicht wahr Madame?“

„Ah! meinen Dank, Herr von Crosne, meinen Dank . . . Doch was wird man mit dieſer Frau machen?“

„Schreibt man dieſer Frau Alles zu, was geſchehen iſt?“ fragte Herr von Crosne.

„Sie haben wohl die Fäden dieſes Complotts?“

„Ungefähr, Madame.“

„Und Herr von Rohan?“

„Herr von Rohan weiß noch nichts.“

„Oh!“ rief die Königin, ihr Geſicht in ihren Händen verbergend, „dieſe Frau, mein Herr, das ſehe ich wohl, iſt der ganze Irrthum des Cardinals.“

„Es mag ſein, Madame, doch wenn es der Irrthum des Cardinals iſt, ſo iſt es das Verbrechen eines Andern.“

„Suchen Sie, mein Herr, Sie haben die Ehre de
Hauſes Frankreich in Ihren Händen.“

„Und glauben Sie mir, Madame, ſie iſt wohl ver
ſorgt,“ erwiederte Herr von Crosne.

„Der Prozeß?“ fragte die Königin.

„Iſt im Gange. Ueberall leugnet man; doch i
erwarte den günſtigen Augenblick, um das Ueberführungs
mittel, das ſie in Ihrer Bibliothek haben, in's Feld z
ſtellen.“

„Und Frau von La Mothe?“

„Sie weiß nicht, daß ich dieſes Mädchen gefunde
und bezüchtigt Caglioſtro, er habe dem Cardinal de
Kopf erhitzt, bis er den Verſtand verloren.“

„Und Herr von Caglioſtro?“

„Herr von Caglioſtro, den ich befragen ließ, h
mir verſprochen, mich noch dieſen Morgen zu b
ſuchen.“

„Das iſt ein gefährlicher Mann.“

„Er wird ein nützlicher Mann ſein. Von ein
Schlange wie Frau von La Mothe geſtochen, wird
das Gift verſchlucken und uns Gegengift geben.“

„Sie hoffen auf Offenbarungen?“

„Ich bin feſt davon überzeugt.“

„Wie ſo, mein Herr? oh! ſagen Sie mir Alle
was mich beruhigen kann.“

„Vernehmen Sie meine Gründe, Madame: Fra
von La Mothe wohnte in der Rue Saint-Claude . . .

„Ich weiß es, ich weiß es,“ erwiederte die Königi
erröthend.

„Ja, Eure Majeſtät erwies dieſer Frau die Ehr
wohlthätig gegen ſie zu ſein.“

„Sie hat mich gut dafür belohnt, nicht wahr? . .
Sie wohnte alſo in der Rue Saint-Claude?“

„Und Herr von Caglioſtro wohnt gerade gege
über.“

„Und Sie vermuthen?“

„Daß, wenn ein Geheimniß für das Eine ob

für das Andere von diesen beiden Nachbarn stattgefunden hat, dieses Geheimniß dem Einen wie dem Andern gehören muß . . . Doch verzeihen Sie, Madame, es ist bald die Stunde, zu der ich in Paris Herrn von Cagliostro erwarte, und um nichts in der Welt möchte ich diese Erklärungen verzögern."

„Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie, und seien Sie noch einmal meiner Dankbarkeit versichert."

„Endlich," rief sie ganz in Thränen, als Herr von Crosne weggegangen war, „endlich beginnt meine Rechtfertigung. Ich werde meinen Triumph auf allen Gesichtern lesen. Das des einzigen Freundes, welche mich so gerne beweisen möchte, daß ich unschuldig bin, dieses allein werde ich nicht sehen!"

Mittlerweile flog Herr von Crosne nach Paris und kam nach Hause, wo ihn Herr von Cagliostro erwartete.

Dieser wußte Alles seit dem vorhergehenden Tag. Er ging zu Beaustre, dessen Zufluchtsort er kannte, um ihn anzutreiben, Frankreich zu verlassen, als er ihn auf der Straße zwischen den zwei Agenten im Wagen erblickte. Oliva war ganz beschämt und ganz in Thränen zerfließend im Hintergrund verborgen.

Beaustre sah den Grafen, der sich in seiner Postchaise kreuzte, und erkannte ihn. Der Gedanke, dieser geheimnißvolle und mächtige Herr könnte ihm von einigem Nutzen sein, änderte plötzlich seinen Entschluß, Oliva nie zu verlassen.

Er wiederholte den Agenten den Vorschlag einer Entweichung, den sie ihm gemacht. Sie nahmen hundert Louisd'or an und ließen ihn frei, trotz der Thränen von Nicole.

Beaustre umarmte indessen seine Geliebte und sagte ihr in's Ohr:

„Hoffe . . . ich will an Deiner Rettung arbeiten."

Und er enteilte mit kräftigen Schritten in der Richtung der Straße, welche Cagliostro verfolgte.

Dieſer hatte ſchon angehalten; er brauchte Beauſire nicht mehr zu ſuchen, da Beauſire zurückkam. Es war ihm dienlich, auf Beauſire zu warten, wenn dieſer zuweilen ſich nachlaufen machte.

Caglioſtro wartete alſo ſeit einer halben Stunde an der Biegung der Straße, als er den unglücklichen Liebhaber von Oliva bleich, athemlos, halb todt ankommen ſah.

Beim Anblick des ſtehenden Wagens ſtieß Beauſire den Freudenſchrei des Schiffbrüchigen aus, der ein Brett berührt.

„Was gibt es, mein Kind?“ ſagte der Graf, indem er ihm zu ſich einſteigen half.

Beauſire erzählte ihm ſeine ganze klägliche Geſchichte; Caglioſtro hörte ihn ſtillſchweigend an und ſprach dann:

„Sie iſt verloren.“

„Wie ſo?“ rief Beauſire.

Caglioſtro erzählte Beauſire, was er nicht wußte, nämlich die Intrigue der Rue Sainte-Claude und die von Verſailles.

Beauſire wäre beinahe in Ohnmacht gefallen.

„Retten Sie ſie,“ ſprach er im Wagen auf die Kniee ſinkend, „und ich gebe ſie Ihnen, wenn Sie Oliva immer noch lieben.“

„Mein Freund,“ entgegnete Caglioſtro, „Sie ſind in einem Irrthume begriffen, ich habe Mademoiſelle Oliva nie geliebt; ich hatte nur einen Zweck, den, ſie dem ausſchweifenden Leben zu entziehen, welches Sie mit ihr führten.“

„Aber . . .“ verſetzte Beauſire erſtaunt.

„Sie wundern ſich hierüber? Erfahren Sie, daß ich einer von den Vorſtehern einer Geſellſchaft für ſittliche Reform bin, deren Zweck es iſt, dem Laſter Alles zu entreißen, was Ausſichten auf Heilung bieten kann. Ich hätte Oliva geheilt, indem ich ſie Ihnen wegnahm, und darum habe ich ſie Ihnen weggenommen.

Sie sage, ob sie je von meinem Munde ein Wort der Galanterie gehört hat; sie sage, ob meine Dienste nicht immer uneigennützig gewesen sind!"

„Ein Grund mehr, mein Herr, retten Sie sie!"

„Ich will es wohl versuchen; doch das hängt von Ihnen ab."

„Verlangen Sie mein Leben von mir."

„Ich werde nicht so viel verlangen. Kehren Sie mit mir nach Paris zurück, und wenn Sie Punkt für Punkt meine Vorschriften befolgen, so werden wir vielleicht Ihre Geliebte retten. Ich stelle hiebei nur eine Bedingung."

„Welche, mein Herr?"

„Ich werde sie Ihnen sagen, wenn wir zu mir nach Paris zurückkommen."

„Oh! ich unterschreibe zum Voraus; doch sie wiedersehen! sie wiedersehen!"

„Daran denke ich gerade; ehe zwei Stunden vergehen, werden Sie Oliva wiedersehen."

„Und sie umarmen?"

„Ich zähle darauf; mehr noch, Sie werden ihr sagen, was ich Ihnen zu sagen beabsichtige."

Cagliostro schlug mit Beaufire wieder den Weg nach Paris ein.

Zwei Stunden nachher, es war dies am Abend, hatte er den Wagen der Agenten eingeholt.

Und eine Stunde später erkaufte sich Beaufire um fünfzig Louisd'or von den beiden Agenten das Recht, Nicole zu umarmen und ihr die Aufträge des Grafen zuzuflüstern.

Die Agenten bewunderten diese leidenschaftliche Liebe. Sie versprachen sich so etwa fünfzig Louisd'or auf jeder Poststation.

Beaufire erschien jedoch nicht mehr, und die Chaise von Cagliostro führte ihn rasch nach Paris, wo sich so viele Ereignisse vorbereiteten.

Dies mußten wir dem Leser nothwendig mittheil-

len, ehe wir ihm Herrn von Cagliostro im Gespräche mit Herrn von Crosne zeigen.

Nun aber können wir ihn in das Cabinet des Polizeilieutenants einführen.

* * *

Herr von Crosne wußte von Cagliostro Alles, was ein gewandter Polizeilieutenant von einem in Frankreich wohnenden Mann wissen kann, und das will nicht wenig sagen. Er kannte alle seine früheren Namen, er kannte alle seine Geheimnisse als Alchemist, als Magnetiseur und als Wahrsager, er kannte die Ansprüche, die er auf Allgegenwart, auf fortwährende Wiedergeburt machte, und betrachtete ihn als einen vornehmen Charlatan.

Herr von Crosne war ein starker Geist, mit allen Mitteln seines Amtes vertraut, bei Hofe wohl angeschrieben, gleichgültig gegen die Gunst, die sich nicht mit seinem Stolz vertrug, ein Mann, auf den nicht Jeder, der da wollte, Einfluß zu üben vermochte.

Diesem konnte Cagliostro nicht, wie Herrn von Rohan, noch vom hermetischen Ofen heiße Louisd'or anbieten; diesem hätte Cagliostro nicht das Ende einer Pistole geboten, wie Balsamo Herrn von Sartines; von diesem hatte Balsamo nicht mehr eine Lorenza zurückzufordern, sondern Cagliostro hatte Rechenschaft abzulegen.

Darum hatte der Graf, statt die Ereignisse abzuwarten, sich von dem Beamten eine Audienz erbitten zu müssen geglaubt.

Herr von Crosne fühlte den Vortheil seiner Stellung. Cagliostro fühlte das Peinliche der seinigen und war bemüht sich daraus zu befreien. Bei dieser offen gespielten Schachpartie fand ein Einsatz statt, den einer von den Spielern nicht muthmaßte, und dieser Spieler war nicht Herr von Crosne.

Dieſer kannte, wie geſagt, von Caglioſtro nur den Charlatan, der Adept war ihm völlig unbekannt. An den Steinen, welche die Philoſophie auf dem Wege der Monarchie ausſäte, haben ſich ſo viele Leute nur geſtoßen, weil ſie dieſelben nicht ſahen.

Herr von Crosne erwartete von Herrn von Caglioſtro Enthüllungen über das Halsband, über die Händel von Frau von La Mothe; hierin lag ſein Nachtheil. Doch er hatte das Recht, zu befragen, zu verhören, einzukerkern, und dies war ſeine Ueberlegenheit.

Er empfing den Grafen wie ein Mann, der ſein Gewicht fühlt, aber der es nicht an Höflichkeit gegen irgend Jemand fehlen laſſen will, nicht einmal gegen einen Parvenu.

Caglioſtro bewachte ſich. Er wollte nur vornehmer Herr bleiben, ſeine einzige Schwäche, von der er glaubte, er müſſe ſie vermuthen laſſen.

„Mein Herr, ſagte der Polizeilieutenant zu ihm, „Sie haben ſich eine Audienz von mir erbeten. Ich komme ausdrücklich von Verſailles, um ſie Ihnen zu geben.“

„Mein Herr, ich dachte, Sie hätten ein Intereſſe, mich über das, was vorgeht, zu befragen, und als ein Mann, der Ihr ganzes Verdienſt und die ganze Bedeutung Ihrer Functionen kennt, bin ich zu Ihnen gekommen.“

„Sie befragen?“ verſetzte der Beamte, Erſtaunen heuchelnd; „worüber denn? und in welcher Eigenſchaft?“

„Mein Herr, ſprach Herr Caglioſtro gerade heraus, „Sie beſchäftigen ſich ſehr viel mit Frau von La Mothe und dem Verſchwinden des Halsbands.“

„Sollten Sie es gefunden haben?“ fragte Herr von Crosne beinahe ſpöttiſch.

„Nein,“ antwortete der Graf mit ernſtem Tone. „Aber wenn ich es nicht gefunden habe, ſo weiß ich doch wenigſtens, daß Frau von La Mothe in der Rue Saint-Claude wohnte.“

„Ihnen gegenüber, mein Herr, das wußte ich auch
„Dann wiſſen Sie, was Frau von La Mot
machte, mein Herr . . . Sprechen wir nicht me
davon."

„Im Gegentheil," erwiederte Herr von Cros
mit einer gleichgültigen Miene, „ſprechen wir davon
„Oh! das hatte nur Salz in Beziehung auf d
kleine Oliva; doch da Sie Alles über Frau von
Mothe wiſſen, ſo werde ich Ihnen nichts mehr mitz
theilen haben."

Bei dem Namen Oliva bebte Herr von Crosne.
„Was ſagen Sie von Oliva?" fragte er. „W
iſt das, Oliva?"

„Sie wiſſen es nicht? Ah! mein Herr, ich wür
mich wundern, wenn ich Sie hierüber zu belehr
hätte. Stellen Sie ſich ein ſehr hübſches Mädch
vor, einen Wuchs . . . blaue Augen, das Eirund d
vollkommenen Geſichts; hören Sie, eine Art von Schö
heit, welche an die Ihrer Majeſtät der Königin eri
nert."

„Ah! ah!" machte Herr von Crosne, „nun?"
„Dieſes Mädchen lebte ſchlecht, und das war m
betrüblich; ſie hatte einſt bei einem alten Freunde v
mir, bei Herrn von Taverney, gedient."

„Bei dem Baron, der kürzlich geſtorben iſt?"
„Ganz richtig, ja, der kürzlich geſtorben iſt. S
war überdies in Dienſten bei einem gelehrten Ma
geweſen, den Sie nicht kennen, Herr Polizeilieut
nant, und der . . . Doch ich bemerke, daß ich a
Abſchweifungen gerathe, und daß ich Sie zu beläſtig
anfange."

„Mein Herr, ich bitte Sie, im Gegentheil, woll
Sie fortfahren. Dieſe Oliva, ſagten Sie?"

„Lebte ſchlecht, wie ich Ihnen zu bemerken d
Ehre hatte. Sie lebte unter einer großen Dürftigk
mit einem gewiſſen Burſchen, ihrem Liebhaber, der
ſchlug und beſtahl: einer von Ihren gewöhnlichen Ge

, mein Herr, ein Schlaukopf, den ſie nicht
iſſen . . .“
gewiſſer Beauſire vielleicht,“ erwiederte der
glücklich, wohlunterrichtet zu erſcheinen.
Sie kennen ihn, das iſt erſtaunlich,“ ſprach
mit Bewunderung, „ſehr gut, mein Herr,
noch mehr Wahrſager, als ich. Eines Tags
Beauſire die Arme mehr geſchlagen und be-
tte, als gewöhnlich, flüchtete ſie ſich zu mir
mich um meinen Schutz. Ich bin gut, ich
rgend einen Winkel in einem meiner Ho-

Ihnen! . . . Sie war bei Ihnen?“ rief der
ſtaunt.
rdings,“ erwiederte Caglioſtro, ebenfalls Er-
uchelnd, „warum ſollte ich ſie nicht bei mir
nen haben? ich bin Junggeſelle.“
r lachte mit einer ſo geſchickten Treuherzig-
Herr von Crosne völlig in's Garn ging.
Ihnen!“ wiederholte er; „darum haben alſo
nten ſo ſehr geſucht, um ſie zu finden.“
, geſucht!“ rief Caglioſtro. „Man ſuchte die
at ſie denn etwas gethan, was ich nicht

, mein Herr, nein; ich beſchwöre Sie, fah-
ort.“
mein Gott! ich bin zu Ende. Ich quartierte
r ein, das iſt das Ganze.“
, mein Herr Graf, das iſt nicht das Ganze,
orhin den Namen Oliva mit dem Namen
von La Mothe zu verbinden ſchienen.“
wegen der Nachbarſchaft.“
ſt noch etwas Anderes, Herr Graf . . . Sie
t umſonſt geſagt, Frau von La Mothe und
a ſeien Nachbarinnen geweſen,“
das bezieht ſich auf einen Umſtand, welchen
zutheilen unnütz wäre. Man muß nicht dem

erſten Beamten des Königreichs Hirngeſpinnſte eines müßigen Rentier erzählen."

„Sie intereſſiren mich, mein Herr, und zwar mehr als Sie glauben; denn dieſe Oliva, von der Sie ſagen, Sie haben ſie bei ſich aufgenommen, habe ich in der Provinz gefunden."

„Sie haben ſie gefunden?"

„Mit Herrn von Beaufire."

„Ich vermuthete es," rief Caglioſtro. „Sie war mit Beaufire? Ah! ſehr gut, ſehr gut! Ich muß Frau von La Mothe Abbitte thun."

„Wie? was wollen Sie damit ſagen?" fragte Herr von Crosne.

„Ich ſage, mein Herr, nachdem ich einen Augenblick Frau von La Mothe im Verdachte gehabt, laſſe ich ihr vollſtändige Genugthuung widerfahren."

„Im Verdacht! worüber?"

„Guter Gott! Sie hören alſo geduldig all dieſes Geſchwätze an? Nun denn! ſo erfahren Sie, daß in dem Augenblick, wo ich Hoffnung hatte, dieſe Oliva zu beſſern, ſie zur Arbeit und zur Rechtſchaffenheit zurückzuleiten . . . ich beſchäftige mich mit der Sittlichkeit . . . Jemand gekommen iſt und ſie mir entführt hat."

„Sie Ihnen entführt! aus Ihrem Hauſe?"

„Aus meinem Hauſe."

„Das iſt ſeltſam."

„Nicht wahr? Und ich hätte mich verdammen laſſen, daß es Frau von La Mothe geweſen ſei. Woran hängen die Urtheile der Welt!"

Herr von Crosne näherte ſich Caglioſtro und ſprach:

„Ich bitte Sie, erklären Sie ſich umſtändlicher."

„Oh! mein Herr, nun, da Sie Oliva mit Beaufire gefunden haben, wird mich nichts mehr auf den Gedanken an Frau von La Mothe, an ihre Beſtrebungen, an ihre Zeichen, an ihre Correſpondenzen bringen."

„Mit Oliva?"

„Ja wohl.“

„Frau von La Mothe und Oliva waren im Einverſtändniß?“

„Vollkommen.“

„Sie ſahen ſich?“

„Frau von La Mothe hatte Mittel gefunden, Oliva ede Nacht ausgehen zu laſſen.“

„Jede Nacht! ſind Sie deſſen ſicher?“

„So ſicher als ein Menſch deſſen, was er gehört at, ſein kann.“

„Oh! mein Herr, Sie ſagen mir da Dinge, die ch mit tauſend Livres für jedes Wort bezahlen würde. Welches Glück für mich, daß ſie Gold machen.“

„Ich mache keines mehr, mein Herr, es war zu heuer.“

„Doch Sie ſind der Freund von Herrn von Rohan?“

„Ich glaube es.“

„Aber Sie müſſen wiſſen, wie viel dieſes Intriguenement, das man Frau von La Mothe nennt, Antheil n ſeiner ärgerlichen Angelegenheit hat?“

„Nein, ich will das nicht wiſſen.“

„Doch, Sie wiſſen vielleicht die Folgen der Spaergänge, welche Oliva und Frau von La Mothe mit nander gemacht haben?“

„Mein Herr, es gibt Dinge, welche der kluge kann immer nicht zu wiſſen ſuchen muß,“ erwiederte agliostro ſpruchreich.

„Ich werde nur noch die Ehre haben, Sie Eines u fragen,“ ſagte lebhaft Herr von Crosne. „Haben ie Beweiſe, daß Frau von La Mothe mit Oliva rreſpondirte?“

„Hundert.“

„Welche?“

„Billets von Frau von La Mothe, die ſie zu Oliva it einer Armbruſt ſchleuderte, welche man ohne Zweiel in ihrer Wohnung finden wird. Um ein Stück lei gewickelt, haben mehrere von dieſen Billets das

Ziel nicht erreicht. Sie fielen auf die Straße, w
einige davon von meinen Leuten oder von mir au
gehoben wurden."

„Mein Herr, würden Sie dieſelben dem Gerich
überliefern?"

„Oh! ſie ſind von einer ſolchen Unſchuld, daß i
mir kein Bedenken daraus machte, und daß ich de
halb keinen Vorwurf von Seiten von Frau von L
Mothe zu verdienen glaubte."

„Und . . . die Beweiſe des Einverſtändniſſes, d
Rendezvous?"

„Tauſend."

„Ich bitte Sie, geben Sie mir einen einzigen.

„Den beſten. Es ſcheint, daß es Frau von L
Mothe leicht war, in mein Haus einzutreten, u
Oliva zu beſuchen, denn ich habe ſie dort an demſe
ben Tage geſehen, an dem die junge Frau verſchwand.

„Am demſelben Tage?"

„Alle meine Leute haben ſie geſehen, wie ich."

„Ah! . . . und was wollte ſie, wenn Oliva ver
ſchwunden war?"

„Das fragte ich mich auch ſogleich, und ich konnt
es mir nicht erklären. Ich hatte Frau von La Moth
aus einer Poſtchaiſe ausſteigen ſehen, welche in de
Rue du Roi-Doré wartete. Meine Leute hatten dieſe
Wagen lange auf derſelben Stelle halten ſehen, un
mein Gedanke, ich muß es geſtehen, war, Frau vo
La Mothe wolle ſich Oliva beigeſellen."

„Sie ließen gewähren?"

„Warum nicht? Es iſt eine mildherzige und von
Schickſal begünſtigte Dame, dieſe Frau von La Moth
Sie wird bei Hofe empfangen. Warum ſollte ich ſi
verhindert haben, mich von Oliva zu befreien? Ja
hätte Unrecht gehabt, wie Sie ſehen, da ſie mir ei
Anderer entführte, um ſie abermals zu verderben."

„Ah!" ſagte Herr von Crosne tief nachſinnend
„Mlle. Oliva war bei Ihnen einquartiert?"

„Ja, mein Herr.“

„Ah! Mlle, Oliva und Frau von La Mothe kannten ſich, ſahen ſich und gingen mit einander aus?“

„Ja, mein Herr.“

„Ah! Frau von La Mothe iſt an dem Tage der Entführung von Oliva bei Ihnen geſehen worden?“

„Ja, mein Herr.“

„Ah! Sie dachten, die Gräfin habe ſich das Mädchen beigeſellen wollen?“

„Was ſollte ich Anderes denken?“

„Aber was hat Frau von La Mothe geſagt, als ſie Oliva nicht mehr bei Ihnen fand?“

„Sie kam mir ſehr beunruhigt vor.“

„Sie vermuthen, dieſer Beauſire habe ſie entführt?“

„Ich vermuthe es einzig und allein, weil Sie mir ſagen, daß er ſie wirklich entführt, ſonſt würde ich nichts vermuthen. Dieſer Menſch wußte die Wohnung von Oliva nicht, wer kann ſie ihm genannt haben?“

„Oliva ſelbſt.“

„Ich glaube nicht, denn ſtatt ſich von ihm aus meinem Hauſe entführen zu laſſen, wäre ſie ſelbſt von mir zu ihm entflohen, und ich bitte Sie, zu glauben, daß er nicht in mein Hotel hereingekommen wäre, hätte ihm nicht Frau von La Mothe einen Schlüſſel zuſtellen laſſen.“

„Sie hatte einen Schlüſſel?“

„Es läßt ſich nicht daran zweifeln.“

„Ich bitte, an welchem Tage entführte man ſie?“ fragte Herr von Crosne, plötzlich erleuchtet durch die Fackel, die ihm Cagliostro ſo geſchickt reichte.

„Oh! mein Herr, darin werde ich mich nicht täuſchen, es war gerade an dem Tage vor dem Feſte des heiligen Ludwig.“

„So iſt es,“ rief der Polizeilieutenant, „ſo iſt es!

mein Herr, Sie haben dem Staat einen ausgezeichneten Dienſt geleiſtet.“

„Das macht mich ſehr glücklich.“

„Und Sie werden den gebührenden Dank dafür erhalten.“

„Vor Allem durch mein Gewiſſen,“ ſagte der Graf.

Herr von Crosne verbeugte ſich.

„Darf ich auf die Niederlegung der Beweiſe, von denen Sie ſprechen, hoffen?“ ſagte er noch.

„Mein Herr, ich gehorche den Gerichten in allen Dingen.“

„Wohl, mein Herr, ich nehme Sie bei Ihrem Wort; auf die Ehre, Sie wiederzuſehen!“

Und er entließ Caglioſtro. Während dieſer wegging, ſagte er:

„Ah! Gräfin, ah! Natter, du wollteſt mich anklagen, ich glaube, du haſt auf die Feile gebiſſen; gib Acht auf deine Zähne.“

LXXXIX.

Herr von Breteuil.

Während Herr von Crosne dieſe Unterredung mit Caglioſtro hatte, erſchien Herr von Breteuil in der Baſtille im Auftrage des Königs, um Herrn von Rohan zu befragen.

Die Zuſammenkunft zwiſchen dieſen zwei Feinden drohte ſtürmiſch zu werden. Herr von Breteuil kannte aber den Stolz von Herrn von Rohan; er hatte ihm eine Rache abgewonnen, welche furchtbar genug war, daß er ſich fortan an ein höfliches Verfahren halten konnte. Er war mehr als höflich. Herr von Rohan weigerte ſich, zu antworten.

Der Siegelbewahrer blieb beharrlich; doch Herr
on Rohan erklärte, er werde ſich auf die Maßregeln
rlaſſen, welche das Parlament und ſeine Richter
ſchlöſſen.

Herr von Breteuil mußte ſich vor dem unerſchütter-
chen Willen des Angeklagten zurückziehen.

Er ließ Frau von La Mothe zu ſich rufen, welche
en mit der Abfaſſung ihrer Denkwürdigkeiten beſchäftigt
ar; ſie gehorchte voll Eifer.

Herr von Breteuil erklärte ihr unumwunden ihre
age, die ſie beſſer als irgend Jemand kannte. Sie
ntwortete, ſie habe Beweiſe von ihrer Unſchuld, die
e liefern werde, wenn es nöthig ſei. Herr von Bre-
uil bemerkte ihr, nichts könne dringlicher ſein.

Die ganze Fabel, welche Jeanne componirt hatte,
ob ſie nun preis; es waren immer dieſelben Inſinua-
onen gegen alle Welt, dieſelbe Behauptung, die Fäl-
hungen, die man ihr zum Vorwurf mache, rühren,
e wiſſe nicht, woher.

Sie erklärte auch, da das Parlament die Sache
i die Hände genommen, ſo werde ſie nichts abſolut
Jahres mehr, außer in Gegenwart des Cardinals und
ach den Anſchuldigungen, die er auf ihr laſten machen
ürde, ſprechen.

Herr von Breteuil ſagte ihr ſodann, der Cardinal
iſſe Alles auf ihr laſten.

„Alles?“ verſetzte Jeanne, „ſelbſt den Diebſtahl?“

„Selbſt den Diebſtahl.“

„Wollen Sie dem Herrn Cardinal erwiedern,“
rach Jeanne mit kaltem Tone, „ich laſſe ihn ermahnen,
icht länger ein ſo ſchlechtes Vertheidigungsſyſtem zu
haupten.“

Und dies war Alles. Doch Herr von Breteuil
ihlte ſich nicht befriedigt. Er brauchte einige geheime
inzelheiten. Er brauchte für ſeine Logik den Aus-
ruch der Urſachen, welche den Cardinal zu ſo großen
erwegenheiten gegen die Königin, die Königin

zu einem solchen Zorn gegen den Cardinal geführt hatten.

Er brauchte die Erläuterungen aller der vom Herrn Grafen von Provence gesammelten und in den Zustand öffentlicher Gerüchte übergegangenen Protocolle.

Der Siegelbewahrer war ein Mann von Geist, er verstand es, auf den Charakter einer Frau zu wirken; er versprach Frau von La Mothe Alles, wenn sie unumwunden Jemand bezüchtigte.

„Nehmen Sie sich in Acht," sprach er zu ihr, „indem Sie nichts sagen, bezüchtigen Sie die Königin; nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie hiebei beharren, werden Sie als der Majestätsbeleidigung schuldig verurtheilt; das ist die Schande, das ist der Strang."

„Ich klage die Königin nicht an," erwiederte Jeanne; „doch warum klagt man mich an?"

„So bezüchtigen Sie Jemand," sprach der unbeugsame Breteuil; „Sie haben nur dieses Mittel, um sich frei zu machen."

Sie verschloß sich in ein kluges Stillschweigen, und diese erste Zusammenkunft von ihr und dem Siegelbewahrer hatte kein Resultat.

Indessen verbreitete sich das Gerücht, es haben sich Beweise erhoben, die Diamanten seien in England verkauft worden, wo man Herrn Reteau von Villette durch die Agenten von Herrn von Vergennes verhaftete.

Der erste Sturm, den Jeanne auszuhalten hatte, war furchtbar. Mit Reteau confrontirt, den sie für ihren Verbündeten bis zum Tod halten mußte, hörte sie diesen zu ihrem Schrecken ganz demüthig gestehen, er sei ein Fälscher, er habe einen Empfangschein für die Diamanten, einen Schuldbrief der Königin geschrieben und zugleich die Unterschrift der Juweliere und Ihrer Majestät gefälscht.

Befragt, aus welchem Beweggrunde er diese Verbrechen begangen, antwortete er, es sei auf das Verlangen von Frau von La Mothe geschehen.

Verwirrt, wüthend, vertheidigte sie sich wie eine Löwin; sie behauptete, Herrn Reteau von Villette nie gesehen, nie gekannt zu haben. Doch hier erhielt sie zwei harte Stöße; zwei Zeugnisse schmetterten sie nieder.

Das erste war das eines von Herrn von Crosne aufgefundenen Fiacrekutschers, welcher erklärte, er habe an dem von Reteau bezeichneten Tag und zu der von ihm genannten Stunde eine so gekleidete Dame nach der Rue Montmartre geführt.

Diese Dame, welche sich mit so vielen Geheimnissen umgab, wer konnte es sein, sie, die der Kutscher im Quartier du Marais aufgenommen, wenn nicht Frau von La Mothe, die in der Rue Saint-Claude wohnte.

Und was die Vertraulichkeit betrifft, welche zwischen diesen zwei Schuldgenossen bestand, wie ließ sie sich leugnen, wenn ein Zeuge behauptete, er habe am Tage vor dem Ludwigsfeste auf dem Bock einer Postchaise, aus der Frau von La Mothe ausgestiegen, Herrn Reteau von Villette gesehen, welcher an seinem bleichen, ängstlichen Gesichte kenntlich.

Der Zeuge war einer von den ersten Dienern von Herrn von Cagliostro.

Dieser Name machte Jeanne aufspringen und trieb sie zum Aeußersten. Sie verbreitete sich in Anklagen gegen Cagliostro, von dem sie erklärte, er habe durch seine Hexereien und Zaubermittel den Geist des Cardinal von Rohan geblendet und diesem so strafbare Gedanken gegen die königliche Majestät eingegeben.

Dies war der erste Ring von der Kette der Bezüchtigung des Ehebruchs.

Herr von Rohan vertheidigte sich; indem er Cagliostro vertheidigte. Er leugnete Alles, was Beziehung auf die Königin hatte. Er leugnete so hartnäckig, daß Jeanne, außer sich, zum ersten Mal die Bezüchtigung einer wahnsinnigen Liebe des Cardinals für die Königin aussprach.

Herr von Caglioſtro verlangte ſogleich
zu werden, was er auch erhielt, um für ſei
gegen Jedermann zu bürgen. Ankläger u
entflammten ſich, wie dies geſchieht, bei
Hauche der Wahrheit, und die öffentlich
nahm unmittelbar Partei für den Cardina
Caglioſtro gegen die Königin.

Da geſchah es, daß dieſe unglückliche
ihre Beharrlichkeit in Verfolgung des P
greiflich zu machen, die an den König übe
lichen Spaziergänge erſtatteten Berichte ve
ließ, und, hierüber an Herrn von Crosne
dieſen aufforderte, zu erklären, was er wuß

Geſchickt berechnet, fiel der Schlag a
und hätte ſie beinahe auf immer vernichtet.

Der Verhörrichter forderte in vollem J
rath Herrn von Rohan auf, zu erklären,
den Promenaden in den Gärten von Verſ

Der Cardinal erwiederte, er verſteh
lügen und berufe ſich auf das Zeugniß vo
La Mothe.

Dieſe leugnete, daß je Promenaden
Theilnahme oder nach ihrem Wiſſen vorgefo

Sie erklärte für Lügen die Protocol
richte, welche ausſagten, ſie ſei in den
Geſellſchaft der Königin oder in Geſellſcha
dinals erſchienen.

Dieſe Erklärung ſprach die Unſchuld d
aus, wäre es möglich geweſen, an die Wor
Diebſtahls und der Fälſchung bezüchtigt
glauben. Doch von dieſer Seite kommend
Rechtfertigung ein Act der Gefälligkeit zu
die Königin ertrug es nicht, auf dieſe We
fertigt zu werden.

Als Jeanne am Stärkſten ſchrie, ſie ſei
licher Weile im Garten von Verſailles erſc
nie habe ſie etwas von den Privatangelege

nigin und des Cardinals geſchen oder erfahren, da chien Oliva, ein lebendiges Zeugniß, das die Meinung veränderte und das ganze Gerüſte der von er Gräfin aufgehäuften Lügen zerſtörte.

Wie wurde ſie nicht unter den Trümmern begraben, ie erhob ſie ſich wieder gehäſſiger und ſchrecklicher ls je? Wir erklären uns dieſe Erſcheinung nur durch hren Willen, wir erklären uns dieſelbe nur durch den nſeligen Einfluß, der ſich an Marie Antoinette anhing.

Oliva mit dem Cardinal confrontirt, welch ein urchtbarer Schlag! Herr von Rohan, endlich bemer- end, daß er auf eine ſchändliche Weiſe betrogen worden ar, dieſer Mann voll Zartgefühl und voll edler Lei- enſchaften, entdeckend, daß eine Abenteurerin in Ver- indung mit einer Spitzbübin ihn dahin gebracht, daß r ganz laut die Königin von Frankreich verachtet atte, eine Frau, die er liebte und die nicht ſchuldig ar!

Die Wirkung dieſer Erſcheinung auf Herrn von Rohan wäre, wenn wir wollten, die dramatiſchſte und ewichtigſte Scene dieſer Angelegenheit, würden wir icht, indem wir uns der Geſchichte näherten, in den oth, in das Blut und das Entſetzen fallen.

Als Herr von Rohan Oliva, dieſe Königin von er Straßenecke, ſah und ſich der Roſe, des Händ- rucks und der Apollo-Bäder erinnerte, da erbleichte er, nd er hätte all ſein Blut zu den Füßen von Marie Antoinette vergoſſen, würde er ſie in dieſem Augenblick n der Seite der Andern geſehen haben.

Welche Verzeihungen, welche Gewiſſensbiſſe ſprangen us ſeiner Seele hervor, um mit ſeinen Thränen hin- ugehen und die letzten Stufen dieſes Thrones zu einigen, wo er eines Tags ſeine Geringſchätzung mit em Beklagen einer verachteten Liebe ergoſſen hatte.

Doch auch dieſer Troſt war ihm verſagt; doch er onnte die Identität von Oliva nicht annehmen, ohne ich zu geſtehen, er liebe die wahre Königin; doch das

Geſtändniß ſeines Irrthums ſelbſt war eine Anſchuldigung, eine Befleckung. Er ließ Jeanne Alles leugnen und ſchwieg.

Und als Herr von Breteuil mit Herrn von Crosne Jeanne nöthigen wollte, ſich weiter zu erklären, ſprach ſie:

„Das beſte Mittel, zu beweiſen, daß die Königin nicht in der Nacht im Parke ſpazieren gegangen, iſt, eine Frau zu zeigen, die der Königin gleicht und behauptet, ſie ſei im Park geweſen. Man zeigt ſie; es iſt gut.“

Dieſe ſchändliche Inſinuation hatte günſtigen Erfolg, ſie entkräftete noch einmal die Wahrheit.

Als aber Oliva in ihrer treuherzigen Angſt alle Einzelheiten angab und alle Beweiſe lieferte, als ſie nichts ausließ, als ſie es dahin brachte, daß man ihr viel mehr glaubte, als der Gräfin, da nahm Jeanne ihre Zuflucht zu einem verzweifelten Mittel: ſie geſtand.

Sie geſtand, ſie habe den Cardinal nach Verſailles geführt, Seine Eminenz habe um jeden Preis die Königin ſehen und ihr die Verſicherung ſeiner ehrfurchtsvollen Zuneigung geben wollen; ſie geſtand, weil ſie hinter ſich eine ganze Partei fühlte, die ſie nicht hatte, wenn ſie ſich in die Verneinung verſchloß; ſie geſtand, weil ſie, indem ſie die Königin anſchuldigte, alle Feinde der Königin, und ihre Zahl war groß, zum Beiſtand für ſich gewann.

Da wechſelten zum zehnten Mal die Rollen in dieſem hölliſchen Prozeß: der Cardinal ſpielte die eines Bethörten, Oliva die einer ohne Poeſie und ohne Sinn Proſtituirten, Jeanne die einer Intrigantin; ſie konnte ſich keine beſſere wählen.

Doch um dieſen niederträchtigen Plan gelingen zu machen, mußte die Königin auch eine Rolle darin ſpielen; man gab ihr die gehäſſigſte, die verworfenſte, die die königliche Würde am meiſten an den Pranger ſtellende, die Rolle einer unbeſonnenen Coquette, einer

riſette, welche Myſtificationen anzeitelt. Marie Antinette wurde Dorimene, wie ſie mit Froſine gegen errn Jourdain, Cardinal, ſich verſchwört.

Jeanne erklärte, dieſe Promenaden haben mit dem utheißen von Marie Antoinette ſtattgefunden, welche nter einer Hagenbuche verborgen, zum Sterben lachend, af die leidenſchaftlichen Reden des verliebten Herrn n Rohan gehorcht.

Dies wählte zur letzten Verſchanzung die Diebin, elche nicht mehr wußte, wo ſie ihren Diebſtahl verrgen ſollte; dies war der königliche Mantel, gemacht s der Ehre von Maria Thereſia und Maria Leszinska.

Die Königin erlag dieſer letzten Anſchuldigung, nn ſie konnte ihre Falſchheit nicht beweiſen, ſie konnte e nicht beweiſen, weil, auf das Aeußerſte getrieben, eanne erklärte, ſie würde alle von Herrn von Rohan n die Königin geſchriebenen Liebesbriefe veröffentlichen, nd weil ſie in der That dieſe von einer wahnſinnigen iebe glühenden Briefe beſaß.

Sie konnte es nicht, weil Mademoiſelle Oliva, elche von Jeanne in den Park geführt worden zu in behauptete, keinen Beweis hatte, daß Jemand inter den Hagenbuchen gehorcht oder nicht gehorcht.

Endlich konnte die Königin ihre Unſchuld nicht weiſen, weil zu viele Perſonen ein Intereſſe hatten, ieſe ſchändlichen Lügen für die Wahrheit zu nehmen.

XC.

Eine letzte Hoffnung verloren.

Bei der Wendung, welche Jeanne der Sache gegeben hatte, wurde es, wie man ſieht, unmöglich, die Wahrheit zu entdecken.

Auf eine unverwerfliche Weise durch zwanzig von glaubwürdigen Personen herrührenden Zeugschaften der Entwendung der Diamanten überwiesen, konnte sich Jeanne nicht entschließen, für eine gemeine Diebin zu gelten. Sie bedurfte der Schande von irgend Jemand an der Seite der ihrigen. Sie überredete sich, der Lärm von dem Scandal in Versailles werde so gut ihr, der Gräfin von La Motthe, Verbrechen übertäuben, daß, würde sie verurtheilt, der Spruch die Königin vor aller Welt treffen müßte.

Ihre Berechnung war gescheitert. Die Königin, indem sie offen die Debatte über die doppelte Angelegenheit annahm, der Cardinal, indem er sich seinem Verhör, den Richtern und dem Scandal unterzog, raubten ihrer Feindin die Glorie der Unschuld, die sie mit allen ihren heuchlerischen Zurückhaltungen zu vergolden sich gefallen hatte.

Aber eine seltsame Erscheinung! Das Publikum sollte vor seinen Augen einen Prozeß sich entrollen sehen, in dem Niemand unschuldig wäre, selbst nicht diejenigen, welche die Gerichte freisprechen würden.

Nach zahllosen Confrontationen, in denen der Cardinal beständig ruhig und artig blieb, selbst gegen Jeanne, in denen sich Jeanne heftig und schädlich gegen Alle zeigte, war die öffentliche Meinung im Allgemeinen und die der Richter ins Besondere unwiderruflich festgestellt.

Alle Zwischenfälle waren beinahe unmöglich worden, alle Offenbarungen waren erschöpft. Jeanne bemerkte, daß sie keine Wirkung auf ihre Richter vorgebracht hatte.

Sie faßte in der Stille des Kerkers alle Kräfte, alle ihre Hoffnungen zusammen.

Von Allem, was Herrn von Breteuil umgab ihm diente, kam Jeanne der Rath zu, die König schonen und den Cardinal mitleidslos zu verlasse

Von Allem, was mit dem Cardinal in Verb

), eine mächtige Familie, für die volksthümliche
je parteiische Richter, eine an Mitteln fruchtbare
klichkeit, kam Frau von La Mothe der Rath zu,
volle Wahrheit zu sagen, die Intriguen des Hofes
ntlarven und den Lärm auf einen Grad zu treiben,
daraus eine für die gekrönten Häupter tödtliche
ubung erfolgte.
Diese Partei suchte Jeanne einzuschüchtern, sie
e ihr abermals vor, was sie nur zu gut wußte,
eige sich nämlich die Mehrzahl der Richter auf die
e des Cardinals, sie werde ohne Nutzen in dem
pf scheitern und in Stücke gehen, und man fügte
halb verloren wie sie sei, wäre es besser für sie,
wegen der Sache der Diamanten verurtheilen zu
n, als Verbrechen der Majestätsbeleidigung auf-
hren, ein blutiger Schlamm, entschlummert im
nde der Feudalgesetzbücher, den man nie an die
fläche eines Prozesses rufe, ohne auch zugleich den
aufsteigen zu machen.
Diese Partei schien ihres Sieges gewiß. Sie
es. Die Begeisterung des Volks gab sich mit
r zu Gunsten des Cardinals kund. Die Männer
nderten seine Geduld und die Frauen seine Dis-
on. Die Männer waren darüber entrüstet, daß
ihn so schändlich hintergangen; die Frauen wollten
icht glauben. Oliva, obgleich sie lebte, existirte
ine Anzahl Leute mit ihrer Aehnlichkeit und ihren
indnissen gar nicht, oder wenn sie existirte, so
sie die Königin ausdrücklich für diesen Umstand
iden.
Jeanne überlegte dies Alles. Ihre Advocaten selbst
eßen sie, ihre Richter verhehlten ihren Wider-
n nicht; die Rohan belasteten sie kräftig; die
liche Meinung verachtete sie. Sie beschloß einen
n Schlag zu thun, um ihren Richtern Unruhe,
Freunden des Cardinals Angst einzuflößen, und

dem öffentlichen Haß Federkraft gegen Marie Antoinette zu verleihen.

Ihr Mittel in Beziehung auf den Hof ſollte folgendes ſein:

Glauben machen, ſie habe fortwährend die Königin geſchont, und ſie würde Alles entſchleiern, wenn man ſie auf das Aeußerſte triebe.

In Beziehung auf den Cardinal müßte ſie glauben machen, ſie behaupte ihr Stillſchweigen nur, um ſeine Zartheit nachzuahmen; doch ſobald er ſpräche, würde ſie, durch dieſes Beiſpiel befreit, auch ſprechen, und alle Beide würden zugleich ihre Unſchuld und die Wahrheit enthüllen.

Das war wirklich nur ein Inbegriff ihres Benehmens während der Inſtruction des Prozeſſes. Doch es iſt nicht zu leugnen, alle bekannte Gerichte laſſen ſich durch neue Würzen verjüngen. Man vernehme, was die Gräfin erſann, um ihre zwei Stratageme aufzufriſchen.

Sie ſchrieb einen Brief an die Königin, einen Brief, deſſen Ausdrücke allein ſeinen Character und ſeine Tragweite enthüllen können:

„Madame,

„Was meine Lage auch Peinliches und Hartes hat, es iſt mir doch nicht eine Klage entſchlüpft. Alle Winkelzüge und Schleichwege, deren man ſich bedient, um mir Geſtändniſſe zu erpreſſen, haben nur dazu beigetragen, mich zu beſtärken in dem Entſchluß, meine Gebieterin nicht bloßzuſtellen.

„So ſehr ich aber überzeugt bin, daß meine Beharrlichkeit und meine Verſchwiegenheit mir die Mittel erleichtern müſſen, der Verlegenheit zu entkommen, in der ich mich befinde, ſo bekenne ich doch, daß die Anſtrengungen der Familie des Sklaven (die Königin nannte ſo den Cardinal in den Tagen ihrer Verſöhnung) mich befürchten laſſen, daß ich ihr Opfer werde.

„Eine lange Haft, Confrontationen, welche kein
de nehmen, die Scham und die Verzweiflung, daß
mich eines Verbrechens bezüchtigt sehe, dessen ich
)t schuldig bin, haben meinen Muth geschwächt,
› ich habe bange, es könnte meine Standhaftigkeit
vielen gleichzeitigen Schlägen erliegen.

„Madame vermag mit einem Wort dieser unglück-
en Angelegenheit ein Ziel durch die Vermittelung
i Herrn von Breteuil zu setzen, der ihr in den Augen
Ministers (der König) die Wendung zu geben
Stande ist, die ihm sein Verstand einflüstern wird,
ie daß Madame auf irgend eine Weise bloß-
stellt ist. Die Furcht, ich dürfte genöthigt sein,
les zu enthüllen, veranlaßt mich zu dem Schritt,
. ich heute in der Ueberzeugung thue, Madame werde
Beweggründe berücksichtigen, die mich zwingen,
ine Zuflucht hiezu zu nehmen, und sie werde Befehle
en, mich der schmerzlichen Lage zu entziehen, in
ich mich befinde.

„Ich bin mit tiefer Ehrfurcht Eurer Majestät unter-
nigste Dienerin,

„Gräfin Valois von La Mothe."

Jeanne hatte, wie man sieht, Alles berechnet.

Entweder würde der Brief an die Königin gelangen
b sie durch die Beharrlichkeit, die er, nach so vielen
erstrichen, bezeichnete, erschrecken, und dann würde
› die Königin, die des Kampfes müde sein müßte,
schließen, der Sache durch die Freilassung von Jeanne
i Ende zu machen, da ihre Haft und ihr Prozeß
hts herbeigeführt.

Oder, was noch viel wahrscheinlicher und durch
s Ende des Briefes selbst dargethan ist, oder Jeanne
hlte in keiner Hinsicht auf den Brief, und das ist
cht zu erweisen: denn so in den Prozeß hinein ver-
ıt, konnte die Königin nichts aufhalten, ohne sich
bst zu verurtheilen. Es ist also augenscheinlich, daß

Jeanne nie darauf gerechnet hatte, der Brief würde der Königin übergeben werden.

Sie wußte, daß alle ihre Wächter dem Gouverneur der Baſtille, das heißt, Herrn von Breteuil, ergeben waren. Sie wußte, daß alle Welt in Frankreich aus der Halsband-Sache eine ganz politiſche Speculation machte, was ſeit den Parlamenten von Herrn von Mauveou nicht mehr geſchehen. Es war gewiß, daß der Bote, den ſie mit dieſem Briefe beauftragte, ſollte er ihn nicht dem Gouverneur geben, denſelben für ſich oder für die Richter von ſeiner Meinung behalten würde. Sie hatte endlich Alles ſo eingerichtet, daß dieſer Brief, in irgend welche Hände fallend, darin einen Sauerteig von Haß, Verachtung und Unehrerbietigkeit gegen die Königin niederlegte.

Zu gleicher Zeit, da ſie dieſen Brief an die Königin ſchrieb, faßte ſie einen anderen an den Cardinal ab:

„Ich kann nicht begreifen, Monſeigneur, warum Sie ſich hartnäckig weigern, klar zu ſprechen. Mir ſcheint, Sie können nichts Beſſeres thun, als unſeren Richtern ein unbegrenztes Vertrauen gewähren: unſer Loos würde ſich glücklicher geſtalten. Ich meines Theils, ich bin entſchloſſen, zu ſchweigen, wenn Sie mir nicht beiſtehen wollen. Doch warum ſprechen Sie nicht? Erklären Sie alle Umſtände dieſer geheimnißvollen Angelegenheit, und ich ſchwöre Ihnen, daß ich Alles beſtätige, was Sie behaupten werden; bedenken Sie wohl, Herr Cardinal, wenn ich es auf mich nehme, zuerſt zu ſprechen, und Sie in Abrede ziehen, was ich ſagen dürfte, ſo bin ich verloren, ſo werde ich der Rache von derjenigen nicht entgehen, welche uns aufopfern will.

„Doch Sie haben nichts Aehnliches von meiner Seite zu befürchten, meine Ergebenheit iſt Ihnen bekannt. Sollte ſie unverſöhnlich ſein, ſo wäre Ihre Sache immer die meinige; ich würde Alles opfern, um

ie den Wirkungen ihres Hasses zu entziehen, oder nsere Ungnade wäre eine gemeinschaftliche.

„N.S. Ich habe einen Brief an sie geschrieben, er sie hoffentlich bestimmen wird, wenn nicht die Wahrheit zu sagen, doch wenigstens uns nicht zu erücken, uns, die wir uns kein anderes Verbrechen orzuwerfen haben, als unsern Irrthum oder unser Stillschweigen."

Dieser künstliche Brief wurde von ihr dem Cardinal bei ihrer letzten Confrontation im großen Sprachimmer der Bastille übergeben, und man sah den Cardinal in Gegenwart einer solchen Frechheit erröthen, rbleichen, beben. Er ging hinaus, um Athem zu chöpfen.

Der Brief an die Königin wurde in demselben ugenblick von der Gräfin dem Abbé Lekel, dem Almosenier der Bastille, eingehändigt, der den Cardinal n das Sprachzimmer begleitet hatte und den Interessen er Rohan ergeben war.

„Mein Herr," sagte sie zu ihm, „Sie können, ndem Sie diesen Auftrag vollziehen, eine Aenderung m Schicksal von Herrn von Rohan und in dem meigen herbeiführen. Nehmen Sie Kenntniß von dem, as er enthält. Sie sind ein durch seine Pflichten zur Verschwiegenheit verbundener Mann. Sie werden sehen, aß ich an der einzigen Thüre angeklopft habe, wo ir, der Herr Cardinal und ich, Hülfe suchen können.

Der Almosenier weigerte sich.

„Sie sehen nur mich als Geistlichen," erwiederte r, „Ihre Majestät wird glauben, Sie haben meinen athschlägen gemäß geschrieben, und Sie haben mir lles gestanden; ich kann nicht dazu einwilligen, daß ch mich in's Verderben stürze."

„Nun wohl!" sprach Jeanne, am Gelingen ihrer ist verzweifelnd, während sie jedoch den Cardinal urch die Einschüchterung zwingen wollte, „sagen Sie em Herrn Cardinal, es bleibe mir ein Mittel, meine

Unſchuld zu beweiſen, das, daß ich die Briefe leſen laſſe, die er an die Königin geſchrieben hat. Es widerſtrebte mir, von dieſem Mittel Gebrauch zu machen; doch in unſerem gemeinſchaftlichen Intereſſe werde ich mich hiezu entſchließen."

Und als ſie den Almoſenier über dieſe Drohungen erſchrocken ſah, verſuchte ſie es zum letzten Mal, ihm ihren furchtbaren Brief an die Königin in die Hand zu ſchieben.

„Nimmt er den Brief," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „ſo bin ich gerettet, weil ich ihn dann in voller Sitzung frage, was er damit gemacht, ob er ihn der Königin übergeben und ſie aufgefordert habe, darauf zu antworten; hat er ihn nicht übergeben, ſo iſt die Königin verloren; das Zögern der Rohan wird ihr Verbrechen und meine Unſchuld bewieſen haben."

Doch kaum hatte der Abbé Lekel den Brief in den Händen, ſo gab er ihr denſelben zurück, als ob er ihn brennete.

„Nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie keine Gefahr laufen," ſagte Jeanne bleich vor Zorn, „ich habe den Brief der Königin in einem Umſchlag unter der Adreſſe von Frau von Miſery verborgen."

„Ein Grund mehr!" rief der Abbé, „zwei Perſonen würden das Geheimniß erfahren. Ein doppeltes Motiv des Unwillens für die Königin. Nein, nein, ich thue es nicht."

Und er ſtieß die Finger der Gräfin zurück.

„Bemerken Sie wohl," ſagte ſie, „Sie bringen mich dazu, daß ich von den Briefen von Herrn von Rohan Gebrauch mache."

„Gut," erwiederte der Abbé, „machen Sie davon Gebrauch, Madame."

„Aber," ſprach Jeanne zitternd vor Wuth, „da ich Ihnen erkläre, daß der Beweis eines geheimen Briefwechſels mit Ihrer Majeſtät auf einem Schaffot

en Kopf des Cardinals fallen macht, ſteht es Ihnen rei, zu ſagen: Gut!... Ich werde Sie gewarnt haben."

Die Thüre öffnete ſich wieder, der Cardinal erſchien ſtolz und zornmuthig auf der Schwelle und rief:

„Laſſen Sie auf einem Schaffot das Haupt eines Rohan fallen, Madame, es wird nicht das erſte Mal ein, daß die Baſtille dieſes Schauſpiel geſehen hat. Doch da dem ſo iſt, erkläre ich Ihnen, daß ich dem Schaffot, auf das mein Kopf rollt, nichts zum Vorwurfe machen werde, wenn ich nur das Gerüſte ſehe, auf dem man Sie als Diebin und Fälſcherin brandmarken wird. Kommen Sie, Abbé, kommen Sie."

Nach dieſen niederſchmetternden Worten wandte er Jeanne den Rücken zu, ging mit dem Almoſenier hinaus und überließ der Wuth und der Verzweiflung dieſe Unglückliche, welche keine Bewegung machen konnte, ohne ſich tiefer in den Koth zu ſtecken, in dem ſie bald ganz verſinken ſollte.

XCI.

Die Taufe des kleinen Beaufire.

Frau von La Mothe hatte ſich in allen ihren Berechnungen geirrt. Caglioſtro irrte ſich in keiner.

Kaum in der Baſtille, bemerkte er, daß ihm der Vorwand gegeben war, endlich offen auf den Untergang dieſer Monarchie hinzuwirken, die er ſeit ſo vielen Jahren durch den Illuminismus und die verborgenen Arbeiten untergrub.

Sicher, in nichts überwieſen zu werden, zu der für ſeine Abſichten günſtigſten Entwickelung gelangt, hielt er gewiſſenhaft ſein Verſprechen gegen alle Welt.

Er bereitete die Materialien vor zu dem von
datirten berüchtigten Brief, der einen Monat
Epoche erſcheinend, die wir erreicht haben, d
Stoß des Sturmbocks gegen die alten Mau
Baſtille war, die erſte Feindſeligkeit der Rev
der erſte materielle Angriff, der dem vom 14. J
vorherging.

In dieſem Brief, worin Caglioſtro, nac
König, Königin, Cardinal, öffentliche Agio
Grunde gerichtet hatte, Herrn von Breteuil,
ſönlichung der miniſteriellen Tyrannei, das V
bereitete, drückte ſich unſer Zerſtörer alſo aus:

„Ja, ich wiederhole es frei, nachdem ic
Gefangener geſagt habe, es gibt kein Verbrech
nicht durch ſechs Monate in der Baſtille abgebü
Es fragte mich Jemand, ob ich je nach Fr
zurückkehren werde? Sicherlich, antwortete ich,
der Bedingung, daß die Baſtille eine
liche Promenade geworden iſt. Es ſei
Wille. Ihr habt Alles, was man braucht, um gl
ſein, Ihr Franzoſen: einen fruchtbaren Bod
mildes Klima, ein gutes Herz, eine reizende H
Genie und einen zu Allem tauglichen Anſtan
Gleichen in der Kunſt, zu gefallen, ohne M
den andern Künſten; es fehlt Euch, meine
nur ein Punkt, der, ſicher zu ſein, in Eure
zu ſchlafen, wenn Ihr unſträflich.“

Caglioſtro hatte ſein Wort auch Oliva
Dieſe war ihrerſeits gewiſſenhaft treu. Es ent
ihr kein Wort, das ihren Gönner bloßſtellte. S
nur unſelige Geſtändniſſe für Frau von La M
ſtellte auf eine unumwundene und unverwerflic
ihre unſchuldige Theilnahme an einer Myſt
heraus, bei der es, nach ihrer Ausſage, a
unbekannten Cavalier abgeſehen war, den
unter dem Namen Louis bezeichnet hatte.

Während der Zeit, die für die Gefangen

Schloß und Riegel und in den Verhören verlaufen war, hatte Oliva ihren theuren Beaufire nicht wieder geſehen, ſie war jedoch nicht ganz von ihm verlaſſen, und ſie beſaß, wie man ſehen wird, von ihrem Geliebten ein Andenken, das ſich Dido wünſchte, als ſie träumend ſprach: „Ach! wenn es mir vergönnt wäre, auf meinem Schooße einen kleinen Ascan ſpielen zu ſehen!“

Im Monat Mai des Jahres 1786 wartete ein Mann mitten unter den Armen auf den Stufen des Portals von Saint-Paul in der Rue Saint-Antoine. Er war unruhig, keuchend, und ſchaute, ohne die Augen abwenden zu können, in der Richtung der Baſtille.

In ſeine Nähe ſtellte ſich ein Mann mit langem Bart, einer von den deutſchen Dienern von Caglioſtro, derjenige, welchen der Graf als Kämmerer bei ſeinen geheimnißvollen Aufnahmen im alten Hauſe der Rue Saint-Claude benützte.

Dieſer Mann hemmte die ſtürmiſche Ungeduld von Beaufire und ſagte leiſe zu ihm:

„Warten Sie, warten Sie, ſie werden kommen.“

„Ah!“ rief der unruhige Mann, „Sie ſind es!“

Und da das ſie werden kommen, wie es ſcheint, den unruhigen Mann nicht befriedigte, da dieſer mehr als vernünftig zu geſticuliren fortfuhr, ſagte ihm der Deutſche in's Ohr:

„Herr Beaufire, Sie machen ſo viel Lärm, daß uns die Polizei ſehen wird. Mein Herr verſprach Ihnen Nachrichten, ich gebe Ihnen.“

„Geben Sie, geben Sie, mein Freund.“

„Leiſe ... Die Mutter und das Kind befinden ſich wohl.“

„Oh! oh!“ rief Beaufire in einem unbeſchreiblichen Entzücken, „ſie iſt entbunden! ſie iſt gerettet!“

„Ja, mein Herr; doch ich bitte, treten Sie auf die Seite.“

„Von einem Mädchen?"

„Nein, mein Herr, von einem Knaben."

„Deſto beſſer! Oh! mein Freund, wie glücklich bi
ich, wie glücklich bin ich! Danken Sie Ihrem Herrı
ſagen Sie ihm, mein Leben, Alles, was ich habe, g
höre ihm."

„Ja, Herr Beaufire, ja, ich werde ihm das ſage
wenn ich ihn ſehe."

„Mein Freund, warum ſagten Sie mir vorhin..
Doch nehmen Sie dieſe zwei Louisd'or."

„Ich nehme nur von meinem Herrn an."

„Oh! verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht bele
digen."

„Ich glaube es. Doch Sie ſagten mir? . . ."

„Ah! ich fragte Sie, warum Sie vorhin ausg
rufen: „„Sie werden kommen?"" Wer wird kommer
wenn's beliebt?"

„Ich meinte den Wundarzt der Baſtille und Fra
Chopin, die Hebamme, welche Mlle. Oliva entbunde
haben."

„Sie werden hierher kommen? Warum?"

„Um das Kind taufen zu laſſen."

„Ich werde mein Kind ſehen!" rief Beaufire, ſprir
gend wie ein Verzückter. „Sie ſagen, ich werde de
Sohn von Oliva ſehen? hier, ſogleich?"

„Hier, ſogleich; doch ich bitte Sie inſtändig, mi
ßigen Sie ſich; ſonſt werden Sie die paar Agenten vo
Herrn von Crosne, die ich unter den Lumpen dieſ
Bettler verborgen errathe, entdecken und wittern, da
Sie mit den Gefangenen der Baſtille in Verbindun
geſtanden ſind. Sie ſtürzen ſich in's Verderben un
gefährden meinen Herrn."

„Oh!" rief Beaufire mit der Religion der Eh
furcht und der Dankbarkeit: „eher ſterben, als ein
Silbe ausſprechen, welche meinem Wohlthäter ſchade
könnte. Ich werde erſticken, wenn es ſein muß, ab
ich ſage nichts mehr. Sie kommen nicht! . . ."

„Geduld!“

Beaufire näherte ſich dem Deutſchen und fragte, die Hände faltend:

„Iſt ſie ein wenig glücklich dort?“

„Vollkommen glücklich,“ erwiederte der Andere. „Oh! hier kommt ein Fiacre.“

„Ja, ja.“

„Er hält an.“

„Ich ſehe Weißes, Spitzen . . .“

„Das Taufzeug des Kindes.“

„Guter Gott!“ rief Beaufire.

Und er war genöthigt, ſich an eine Säule anzuhnen, um nicht zu wanken, als er aus dem Fiacre ie Hebamme, den Wundarzt und einen Schließer der aſtille ausſteigen ſah, der bei dieſer Veranlaſſung als euge diente.

Als dieſe drei Perſonen vorübergingen, geriethen ie Bettler in Bewegung und näſelten ihre Forderungen.

Man ſah nun ſeltſamer Weiſe den Pathen und die athin dieſe Elenden mit dem Ellenbogen ſtoßend eiter ſchreiten, während ein Fremder, vor Freude einend, ſeine Münze und ſeine Thaler unter ſie vertheilte.

Als dann der kleine Zug in der Kirche eingetreten ar, trat Beaufire hinter ihnen mit den Prieſtern und en Neugierigen ein und ſuchte ſich den beſten Platz n der Sacriſtei aus, wo das Sacrament der Taufe ollzogen werden ſollte.

Sobald der Prieſter die Hebamme und den Wundrzt erkannte, welche ſchon mehrere Male unter ähnchen Umſtänden ſeine Dienſte in Anſpruch genommen atten, nickte er ihnen freundlich lächelnd zu.

Beaufire grüßte und lächelte mit dem Prieſter.

Die Thüre ſchloß ſich, der Prieſter nahm ſeine eder und fing an in ſein Regiſter die ſacramentlichen

Phraſen zu ſchreiben, welche den Act der Einregiſtrirung bilden.

Als er nach dem Namen und Vornamen des Kindes fragte, antwortete der Wundarzt:

„Es iſt ein Knabe, mehr weiß ich nicht.“

Und ein Gelächter punktirte dieſes Wort, das Beauſire nicht ſehr ehrerbietig vorkam.

„Es hat doch einen Namen, und wäre es der irgend eines Heiligen.“

„Ja, es war der Wille der Demoiſelle, daß es den Namen Touſſaint*) bekommen ſolle.“

„Dann hat es den aller Heiligen!“ ſagte der Prieſter lachend über ſein Wortſpiel, was die Sacriſtei mit einer neuen Heiterkeit erfüllte.

Beauſire fing an die Geduld zu verlieren, doch der weiſe Einfluß des Deutſchen hielt ihn noch zurück. Er bewältigte ſich.

„Nun!“ ſagte der Prieſter, „mit dieſem Vornamen, mit allen Heiligen als Patronen, kann man eines Vaters entbehren. Schreiben wir: „„Es iſt uns heute ein Kind männlichen Geſchlechts, geboren geſtern in der Baſtille, vorgewieſen worden; Sohn von Nicole Oliva Legay und von . . . Vater unbekannt.““

Beauſire ſprang wüthend an die Seite des Prieſters, packte ihn beim Fauſtgelenke und rief:

„Touſſaint hat einen Vater, wie er eine Mutter hat! Er hat einen zärtlichen Vater, der ſein Blut nicht verleugnen wird. Ich bitte Sie, ſchreiben Sie, daß Touſſaint, geſtern geboren von Nicole Oliva Legay, der Sohn von dem hier gegenwärtigen Jean Baptiſte Touſſaint von Beauſire iſt!“

Man denke ſich das Erſtaunen des Prieſters, das des Pathen und das der Pathin. Die Feder entfiel den Händen des Erſten, das Kind wäre beinahe aus den Armen der Hebamme gefallen.

*) Alle Heilige.

Beaufire empfing es in den ſeinigen, bedeckte es
: gierigen Küſſen und ließ auf die Stirne des armen
einen die erſte Taufe, die heiligſte in dieſer Welt
ch der, welche von Gott kommt, die Taufe der väter-
hen Thränen fallen.

Obgleich an dramatiſche Scenen gewöhnt und trotz
den wahren Voltairianern dieſer Zeit anklebenden
epticismus, waren die Anweſenden gerührt. Der
ieſter allein behauptete ſeine Kaltblütigkeit und zog
Vaterſchaft in Zweifel. Vielleicht ärgerte es ihn,
ß er ſeine Schreibereien wieder anfangen mußte.

Doch Beaufire errieth die Schwierigkeit; er legte
f den Taufſtein drei Louisd'or, welche viel beſſer,
s ſeine Thränen, ſein Vaterrecht begründeten und
ne Glaubwürdigkeit glänzen machten.

Der Prieſter verbeugte ſich, hob die zwei und
enzig Livres auf und durchſtrich die zwei Sätze, die
ſpottend in ſein Regiſter eingeſchrieben hatte.

„Nur, mein Herr," ſagte er, „nur, da die Er-
rung des Herrn Wundarztes der Baſtille und der
au Chopin eine förmliche geweſen iſt, werden Sie
Güte haben, ſelbſt zu ſchreiben und zu beurkunden,
ß Sie ſich als Vater dieſes Kindes erklären."

„Ich!" rief Beaufire, in der höchſten Freude, „ich
rde mit meinem Blute ſchreiben."

Und er ergriff die Feder voll Begeiſterung.

„Nehmen Sie ſich in Acht," ſagte ganz leiſe zu
n der Schließer Guyon, der ſeine Rolle als bedenk-
ber Mann nicht vergeſſen hatte. „Ich glaube, mein
ber Herr, Ihr Name klingt ſchlecht an gewiſſen Or-
; es iſt gefährlich, ihn in die öffentlichen Regiſter
zuſchreiben mit einem Datum, das zugleich den Be-
is von Ihrer Gegenwart und den von Ihrem Um-
ig mit einer Angeklagten gibt."

„Ich danke für Ihren Rath, Freund," erwiederte
aufire mit Stolz; „er iſt der eines redlichen Mannes

und wohl die zwei Louisd'or werth, die ich Ihnen anbiete. Doch den Sohn meiner Frau verleugnen . . .'

„Sie iſt Ihre Frau?" rief der Wundarzt.

„Geſetzlich?" rief der Prieſter.

„Gott ſchenke ihr die Freiheit," erwiederte Beauſire zitternd vor Vergnügen, „und am andern Tag wird Nicole Legny von Beauſire heißen, wie ihr Sohn und ich."

„Mittlerweile ſetzen Sie ſich einer Gefahr aus," wiederholte der Schließer, „ich glaube, daß man Sie ſucht."

„Ich werde Sie nicht verrathen," ſagte der Wundarzt.

„Ich auch nicht," ſprach die Hebamme.

„Ich ebenſo wenig," rief der Prieſter.

„Und wenn man mich verriethe," fuhr Beauſire mit der Begeiſterung der Märtyrer fort, „ich werde dulden bis zum Rade, um mich des Troſtes zu erfreuen, meinen Sohn anzuerkennen."

„Wenn er gerädert würde," ſagte Herr Guyon, der ſich auf eine Gegenanſicht etwas zu gut that, „ſo geſchähe es nicht, weil er ſich als Vater des kleinen Touſſaint bekannt hat."

Nach dieſem Scherz, der Frau Chopin lächeln machte, wurde nach den Formen zu der Einregiſtrirung und zu der Anerkennung des kleinen Beauſire geſchritten.

Beauſire ſchrieb ſeine Erklärung in herrlichen, aber ein wenig geſchwätzigen Phraſen, wie es die Berichte von jeder That ſind, auf welche der Autor ſtolz iſt.

Er überlas ſie, punktirte ſie, unterzeichnete mit einem Namenszug und ließ von den vier anweſenden Perſonen unterzeichnen; dann, nachdem er Alles noch einmal geleſen und beſtätigt hatte, küßte er ſeinen gebührender Maßen getauften Sohn, ſchob ihm zehn Louisd'or unter das Taufkuch, hing ihm einen Ring

n den Hals, ein Geſchenk, das für die Wöchnerin be-
immt war, und öffnete, ſtolz wie Xenophon bei ſeinem
erühmten Rückzug, die Thüre der Sacriſtei, entſchloſſen,
icht die geringſte Liſt zu gebrauchen, nicht die kleinſte
orſichtsmaßregel zu nehmen, um den Sbirren zu ent-
ehen, ſollte er ſolche finden, welche entartet genug
ären, ihn in dieſem Augenblick feſtnehmen zu wollen.

Die Gruppen der Bettler hatten die Kirche nicht
erlaſſen; Beauſire, hätte er ſie können mit feſteren
ugen anſchauen, würde vielleicht unter ihnen den be-
ichtigten Poſitiv, den Urheber ſeines Unglücks, er-
annt haben, doch nichts rührte ſich. Die neue Aus-
eilung, welche Beauſire machte, wurde mit maßloſen:
Gott vergelt es," aufgenommen, und der glückliche
ater ging von Saint-Paul mit allem Anſchein eines
ekehrten, auserkorenen, geſegneten, von allen Armen
es Kirchſpiels umſchmeichelten Edelmanns weg.

Die Taufzeugen entfernten ſich ebenfalls und kehr-
n, ganz verwundert über dieſes Abenteuer, zu dem
iacre zurück.

Beauſire belauerte ſie von der Ecke der Rue Cul-
re-Saint-Catherine, ſah ſie in den Wagen ſteigen,
arf ſeinem Sohn ein paar bebende Küſſe zu, und als
in Herz ſich völlig ergoſſen hatte, als der Fiacre aus
inen Augen verſchwunden war, dachte er, er müßte
eder mehr Gott, noch die Polizei verſuchen, und wandte
ch nach einem Zufluchtsort, der nur ihm allein, Caglioſtro,
nd Herrn von Crosne bekannt war.

Das heißt, Herr von Crosne hatte ſein Wort auch
:halten und Beauſire nicht beunruhigen laſſen.

Als das Kind in die Baſtille zurückkam und Frau
hopin Oliva ſo viele erſtaunliche Abenteuer mitge-
eilt hatte, ſteckte dieſe an ihren dickſten Finger den
ing von Beauſire, fing auch an zu weinen, küßte ihr
ind, für das man ſchon eine Amme ſuchte, und
gte:

„Nein, Herr Gilbert, ein Schüler von Herrn Rouſſeau, behauptete einſt, eine gute Mutter müſſe ihr Kind ſelbſt ſtillen, ich werde meinen Sohn ſtillen; ich will wenigſtens eine gute Mutter ſein.“

XCII.

Das Schemelchen.

Es war endlich nach langen Debatten der Tag gekommen, wo der Spruch des Parlamentshofes durch die Schlüſſe des Generalanwalts hervorgerufen werden ſollte.

Die Angeklagten, mit Ausnahme von Herrn von Rohan, waren in die Conciergerie gebracht worden, um dem Sitzungsſaale, der um ſieben Uhr jeden Morgen geöffnet wurde, näher zu ſein.

Vor den Richtern, bei denen der erſte Präſident d'Aligre den Vorſitz führte, war die Haltung der Angeklagten beſtändig dieſelbe geblieben, welche ſie während der Inſtruction geweſen war.

Oliva treuherzig und ſchüchtern; Caglioſtro ruhig, erhaben und zuweilen ſtrahlend in jenem myſtiſchen Glanze, mit dem er ſich ſo gern umgab.

Villette verlegen, niedrig und weinend.

Jeanne unverſchämt, das Auge funkelnd, immer drohend und giftig.

Der Cardinal einfach, träumeriſch und in eine Erſchlaffung verſunken.

Jeanne hatte ſehr ſchnell die Gewohnheiten der Conciergerie angenommen und durch ihre honigſüßen Schmeicheleien und ihre kleinen Geheimniſſe ſich die Gewogenheit der Concierge des Palaſtes, ihres Mannes und ihres Sohnes errungen.

Auf dieſe Art hatte ſie ſich das Leben angenehmer
nd die Verbindungen leichter gemacht. Der Affe braucht
mmer mehr Platz als der Hund, der Intrigant mehr
ls der ruhige Geiſt.

Die Debatten lehrten Frankreich nichts Neues.
s war immer daſſelbe mit Frechheit von der einen
der der andern der zwei Perſonen, die man anſchul-
igte und die ſich gegenſeitig anſchuldigten, geſtohlene
alsband.

Zwiſchen dieſen beiden entſcheiden, wer der Dieb,
ies war der ganze Prozeß.

Der Geiſt, der die Franzoſen immer zu Extremen
ihrt und ſie namentlich zu jener Zeit dazu führte,
atte einen andern Prozeß auf den erſten gepfropft.

Es handelte ſich darum, zu erfahren, ob die Kö-
igin Recht gehabt, daß ſie den Cardinal hatte ver-
aften laſſen und ihn vermeſſener Unhöflichkeiten be-
ächtigte.

Für Jeden, der in Frankreich über Politik raiſon-
irte, bildete dieſer Anhang bei dem Prozeß die wahre
ache. Hatte Herr von Rohan der Königin ſagen zu
önnen geglaubt, was er ihr geſagt, in ihrem Namen
andeln können, wie er es gethan; war er der geheime
gent von Marie Antoinette geweſen, ein Agent, den
an verleumdet hatte, ſobald die Sache Aufſehen ge-
acht? Mit einem Wort, hatte bei dieſem Zwiſchenfall
er begünſtigte Cardinal in gutem Glauben, als ein
uniger Vertrauter, der Königin gegenüber gehandelt?

Hatte er in gutem Glauben gehandelt, ſo war die
önigin alſo ſchuldig aller jener Vertraulichkeiten,
elbſt der unſchuldigen, welche ſie geleugnet, und welche
eſtanden zu haben Frau von La Mothe inſinuirte.
nd dann, als Geſammtſumme in den Augen der Mei-
ung, welche nichts ſchont, ſind Vertraulichkeiten un-
huldig, die man ſeinem Gatten, ſeinen Miniſtern und
inen Unterthanen zu leugnen genöthigt iſt?

Dies iſt der Prozeß, den die Schlüſſe des General-

anwalts nunmehr zu ſeinem Ziele, zu ſeiner Moral führen ſollten.

Der Generalanwalt nahm das Wort.

Er war das Organ des Hofes, er ſprach im Namen der mißkannten, beleidigten königlichen Würde. Er plaidirte für das ungeheure Princip der königlichen Unverletzlichkeit.

Der Generalanwalt ging in den für gewiſſe Angeklagte wirklichen Proceß ein; er faßte Leib an Leib den in Beziehung auf den Cardinal incidenten Prozeß. Er konnte nicht zugeben, daß bei der Angelegenheit des Halsbands die Königin ein Unrecht, auch nur ein einziges, auf ſich nehmen ſollte. Hatte ſie keines, ſo fielen folglich alle auf das Haupt des Cardinals.

Er trug unbeugſam an:

Auf Verurtheilung von Villette zu den Galeeren.

Auf die Verurtheilung von Jeanne zur Brandmarkung, zum Staupbeſen und zu lebenslängticher Einſperrung im Hoſpital.

Auf Losſprechung von Caglioſtro.

Auf einfache Entbindung von der Anklage bei Oliva.

Beim Cardinal aber, daß er zum Geſtändniß einer beleidigenden Vermeſſenheit gegen die königliche Majeſtät gezwungen, nach dieſem Geſtändniß aus der Gegenwart des Königs und der Königin verbannt, und endlich aller ſeiner Stellen und Würden entſetzt werden ſollte.

Dieſes Requiſitorium hatte bei den Richtern Unentſchiedenheit und bei den Angeklagten Schrecken zur Folge. Der königliche Wille erklärte ſich darin ſo mächtig, daß, wenn man ein Vierteljahrhundert früher gelebt hätte, zur Zeit, da die Parlamente ihr Joch abzuſchütteln und ihr Prärogativ zurückzufordern angefangen hatten, dieſe Schlüſſe des Staatsanwalts, durch den Eifer und die Achtung der Richter für das

ch verehrte Princip der Unfehlbarkeit des Thrones erschritten worden wären.

Doch nur vierzehn Räthe traten völlig der Meinung des Generalprocurators bei, und von da an rrschte eine Spaltung in der Versammlung.

Man schritt zum letzten Verhöre, eine beinahe unze Förmlichkeit bei solchen Angeklagten, da es den veck hatte, Geständnisse vor dem Spruch hervorzuen, und da weder Friede, noch Waffenstillstand von n erbitterten Gegnern zu erlangen war, welche on seit so geraumer Zeit kämpften. Es war weniger re eigene Freisprechung, was sie forderten, als die rurtheilung ihrer Gegenpartei.

Dem Gebrauche gemäß hatte der Angeklagte vor nen Richtern auf einem hölzernen Stühlchen sitzend erscheinen, auf einem demüthigen, niedrigen, schmähhen, durch die Berührung der Angeklagten, welche von sem Sitze aus nach dem Schaffot gegangen waren, ehrten Schemel.

Hierhin setzte sich der Fälscher Villette, der mit nen Thränen und seinen Gebeten um Gnade flehte.

Er erklärte, was man schon weiß, nämlich, er sei uldig der Fälschung, schuldig der Genossenschaft mit anne von La Mothe. Er bezeugte, seine Reue, seine ewissensbisse seien schon für ihn eine Strafe, welche Richter zu entwaffnen im Stande sein sollte.

Dieser interessirte Niemand. Er war nur und schien nur als ein Spitzbube. Vom Gerichtshof entfernt, kehrte er flennend in seine Zelle in der Conciergerie zurück. Nach ihm erschien am Eingange des aales Frau von La Mothe, geführt von dem Gehtsschreiber Fremyn.

Sie war gekleidet in eine Mantille und eine Chemise von Linon-batiste, hatte eine Haube von Gaze ne Bänder; eine Art von weißer Gaze bedeckte ihr sicht; sie trug ihre Haare ohne Puder. Ihre Ge-

genwart machte einen lebhaften Eindruck auf d
sammlung.

Schon hatte ſie die erſte von den Beſchimp
welche ihr vorbehalten, auszuſtehen gehabt: ma
ſie über die kleine Treppe gehen laſſen, wie die
nen Verbrecher.

Die Hitze des Saales, das Geräuſch der Ge
die Bewegung der Köpfe, welche in allen Rid
wogten, fingen an ſie zu beunruhigen; ihre
ſchwankten einen Moment, als wollten ſie ſich
Spiegelung von dieſem ganzen Geſammtweſen ge

Nun führte ſie derſelbe Gerichtsſchreiber,
bei der Hand hielt, ziemlich raſch zu dem im
punkte des Halbkreiſes ſtehenden Schemelchen,
nem kleinen unheimlichen Blocke ähnlich, der
den Schaffoten erhebt.

Bei dem Anblicke dieſes entehrenden Sitz
man für ſie beſtimmte, für ſie, die ſtolz dara
ſich Valois zu nennen und in ihren Händen d
ſchick einer Königin von Frankreich zu halten, e
Jeanne von La Mothe und warf einen zornige
umher, als wollte ſie die Richter einſchüchtern,
dieſe Beſchimpfung erlauben; doch da ſie über
feſten Willen und Neugierde ſtatt des Mitlei
der Barmherzigkeit traf, ſo drängte ſie ihre w
Entrüſtung in ihr Inneres zurück und ſetzte ſich
um nicht das Ausſehen zu haben, als fiele ſie
Schemel.

Man bemerkte in den Verhören, daß ſi
Antworten all die Unbeſtimmtheit gab, aus
Gegner der Königin am meiſten Nutzen zur V
digung ihrer Sache hätten ziehen können. Sie
nichts ſcharf aus, als die Verſicherungen ihrer U
und nöthigte den Präſidenten, eine Frage an
die Exiſtenz der Briefe zu richten, von denen
hauptete, ſie ſeien vom Cardinal an die Köni

ſchrieben worden, ſo wie auch derer, welche die Königin an den Cardinal geſchrieben haben ſollte.

Alles Gift der Schlange verbreitete ſich in der Antwort auf dieſe Frage.

Jeanne fing damit an, daß ſie betheuerte, es ſei ihr inniger Wunſch, die Königin nicht bloßzuſtellen, und fügte dann bei, Niemand könne dieſe Frage beſſer beantworten, als der Cardinal.

„Fordern Sie ihn auf," ſprach ſie, „dieſe Briefe oder die Abſchriften davon zu produciren, damit man ſie vorleſen und Ihre Neugierde befriedigen kann. Ich, was mich betrifft, vermöchte nicht zu behaupten, ob dieſe Briefe vom Cardinal an die Königin, oder von der Königin an den Cardinal geſchrieben ſind; ich finde dieſe zu frei und zu vertraulich von einer Fürſtin an einen Unterthan; ich finde jene zu unehrerbietig als von einem Unterthan an eine Königin gerichtet."

Das tiefe, furchtbare Stillſchweigen, welches auf dieſen Angriff folgte, mußte Jeanne beweiſen, daß ſie nur ihren Feinden Abſcheu, ihren Parteigängern Schrecken, ihren unparteiiſchen Richtern Mißtrauen eingeflößt hatte. Sie verließ indeſſen den Schemel mit der ſüßen Hoffnung, der Cardinal würde nach ihr darauf ſitzen. Dieſe Rache genügte ihr ſo zu ſagen. Wie wurde ihr aber, als ſie ſich umwandte, um zum letzten Mal dieſen Stuhl der Schmach zu betrachten, auf den ſie einen Rohan nach ihr niederzuſitzen zwang, als ſie den Schemel nicht mehr ſah, den auf Befehl des Parlamentshofes die Gerichtsdiener verſchwinden gemacht und durch einen Lehnſtuhl erſetzt hatten!

Ein Gebrülle der Wuth entſtrömte ihrer Bruſt; ſie ſprang aus dem Saal und biß ſich mit einer wahren Raſerei in die Hände.

Ihre Strafe begann. Der Cardinal kam langſam herbei, er war aus einem Wagen geſtiegen, man hatte das große Thor für ihn geöffnet.

Zwei Gerichtsdiener, zwei Gerichtsſchreiber be-

gleiteten ihn; der Gouverneur der Baſtille ging an ſeiner Seite.

Bei ſeinem Eintritt erhob ſich ein langes Gemurmel des Mitgefühls und der Achtung von den Bänken des Parlamentshofes. Es wurde durch einen mächtigen Zuruf von Außen erwiedert. Das war das Volk, das den Angeklagten begrüßte und ſeinen Richtern empfahl.

Der Prinz Louis war bleich und ſehr bewegt. Angethan mit einem langen Galakleide, erſchien er mit der Ehrfurcht und der Unterwürfigkeit, welche ein Angeklagter den Richtern ſchuldig iſt, deren Gerichtsbarkeit er annimmt und anruft.

Man bezeichnete dem Cardinal, deſſen Augen ſich auf den Umkreis zu richten bange gehabt hatten, einen Lehnſtuhl, und nachdem ihn der Präſident begrüßt und ein ermuthigendes Wort zu ihm geſprochen hatte, bat ihn der ganze Hof, ſich zu ſetzen, mit einem Wohlwollen, das die Bläſſe und die Gemüthserſchütterung des Angeklagten verdoppelte.

Als er das Wort nahm, erregten ſeine zitternde, von Seufzern gehemmte Stimme, ſeine getrübten Augen, ſeine demüthige Haltung ein tiefes Mitleid bei den Verſammelten. Er erklärte ſich langſam, bewegte ſich mehr in Entſchuldigungen, als in Beweiſen, in Bitten, als in Schlußketten, und als er, der beredte Mann, plötzlich inne hielt, brachte er durch dieſe Lähmung ſeines Geiſtes und ſeines Muthes eine mächtigere Wirkung hervor, als alle Vertheidigungsreden und Beweisführungen.

Dann erſchien Oliva; das arme Mädchen fand wieder den Schemel. Viele Leute bebten, als ſie dieſes lebendige Ebenbild der Königin auf dem Sitze der Schande ſahen, den Jeanne von La Mothe eingenommen hatte; dieſes Geſpenſt von Marie Antoinette, der Königin von Frankreich, auf dem Schemel der Diebinnen und Fälſcherinnen erſchreckte die hitzigſten Verfolger der Monarchie. Doch das Schauſpiel lockte

uch Mehrere an, wie das Blut, das man den Tiger
ften läßt.

Man ſagte ſich überall, die arme Oliva habe
e eben in der Kanzlei ihr Kind verlaſſen, das ſie
illte, und als die Thüre ſich geöffnet, hatte auch das
ewimmer des Sohnes von Herrn Beauſire ſchmerzlich
n Gunſten ſeiner Mutter plaidirt.

Nach Oliva erſchien Caglioſtro, der am mindeſten
on Allen Schuldige. Man hieß ihn nicht ſitzen, ob-
leich man den Lehnſtuhl in der Nähe des Schemels
ehehalten hatte.

Der Parlamentshof hatte eine Furcht vor der Ver-
heidigungsrede von Caglioſtro. Ein Anſchein von
erhör abgeſchnitten durch das: „es iſt gut!“ des
räſidenten d'Aligre entſprach den Bedürfniſſen der For-
alitäten.

Und nun verkündigte der Parlamentshof, die De-
atten ſeien geſchloſſen und die Berathung beginne.
ie Menge verlief ſich langſam in den Straßen und
uf den Quais, mit dem Vorſatze, in der Nacht wieder-
ukommen, um das Urtheil zu hören, das bald, wie
an ſagte, ausgeſprochen werden würde.

XCIII.

Von einem Gitter und einem Abbé.

Nach Beendigung der Debatten, nach dem Wieder-
all des Verhöres und den Erſchütterungen des Sche-
nels wurden alle Gefangenen für dieſe Nacht in der
orciergerie einquartiert.

Die Menge ſtellte ſich, wie geſagt, am Abend in
tillſchweigenden, obgleich belebten Gruppen auf dem

Platze vor dem Palaſt auf, um friſch die Kunde von dem Spruch zu erhalten, ſobald er gefällt wäre.

In Paris ſind ſeltſamer Weiſe die großen Geheimniſſe gerade diejenigen, welche die Menge kennt, ehe ſie in ihrer ganzen Entwickelung zu Tage gegangen ſind.

Die Menge wartete alſo, mit Anis vermiſchte Lakrize genießend, deren Hauptalimentation ihre wandernden Lieferanten unter dem erſten Bogen des Pont au Change fanden.

Es war heiß. Die Juniwolken rollten ſchwerfällig übereinander wie Wirbel von dichtem Rauch. Der Himmel glänzte am Horizont in bleichen, zuckenden Feuern.

Während der Cardinal, welchem die Gunſt, auf den die Thürme mit einander verbindenden Terraſſen ſpazieren gehen zu dürfen, bewilligt worden war, ſich mit Caglioſtro über den wahrſcheinlichen Erfolg ihrer gegenſeitigen Vertheidigung unterhielt; während Oliva in ihrer Zelle ihr kleines Kind liebkoſte und in ihren Armen wiegte; während Reteau, mit trockenem Auge und die Nägel zwiſchen ſeinen Zähnen, in Gedanken die ihm von Herrn von Crosne verſprochenen Thaler zählte und ſie als Geſammtſumme dem Monat Gefangenſchaft, den ihm das Parlament verſprach, gegenüberſtellte, verſuchte es Jeanne, welche ſich in die Stube der Concierge, Frau Hubert, zurückgezogen hatte, ihren brennenden Geiſt mit ein wenig Geräuſch, mit ein wenig Bewegung zu zerſtreuen.

Dieſe Stube war ſehr hoch bis zu ihrer Decke, weit und geräumig wie ein Saal, geplattet wie eine Gallerie, und am Quai durch ein gewölbtes Fenſter erleuchtet. Die kleinen Scheiben dieſes Fenſters fingen den größten Theil des Lichtes auf, und, als ob man ſelbſt in dieſem Zimmer, das freie Menſchen bewohnten, die Freiheit hätte erſchrecken müſſen, verdoppelte ein ungeheures, eiſernes, außen unmittelbar an den Schei-

ebrachtes Gitter die Dunkelheit durch die
uzung der Stangen und der bleiernen Streifen,
n jede Glasraute eingerahmt war.
Licht, das dieſes doppelte Sieb dämpfte, war
gemildert für das Auge der Gefangenen. Es
hts von den frechen Strahlen der freien Sonne
hatte nichts, um diejenigen zu verletzen, welche
aus konnten. Es gibt in allen Dingen, ſelbſt
hlimmen, die der Menſch gemacht hat, wenn
, dieſer Wiederherſteller des Gleichgewichts
dem Menſchen und Gott, darüber gegangen iſt,
Harmonien, welche mildern und einen Ueber-
n Schmerz zum Lächeln geſtatten.
dieſer Stube lebte Frau von La Mothe, ſeit-
in die Conciergerie eingeſperrt war, in Geſell-
: Concierge, ihres Sohnes und ihres Mannes.
te ſich bei dieſen Leuten beliebt gemacht; ſie
ittel gefunden, ihnen zu beweiſen, die Königin
höchſten Maße ſtraſbar. Es müßte ein Tag
wo in derſelben Stube eine andere Concierge,
eib ergriffen bei dem Unglück einer Gefangenen,
unſchuldig halten würde, weil ſie dieſelbe ge-
nd gut ſähe, und dieſe Gefangene würde die
ſein.
i von La Mothe vergaß alſo, — ſie ſelbſt ſagte
i der Geſellſchaft dieſer Concierge und ihrer
n ihre ſchwermüthigen Gedanken und bezahlte
:e gute Laune die Gefälligkeiten, die man gegen
Als Jeanne an dieſem Tag, dem Schluſſe
ngen. zu den guten Leuten zurückkam, fand ſie
ſorgenvoll und verlegen.
ie Nuance war dieſer ſchlauen Frau gleich-
ſie hoffte bei einem Nichts, ſie gerieth über
Unruhe. Vergebens verſuchte ſie es, Frau
ie Wahrheit zu entreißen, ſie und die Ihrigen
en ſich in nichtsſagende Allgemeinheiten.
dieſem Tage erblickte Jeanne an einer Ecke

des Kamins einen Abbé, der von Zeit zu Zeit ein Tischgenosse des Hauses war. Es war ein ehemaliger Secretaire vom Hofmeister des Grafen von Provence. Ein Mann von einfachen Manieren, satyrisch mit Maßhaltung, mit Allem, was den Hof betraf, wohl vertraut, war er, geraume Zeit vom Hause von Frau Hubert abwesend, wieder beständig geworden, seit der Ankunft von Frau von La Mothe in der Conciergerie.

Es waren auch ein paar höhere Beamte des Palastes da; man schaute Frau von La Mothe viel an; man sprach wenig.

Sie ergriff heiter die Initiative und sagte:

„Ich bin fest überzeugt, man spricht lauter da oben, als wir hier sprechen.“

Ein schwaches Gemurmel der Beistimmung, vom Concierge und seiner Frau herrührend, erwiederte allein diese Herausforderung.

„Oben?“ versetzte der Abbé, den Unwissenden spielend. „Wo dies, Frau Gräfin?“

„In dem Saale, wo meine Richter sich berathen,“ antwortete Jeanne.

„Oh! ja, ja,“ sagte der Abbé.

Und es trat wieder das frühere Stillschweigen ein.

„Ich glaube, meine heutige Haltung hat eine gute Wirkung hervorgebracht?“ fragte sie. „Sie müssen das wissen, nicht wahr?“

„Ja, Madame,“ antwortete schüchtern der Concierge.

Und er stand auf, als wollte er das Gespräch abbrechen.

„Was ist Ihre Meinung, Herr Abbé?“ sagte Jeanne. „Gewinnt meine Angelegenheit nicht ein gutes Ansehen? Man spricht keinen Beweis aus.“

„Es ist wahr, Madame, Sie haben auch viel zu hoffen,“ erwiederte der Abbé.

„Nicht wahr?“ rief sie.

„Bedenken Sie jedoch,“ fügte der Abbé bei, „daß der König . . .“

„Nun! was wird der König thun?“ fragte Jeanne voll Heftigkeit.

„Ei! Madame, der König kann nicht wollen, daß man ihn Lügen ſtraft.“

„Er würde alſo Herrn von Rohan verurtheilen laſſen . . . das iſt unmöglich.“

„Es iſt allerdings ſchwierig,“ antwortete man von allen Seiten.

„Und wer in dieſer Sache Herr von Rohan ſagt, ſagt auch Gräfin von La Mothe,“ fügte ſie eiligſt bei.

„Nein, nein, Sie machen ſich eine Illuſion, Madame,“ entgegnete der Abbé. „Ein Angeklagter wird freigeſprochen werden. Ich denke, Sie werden es ſein, und hoffe es ſogar. Doch es wird nur Einer ſein. Der König braucht einen Schuldigen, was ſollte ſonſt aus der Königin werden?“

„Das iſt wahr,“ ſprach Jeanne, verwundert, daß man ihr widerſprach, ſelbſt bei einer Hoffnung, die ſie nur heuchelte. „Der König braucht einen Schuldigen. Nun! dann iſt Herr von Rohan ebenſo gut, als ich, hiefür.“

Ein für die Gräfin erſchreckliches Stillſchweigen trat nach dieſen Worten ein.

Der Abbé unterbrach es zuerſt.

„Madame,“ ſagte er, „der König hegt keinen Groll, und iſt ſein erſter Zorn befriedigt, ſo wird er nicht mehr an die Vergangenheit denken.“

„Was nennen Sie denn einen befriedigten Zorn?“ fragte Jeanne ironiſch. „Nero hatte ſeine Zornanfälle, wie Titus die ſeinigen hatte.“

„Irgend eine Verurtheilung,“ antwortete haſtig der Abbé, „das iſt eine Befriedigung.“

„Irgend eine!... mein Herr,“ rief Jeanne, „welch ein abſcheuliches Wort! . . . Es iſt zu unbeſtimmt. Irgend eine . . . das heißt Alles ſagen.“

„Oh! ich ſpreche nur von einer Einſperrung in ein Kloſter,“ erwiederte kalt der Abbé; „das iſt nach

den Gerüchten, die im Umlaufe sind, der Gedanke, dem der König in Beziehung auf Sie am liebsten beigetreten sein soll."

Jeanne schaute diesen Mann mit einem Schrecken an, der alsbald der wüthendsten Exaltation Platz machte.

„Einschließung in ein Kloster!" sagte sie; „das heißt ein langsamer, durch die Einzelheiten schmählicher Tod; ein grausamer Tod, der als ein Act der Milde erscheinen wird. Die Einschließung in das Invace*) nicht wahr? Die Qualen des Hungers, der Kälte und der Correctionen! Nein, genug der Strafen, genug der Schmach, genug des Unglücks für die Unschuld, während die Schuldige frei, mächtig und geehrt ist. Den Tod auf der Stelle, aber den Tod, den ich mir gewählt haben werde. Den freien Willen, mich dafür zu bestrafen, daß ich auf dieser schändlichen Welt geboren bin."

Und ohne auf Vorstellungen und Bitten zu hören, ohne es zu dulden, daß man sie aufhielt, stieß sie den Concierge zurück, warf den Abbé nieder, schob Frau Hubert auf die Seite und lief nach einem Anrichttisch, um ein Messer zu suchen.

Den drei Personen gelang es, sie von dieser Seite abzubringen; doch sie nahm ihren Ansatz wie ein Panthierthier, das die Jäger beunruhigt, nicht erschreckt haben, stieß ein Gebrülle des Zorns aus, das zu geräuschvoll war, um natürlich zu sein, stürzte in ein an die Stube stoßendes Cabinet, hob eine ungeheure Vase von Fayence auf, in der ein ärmlicher Rosenstock vegetirte, und schlug sich damit zu wiederholten Malen an den Kopf.

Die Vase zerbrach, ein Stück davon blieb in der Hand dieser Furie; man sah das Blut auf ihrer Stirne durch die Ritze der Haut fließen, die sich gespalten hatte.

*) In pace war in den Klöstern das Einsperren auf Lebenszeit.

Die Concierge warf ſich weinend in ihre Arme. Man ſetzte ſie in einen Lehnſtuhl und begoß ſie mit Riechwaſſer und Eſſig. Sie war nach gräßlichen Convulſionen ohnmächtig geworden.

Als ſie wieder zu ſich kam, dachte der Abbé, ſie erſticke.

„Seht,“ ſagte er, „dieſes Gitterwerk fängt das Licht und die Luft auf. Iſt es nicht möglich, die arme Frau athmen zu laſſen?“

Alles vergeſſend, lief nun Frau Hubert an einen Schrank, der beim Kamin ſtand, zog einen Schlüſſel heraus, welcher ihr zum Oeffnen dieſes Gitters diente, und ſogleich ſtrömten die Luft und das Leben in Wogen in die Stube.

„Ah!“ rief der Abbé, „ich wußte nicht, daß ſich dieſes Gitter mit Hülfe eines Schlüſſels öffnen läßt. Mein Gott! warum ſolche Vorſichtsmaßregeln!“

„Es iſt der Befehl,“ erwiederte die Concierge.

„Ja, ich verſtehe,“ ſagte der Abbé mit einer markirten Abſichtlichkeit, „dieſes Fenſter iſt nur ungefähr ſieben Fuß vom Boden und geht auf den Quai. Wollten Gefangene aus dem Innern der Conciergerie durch Ihre Stube entweichen, ſo fänden ſie die Freiheit, ohne auf einen Schließer oder eine Schildwache zu ſtoßen.“

„Ganz richtig,“ erwiederte der Concierge.

Der Abbé bemerkte aus dem Augenwinkel, daß Frau von La Mothe gehörig verſtanden, daß ſie ſogar gebebt und ſogleich, nachdem ſie die Worte des Abbé aufgefaßt, die Augen zu dem nur mit einem meſſingenen Knopf verſchloſſenen Schrank aufgeſchlagen hatte, in welchem die Concierge den Schlüſſel des Gitters verwahrte.

Das war genug für ihn. Seine Gegenwart ſchien von keinem Nutzen mehr zu ſein, und er nahm Abſchied.

Er kehrte jedoch noch einmal um, wie die Theaterperſonen, die ſich einen falſchen Abgang machen, und ſagte:

„Wie viel Leute sind auf dem Platz! Die ganze Menge drängt sich mit solchem Ungestüm nach dem Palaste zu, daß nicht eine Seele mehr auf dem Quai ist."

Der Concierge beugte sich hinaus.

„Es ist wahr," bestätigte er.

„Denkt man nicht," fuhr der Abbé fort, als ob ihn Frau von La Mothe nicht hören könnte, — und sie hörte ihn sehr gut, — „glaubt man nicht, der Spruch werde in der Nacht gefällt werden? Nein, nicht wahr?"

„Ich denke nicht, daß das Urtheil vor morgen früh gesprochen werden wird," sagte der Concierge.

„Nun wohl!" fügte der Abbé bei, „seien Sie bemüht, diese arme Frau von La Mothe ein wenig ruhen zu lassen. Nach so vielen Erschütterungen muß sie der Ruhe bedürfen."

„Wir werden uns in unser Zimmer zurückziehen und Madame hier in dem Lehnstuhl lassen," sagte der brave Concierge zu seiner Frau, „wenn sie sich nicht etwa zu Bette legen will."

Jeanne erhob sich und begegnete dem Auge des Abbé, der auf ihre Antwort lauerte.

Sie stellte sich, als entschliefe sie wieder.

Da verschwand der Abbé und der Concierge und seine Frau gingen auch weg, nachdem sie das Gitter wieder geschlossen und den Schlüssel an seinen Platz gelegt hatten.

Sobald Jeanne allein war, öffnete sie die Augen.

„Der Abbé räth mir, zu fliehen," dachte sie. „Kann man mir klarer sowohl die Nothwendigkeit der Flucht, als das Mittel hiezu bezeichnen! Mich mit der Verurtheilung vor dem Spruche der Richter bedrohen, das kommt von einem Freunde, der mich antreiben will, meine Freiheit zu suchen, das kann nicht von einem Barbaren sein, der mich beleidigt.

„Um zu fliehen, brauche ich nur einen Schritt zu

machen; ich öffne dieſen Schrank, dann dieſes Gitter, und bin auf dem verödeten Quai.

„Verödet, ja! . . . Niemand; der Mond ſelbſt verbirgt ſich in den Wolken.

„Fliehen! . . . Oh! die Freiheit! Das Glück, meine Reichthümer wiederzufinden . . . das Glück, meinen Feinden alles Böſe zurückzugeben, was ſie mir gethan haben!“

Sie ſtürzte nach dem Schrank und ergriff den Schlüſſel. Schon näherte ſie ſich dem Schloſſe des Gitters.

Plötzlich glaubte ſie auf der ſchwarzen Linie der Brüſtung der Brücke eine ſchwarze Geſtalt zu ſehen, welche die eintönige Regelmäßigkeit unterbrach.

„Ein Mann iſt dort im Schatten!“ ſagte ſie; „der Abbé vielleicht; er wacht über meiner Flucht; er wartet, um mir Beiſtand zu leiſten. Ja, doch wenn es eine Falle wäre, wenn ich, auf den Quai hinabgeſtiegen, ergriffen, auf der That der Entweichung ertappt würde? . . . Die Entweichung, das iſt das Geſtändniß des Verbrechens, wenigſtens das Zugeſtändniß der Furcht! Wer entweicht, flieht vor ſeinem Gewiſſen. . . . Woher kommt dieſer Menſch? . . . Er ſcheint mit Herrn von Provence in Verbindung zu ſtehen. . . . Wer ſagt mir, daß er nicht ein Emiſſär der Königin oder der Rohan iſt? . . . Wie theuer würde man auf dieſer Seite einen falſchen Schritt von mir bezahlen . . . Ja, es lauert Jemand dort!

„Mich ein paar Stunden vor dem Spruch fliehen machen? Konnte man das nicht früher, wenn man mir wirklich hat dienen wollen? Mein Gott! wer weiß, ob meinen Feinden nicht ſchon die Kunde von meiner im Rathe der Richter beſchloſſenen Freiſprechung zugekommen iſt? wer weiß, ob man nicht dieſen für die Königin furchtbaren Schlag mit einem Beweiſe oder einem Geſtändniß meiner Schuld pariren will. Das

Geſtändniß, der Beweis, das wäre meine Flucht. Ich werde bleiben!"

Von dieſem Augenblick an war Jeanne überzeugt, ſie ſei einer Falle entgangen. Sie lächelte, richtete ihren ſchlauen, kühnen Kopf auf, ging mit ſicherem Schritt auf den kleinen Schrank am Kamin zu und legte den Schlüſſel des Gitters wieder hinein.

Dann ſetzte ſie ſich in den Lehnſtuhl zwiſchen dem Licht und dem Fenſter, und beobachtete von ferne, während ſie ſich ſtellte, als ſchliefe ſie, den Schatten des lauernden Mannes, der, ohne Zweifel des Wartens müde, endlich aufſtand und mit dem erſten Schimmer der Morgendämmerung, um halb drei Uhr, da das Auge das Waſſer des Fluſſes zu unterſcheiden anfing, verſchwand.

XCIV.

Der Spruch.

Am Morgen, als alle Geräuſche wieder erwachten, als Paris wieder Leben annahm und einen neuen Ring an den Ringen der Kette des vorhergehenden Tages befeſtigte, hoffte die Gräfin, die Kunde von einer Freiſprechung würde plötzlich mit der Freude und den Glückwünſchen ihrer Freunde in ihr Gefängniß dringen.

Hatte ſie Freunde! ach! das Vermögen, der Credit bleiben nie ohne Gefolge, und Jeanne war doch reich und mächtig geworden; ſie hatte empfangen, ſie hatte gegeben, ohne ſich auch nur den alltäglichen Freund gemacht zu haben, der den andern Tag nach einer Ungnade verbrennen muß, was er den vorhergehenden Tag beſchmeichelt hat.

Aber nach ihrem Triumph, den ſie erwartete, würde

Parteigänger, Anhänger haben, ſie würde Be-
:er, ſie würde Neider haben.
ieſe geſchäftige Woge von Leuten mit freudigem
e erwartete ſie vergebens in die Stube des Con-
Hubert eindringen zu ſehen.
on der Unbeweglichkeit einer überzeugten Perſon,
die Arme zu ſich kommen läßt, ging Jeanne,
ar die Abſchüſſigkeit ihres Characters, zu einer
en Unruhe über.
ıd da man ſich nicht immer verſtellen kann, ſo
ſie ſich nicht einmal bei ihren Wächtern die
. ihre Eindrücke zu verbergen.
s war ihr nicht geſtattet, hinauszugehen, um
erkundigen, doch ſie hielt ihren Kopf an ein
nſter, und hier horchte ſie angſtvoll, keuchend,
e Geräuſche des benachbarten Platzes, auf die
ſche, die ſich in einem verworrenen Gemurmel
en, nachdem ſie die Mauern des alten Palaſtes
eiligen Ludwig durchdrungen hatten.
:anne hörte ſodann nicht einen Lärmen, ſondern
wahren Ausbruch von Bravo's, von Schreien, von
enden Füßen und klatſchenden Händen, etwas
ungewöhnliches, Brauſendes, was ſie erſchreckte,
:e hatte nicht das Bewußtſein, man bezeuge für
viel Sympathie.
ieſe lärmenden Salven wiederholten ſich zweimal
achten Geräuſchen anderer Art Platz.
s kam ihr vor, als wäre es auch ein Beifall,
:n ruhiger Beifall, der ebenſo raſch ſtarb, als er
ı war.
ald wurden die Vorübergehenden auf dem Quai
cher, als ob ſich die Gruppen des Platzes auf-
und im Einzelnen ihre zerſtreuten Maſſen ab-
n.
Ein herrlicher Tag für den Cardinal," ſagte ein
ber des Generalanwalts, auf dem Pflaſter der
ng hüpfend.

Geſtändniß, der Beweis, das wäre meine Flucht. Ich werde bleiben!“

Von dieſ[illegible] an war Jeanne überzeugt, ſie ſei einer [illegible] Sie lächelte, richtete ihren ſchlauen, kühn[illegible] auf, ging mit ſicherem Schritt auf den klei[illegible] nf am Kamin zu und legte den Schlüſſel d[illegible] wieder hinein.

Dann ſetzte ſie ſich [illegible] den Lehnſtuhl zwiſchen dem Licht und d[illegible], und beobachtete von ferne, während ſie [illegible], als ſchliefe ſie, den Schatten des lauernden [illegible] der, ohne Zweifel des Wartens müde, ent[illegible] ab und [illegible] it dem erſten Schimmer der Morgen[illegible] [illegible] halb drei Uhr, da das Auge das Waſſer d[illegible] u unterſcheiden anfing, verſchwand.

XCIV.

Der Spruch.

Am Morgen, als alle Geräuſche wieder erwachten, als Paris wieder Leben annahm und einen neuen Ring an den Ringen der Kette des vorhergehenden Tages befeſtigte, hoffte die Gräfin, die Kunde von einer Freiſprechung würde plötzlich mit der Freude und den Glückwünſchen ihrer Freunde in ihr Gefängniß dringen.

Hatte ſie Freunde! ach! das Vermögen, der Credit bleiben nie ohne Gefolge, und Jeanne war doch reich und mächtig geworden; ſie hatte empfangen, ſie hatte gegeben, ohne ſich auch nur den alltäglichen Freund gemacht zu haben, der den andern Tag nach einer Ungnade verbrennen muß, was er den vorhergehenden Tag beſchmeichelt hat.

Aber nach ihrem Triumph, den ſie erwartete, würde

Parteigänger, Anhänger haben, ſie würde Be-
r, ſie würde Neider haben.
ſe geſchäftige Woge von Leuten mit freudigem
erwartete ſie vergebens in die Stube des Con-
ubert eindringen zu ſehen.
r der Unbeweglichkeit einer überzeugten Perſon,
ie Arme zu ſich kommen läßt, ging Jeanne,
r die Abſchüſſigkeit ihres Characters, zu einer
n Unruhe über.
) da man ſich nicht immer verſtellen kann, ſo
ie ſich nicht einmal bei ihren Wächtern die
ihre Eindrücke zu verbergen.
war ihr nicht geſtattet, hinauszugehen, um
rkundigen, doch ſie hielt ihren Kopf an ein
ſter, und hier horchte ſie angſtvoll, keuchend,
Geräuſche des benachbarten Platzes, auf die
he, die ſich in einem verworrenen Gemurmel
t, nachdem ſie die Mauern des alten Palaſtes
ligen Ludwig durchdrungen hatten.
nne hörte ſodann nicht einen Lärmen, ſondern
ahren Ausbruch von Bravo's, von Schreien, von
nden Füßen und klatſchenden Händen, etwas
gewöhnliches, Brauſendes, was ſie erſchreckte,
hatte nicht das Bewußtſein, man bezeuge für
iel Sympathie.
ſe lärmenden Salven wiederholten ſich zweimal
chten Geräuſchen anderer Art Platz.
kam ihr vor, als wäre es auch ein Beifall,
ruhiger Beifall, der ebenſo raſch ſtarb, als er
war.
ld wurden die Vorübergehenden auf dem Quai
ier, als ob ſich die Gruppen des Platzes auf-
nd im Einzelnen ihre zerſtreuten Maſſen ab-

in herrlicher Tag für den Cardinal," ſagte ein
er des Generalanwalts, auf dem Pflaſter der
g hüpfend.

Und er warf einen Stein in den Fluß mit jen
Geſchicklichkeit des jungen Pariſers, der viele v
ſeinen Tagen dieſer der Schleuder der Alten entlehnt
Leibesübung gewidmet hat.

„Für den Cardinal,“ wiederholte Jeanne. „(
iſt alſo Nachricht da, daß der Cardinal freigeſprochen

Ein Tropfen Galle, ein Tropfen Schweiß fiel v
der Stirne von Jeanne.

Sie kehrte haſtig in die Stube zurück und frag
die Frau Hubert:

„Madame, Madame, was höre ich ſagen: w
iſt ein Glück für den Cardinal? Ich bitte, w
iſt denn ein Glück?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte dieſe.

Jeanne ſchaute ihr ſcharf in's Geſicht und fügte b

„Haben Sie die Güte, Ihren Mann zu fragen

Die Concierge gehorchte aus Gefälligkeit, u
Hubert antwortete von Außen:

„Ich weiß es nicht!“

Ungeduldig, bebend, blieb ſie einen Augenbl
mitten im Zimmer ſtehen und rief:

„Was meinten die Vorübergehenden mit ihr
Worten? man täuſcht ſich nicht in ſolchen Orakel
Sie ſprachen ſicherlich vom Prozeß.“

„Vielleicht,“ erwiederte die mildherzige Hube
„vielleicht wollten ſie nur ſagen, wenn Herr von Roh
freigeſprochen worden, ſo werde dies ein ſchöner T
für ihn ſein.“

„Sie glauben, man werde ihn freiſprechen?“ r
Jeanne, ihre Finger krampfhaft zuſammenpreſſend.

„Das kann wohl geſchehen.“

„Aber ich?“

Ob Sie, Madame ... Sie wie er; wara
Sie nicht?“

„Eine ſeltſame Vorausſetzung,“ murmelte Jean
Und ſie ſtellte ſich wieder an die Scheiben.

„Madame,“ ſprach der Concierge, „Sie hab

Unrecht, ſo Aufregungen zu ſuchen, die Ihnen unverſtändlich von Außen zukommen. Glauben Sie mir, bleiben Sie ruhig, bis Ihr Conſulent oder Herr Fremyn kommen, um Ihnen vorzuleſen . . ."

„Den Spruch . . . Nein! nein!"

Und ſie horchte.

Eine Frau ging mit ihren Freundinnen vorüber. Sie hatten Feſthauben, einen großen Strauß in der Hand. Der Geruch von dieſen Roſen ſtieg wie ein koſtbarer Balſam zu Jeanne empor, welche Alles von unten einathmete.

„Er ſoll meinen Strauß haben," rief dieſe Frau, „und noch hundert andere, der liebe Mann! oh! wenn ich kann, werde ich ihn umarmen."

„Und ich auch," ſagte eine Gefährtin.

„Und mich, mich ſoll er umarmen," ſprach eine Dritte.

„Wen meinen ſie?" dachte Jeanne.

„Ah! er iſt ein ſehr ſchöner Mann, Du biſt nicht ekel," fügte eine letzte von den Freundinnen bei.

Und Alles ging vorbei.

„Abermals dieſer Cardinal! immer er!" murmelte Jeanne. „Er iſt freigeſprochen, er iſt freigeſprochen!"

Und ſie ſprach dieſe Worte mit ſo viel Entmuthigung und zugleich Sicherheit, daß der Concierge und ſeine Frau, entſchloſſen, nicht mehr einen Sturm, wie den am vorhergehenden Tag zu veranlaſſen, gleichzeitig ihr zuriefen:

„Ei! Madame, warum wollen Sie nicht, daß dieſer arme Mann losgeſprochen und in Freiheit geſetzt wird?"

Jeanne fühlte den Schlag, ſie fühlte beſonders die Veränderung ihrer Wirthe, und ſagte, da ſie nichts von ihrer Sympathie verlieren wollte:

„Oh! Sie verſtehen mich nicht. Ach! halten Sie mich für ſo neidiſch oder für ſo boshaft, daß ich meinem Unglücksgefährten das Schlimme wünſche? mein Gott! er werde freigeſprochen, der Herr Cardinal; oh

ja, er werde freigesprochen. Aber endlich möchte doch erfahren . . . Glauben Sie mir, meine Freu es ist die Ungeduld, was mich so macht."

Hubert und seine Frau schauten einander an, wollten sie die Tragweite von dem, was sie zu s im Begriffe waren, ermessen.

Ein fahler Blitz, der unwillkürlich aus den A von Jeanne hervorsprang, hielt sie zurück, als sie den Entschluß faßten.

„Sie sagen mir nichts?" rief sie, ihren F wahrnehmend.

„Wir wissen nichts," erwiederten sie leise.

In diesem Augenblick rief ein Befehl Hubert seiner Wohnung. Die Concierge, welche mit Je allein blieb, versuchte es, sie zu zerstreuen; es vergebens, alle Sinne der Gefangenen, ihr ga Verstand waren außen durch die Geräusche, d die Athemzüge in Anspruch genommen, die sie einer durch das Fieber verzehnfachten Empfänglic auffaßte.

Plötzlich entstand ein gewaltiger Lärm, eine n tige Bewegung auf dem Platz. Die Menge str bis auf die Brücke, bis auf den Quai zurück, und mit dergestalt compacten, dergestalt wiederholten Schr daß Jeanne auf ihrem Beobachtungsposten darüber b

Diese Schreie hörten nicht auf: sie waren an e offenen Wagen gerichtet, dessen Pferde, weniger d die Hand des Kutschers, als durch die Menge zu gehalten, kaum im kleinen Schritt gingen.

Die Menge bedrängte, umschloß sie und trug Ende auf ihren Schultern, auf ihren Armen Pf Wagen und zwei Personen, welche der Wagen entf

In den großen Strahlen der Sonne, unter ei Blumenregen, unter einem Gewölbe von Blättern das tausend Hände über ihren Köpfen bewegten, kannte die Gräfin diese zwei Männer, welche die geisterte Menge berauschte.

Bleich über ſeinen Triumph, erſchrocken über ſeine olksthümlichkeit, blieb der Eine ernſt, betäubt, zitternd. rauen ſtiegen bis auf die Felgen ſeiner Räder, riſſen ine Hände an ſich, um ſie mit Küſſen zu verzehren, ıd machten ſich mit gewaltigen Schlägen die Spitzen iner Manchetten ſtreitig, die ſie mit den friſcheſten nd ſeltenſten Blumen bezahlt hatten.

Andere, die noch glücklicher, waren mit den Lackeien inten auf den Wagen geſtiegen; ſie entfernten unmerkch die Hinderniſſe, die ihrer Liebe im Wege waren, ihmen den Kopf des vergötterten Mannes, drückten nen ehrfurchtsvollen und zugleich ſinnlichen Kuß darıf und machten dann neuen Glücklichen Platz. Dieſer ıgebetete Mann war der Cardinal von Rohan.

Friſch, freudig, funkelnd, erhielt der Zweite einen inder lebhaften, aber verhältnißmäßig eben ſo ſchmeielhaften Empfang. Man belohnte ihn mit Freudenhreien und Vivats; die Frauen theilten ſich in den ardinal, die Männer riefen: „Es lebe Caglioſtro!“

Dieſe Trunkenheit brauchte eine halbe Stunde, m über den Pont-au-Change zu gelangen, und Jeanne rfolgte bis zu ihrem höchſten Punkte die Triumpharen. Sie verlor nicht den kleinſten Umſtand.

Dieſe Kundgebung des öffentlichen Enthuſiasmus ir die Opfer der Königin, denn ſo nannte man ſie, ewährte Jeanne einen Augenblick der Freude.

Doch plötzlich ſagte ſie:

„Wie! ſie ſind ſchon frei; ſchon ſind für ſie die örmlichkeiten erfüllt, und ich, ich weiß nichts; warum igt man mir nichts?“

Ein Schauer erfaßte ſie.

Sie hatte neben ſich Frau Hubert gefühlt, welche, llſchweigend, aufmerkſam auf Alles, was vorging, ch begriffen haben mußte, und keine Erklärung gab.

Jeanne wollte eine unerläßlich gewordene Erklärung rvorrufen, als ein neuer Lärmen ihre Aufmerkſamkeit gen den Pont-au-Change zog.

Ein Fiacre, umgeben von Leuten, fuhr ebenfalls den Abhang der Brücke hinauf.

In diesem Fiacre erkannte Jeanne, lächelnd und ihr Kind dem Volke zeigend, Oliva, welche auch wegfuhr, frei und toll vor Freude über die ein wenig ungebundenen Scherze, über die dem frischen, appetitlichen Mädchen zugesandten Küsse. Das war allerdings plumper Weihrauch, doch mehr als genügend für Mlle. Oliva, dieser Weihrauch, den die Menge übersandte, als letztes Relief von dem dem Cardinal gebotenen Feste.

Mitten auf der Brücke wartete eine Postchaise. Herr Beaustre verbarg sich darin hinter einem seiner Freunde, der allein sich der öffentlichen Bewunderung zu offenbaren wagte. Er machte Oliva ein Zeichen, und diese stieg mitten unter Schreien aus, die sich ein wenig in Gezische verwandelt hatten. Aber was ist für gewisse Schauspieler das Zischen, wenn man sie mit Wurfgeschossen bearbeiten und von der Bühne jagen konnte.

Als Oliva in die Chaise gestiegen war, fiel sie in die Arme von Beaustre, der sie zum Ersticken wie eine Beute an sich drückte, über eine Meile nicht mehr losließ, sie mit Thränen und Küssen überströmte und nicht athmete bis Saint-Denis, wo man die Pferde wechselte, ohne von der Polizei belästigt worden zu sein.

Als Jeanne alle diese Leute frei, glücklich, gefeiert sah, fragte sie sich, warum sie allein keine Nachrichten erhalte.

„Aber ich! ich!“ rief sie, „durch welche ausgesuchte Grausamkeit eröffnet man mir nicht den Spruch, der mich betrifft?“

„Beruhigen Sie sich, Madame,“ sprach Hubert eintretend, „beruhigen Sie sich.“

„Es ist nicht möglich, daß Sie nichts wissen,“

wiederte Jeanne; „Sie wissen! Sie wissen! unterrichten Sie mich.“

„Madame . . .“

„Wenn Sie kein Barbar sind, unterrichten Sie mich, Sie sehen, wie sehr ich leide.“

„Madame, es ist uns niederen Officianten des Sanguisses verboten, die Sprüche zu offenbaren, deren Kenntniß den Greffiers der Höfe zukommt.“

„Es lautet also so gräßlich, daß Sie es nicht sagen,“ rief Jeanne in einem Ausbruch von Wuth, der dem Concierge bange machte und ihn die Erinnerung der Scenen vom vorhergehenden Tag ahnen ließ.

„Nein,“ sagte er, „beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich!“

„Sprechen Sie doch.“

„Werden Sie geduldig sein und mich nicht gehören?“

„Ich gelobe es Ihnen, ich schwöre es Ihnen, reden Sie.“

„Nun wohl: der Cardinal ist freigesprochen.“

„Ich weiß es.“

„Herr von Cagliostro losgesprochen.“

„Ich weiß es! ich weiß es!“

„Mlle. Oliva von der Anklage entbunden.“

„Weiter? weiter?“

„Herr Reteau von Villette ist verurtheilt . . .“

Jeanne bebte.

„Zu den Galeeren! . . .“

„Und ich! und ich?“ rief sie vor Wuth mit den Füßen stampfend.

„Geduld, Madame, Geduld. Ist es das, was Sie versprochen haben?“

„Ich bin geduldig; reden Sie! Ich?“

„Zur Verbannung,“ sprach mit schwacher Stimme der Concierge, die Augen abwendend.

Ein Blitz der Freude glänzte in den Augen der Gräfin, ein Blitz der so schnell erloſch, als er erſchienen war.

Dann ſtellte ſie ſich, als fiele ſie mit einem gewaltigen Schrei in Ohnmacht, und ſtürzte rückwärts in die Arme ihrer Wirthin.

„Was wäre geſchehen, wenn ich ihr die Wahrheit geſagt hätte," flüſterte Hubert ſeiner Frau in's Ohr.

„Die Verbannung," dachte Jeanne, einen Nervenanfall heuchelnd, „das iſt die Freiheit, das iſt der Reichthum, das iſt die Rache, das iſt, was ich geträumt . . . Ich habe gewonnen!"

XCV.

Die Execution.

Jeanne erwartete immer, daß der vom Concierge verſprochene Gerichtsſchreiber käme, um ihr den gegen ſie gefällten Spruch vorzuleſen.

Da ſie die Bangigkeiten des Zweifels nicht mehr hatte, und kaum die der Vergleichung, das heißt des Stolzes behielt, ſagte ſie in der That zu ſich ſelbſt:

„Was iſt mir daran gelegen, mir, einem, ich denke, gediegenen Geiſt, daß Herr von Rohan minder ſchuldig erachtet worden iſt, als ich?"

„Bin ich es, über die man die Strafe eines Fehlers verhängt? Nein. Wäre ich gebührender Maßen von aller Welt als Valois anerkannt worden, hätte ich, wie dies beim Herrn Cardinal der Fall geweſen iſt, ein ganzes Spalier von Prinzen und Herzogen, welche durch ihre Haltung, durch ihren Flor an den Degen, durch ihre Trauerbinden flehten, am Wege aufgeſtellt gehabt, ich glaube nicht, daß man der

armen Gräfin von La Mothe etwas verweigert haben würde, und ſicherlich hätte man, in Vorausſetzung dieſer vornehmen Supplik, der Abkömmlingin der Valois, die Schmach des Schemels erſpart.

„Doch warum ſich mit dieſer ganzen Vergangenheit beſchäftigen, welche todt iſt? Sie iſt nun beendigt, dieſe große Angelegenheit meines Lebens. Auf eine zweideutige Weiſe in die Welt geſtellt, auf eine zweideutige Weiſe am Hof geſtellt, der Gefahr ausgeſetzt, vom erſten von oben kommenden Hauch niedergeworfen zu werden, vegetirte ich nur, ich kehrte vielleicht zu dem urſprünglichen Elend zurück, das die ſchmerzliche Lehrzeit meines Lebens geweſen iſt. Nun nichts Aehnliches mehr.

„Verbannt, ich bin verbannt! das heißt, ich habe das Recht, meine Million in meiner Taſſe mitzunehmen, unter den Pomeranzenbäumen von Sevilla oder von Agrigent im Winter, in Deutſchland oder in England im Sommer zu leben; das heißt, jung, ſchön, berühmt und im Stande, meinen Prozeß ſelbſt zu erklären, wird mich nichts abhalten, zu leben, wie es mir beliebt, ſei es mit meinem Mann, wenn er, wie ich, verbannt iſt, und ich ihn frei weiß, ſei es mit den Freunden, welche das Glück und die Jugend immer geben!

„Und," fügte Jeanne in ihre glühenden Gedanken verloren bei, „man komme dann und ſage mir, mir, der Verurtheilten, mir, der Verbannten, mir, der armen Gedemüthigten, ich ſei nicht reicher als die Königin, ich ſei nicht geehrter als die Königin, ich ſei nicht mehr freigeſprochen als die Königin; denn es handelte ſich bei ihr nur um meine Verurtheilung. Dem Löwen iſt nichts am Erdenwurm gelegen. Es handelte ſich darum, Herrn von Rohan zu verurtheilen, und Herr von Rohan iſt freigeſprochen.

„Wie werden ſie ſich nun benehmen, um mir den Spruch zu bezeichnen, wie auch, um mich aus dem

Königreich zu führen? Werden sie sich an einer Frau dadurch rächen, daß sie sie dem strengsten Vollzuge der Strafe unterwerfen? Werden sie mich den Schützen übergeben, um mich an die Gränze zu führen? Wird man mir öffentlich sagen: Unwürdige! der König verbannt Sie aus seinem Reiche. Nein, meine Herren sind gutmüthig," sprach sie lächelnd; „sie grollen mir nicht mehr. Sie grollen nur dem guten Pariser Volk, das unter ihren Balcons brüllt: Es lebe der Herr Cardinal! es lebe Cagliostro! es lebe das Parlament! Das ist ihr wahrer Feind: das Volk. Oh, ja! es ist ihr unmittelbarer Feind, da ich auf die moralische Unterstützung der öffentlichen Meinung rechnete .... und da es mir gelungen ist!"

Jeanne war so weit, sie machte im Stillen ihre kleinen Vorbereitungen und ordnete mit sich ihre Rechnungen. Sie beschäftigte sich schon mit der Unterbringung ihrer Diamanten, mit ihrer Niederlassung in England, man war im Sommer, als plötzlich die Erinnerung an Reteau von Villette, nicht ihr Herz, sondern ihren Geist durchzuckte.

„Armer Junge," sagte sie mit einem boshaften Lächeln, „er hat für Alle bezahlt. Es bedarf also immer für die Sühnungen einer niederträchtigen Seele im philosophischen Sinne, und so oft dergleichen Nothwendigkeiten entstehen, erhebt sich der Sündenbock von der Erde, mit dem Streich, der ihn vernichten wird.

„Armer, gebrechlicher, elender Reteau, er bezahlt heute seine Pamphlete gegen die Königin, seine Federverschwörungen, und Gott, der Jedem seinen Theil in der Welt macht, hat ihm wohl eine Existenz von Stockprügeln, von zeitweisen Louisd'or, von Hinterhalten, von Verstecken, mit einer Entwickelung von Galeeren machen wollen. So ist es mit der Verschmitztheit statt des Verstandes, mit der Arglist statt der Boshaftigkeit, mit dem Geiste des Angriffs ohne die Ausdauer und die Stärke. Wie viele böse, schädliche Wesen gibt

in der Schöpfung von der giftigen Milbe an bis
im Scorpion, dem erſten der Kleinen, der ſich bei
n Menſchen gefürchtet macht. Alle dieſe Gebrech-
chkeiten wollen ſchaden, aber ſie haben nicht die Ehre
s Kampfes; man tritt ſie nieder."

Und Jeanne begrub mit dieſem bequemen Ge-
ränge ihren Genoſſen Reteau, feſt entſchloſſen, ſich
ach dem Bagno zu erkundigen, in dem der Elende
ngeſperrt wäre, um auf der Reiſe nicht dahin zu ge-
then, um nicht einem Unglücklichen die Demüthigung
zuthun, ihm das Glück einer alten Bekannten zu zei-
n. Jeanne hatte ein gutes Herz.

Sie nahm heiter ihr Mahl mit dem Concierge
nd ſeiner Frau ein. Dieſe aber hatten ihre Heiterkeit
illig vergeſſen; ſie gaben ſich nicht einmal die Mühe,
re Beklemmung zu verbergen. Jeanne ſchrieb ihre
älte der Verurtheilung zu, deren Gegenſtand ſie war.
ie machte ihnen eine Bemerkung hierüber. Sie
ntworteten, nichts ſei ſo ſchmerzlich für ſie, als der
nblick der Perſonen nach einem gefällten Urtheil.

Jeanne war im Grunde ihres Herzens ſo glücklich,
that ihr ſo wehe, ihre Freude verbergen zu müſſen,
ß ihr die Gelegenheit, allein, frei mit ihren Gedanken
bleiben, nur ſehr angenehm ſein konnte. Sie beab-
chtigte nach dem Mittageſſen zu verlangen, nach
rem Zimmer zurückkehren zu dürfen.

Wie ſehr war ſie erſtaunt, als der Concierge
ubert beim Nachtiſch das Wort nahm und mit einer
zwungenen Feierlichkeit, welche bei ſeinen Reden an-
wenden durchaus nicht ſeine Gewohnheit war, zu ihr
rach:

„Madame, wir haben den Befehl, die Perſonen,
er deren Schickſal das Parlament entſchieden, nicht
der Kerkermeiſterei zu behalten."

„Gut," dachte Jeanne, „er kommt meinen Wün-
hen entgegen."

Und ſie ſtand auf und erwiederte:

„Ich möchte Sie nicht zu einer Uebertretung Ihrer Vorschriften veranlassen . . . Das hieße die Güte, die Sie für mich gehabt haben, schlecht erkennen . . . Ich kehre also in mein Zimmer zurück."

Sie schaute das Ehepaar an, um die Wirkung ihrer Worte zu beobachten. Hubert drehte einen Schlüssel in seinen Fingern hin und her. Die Concierge wandte ihren Kopf ab, als wollte sie eine neue Bewegung ihres Gemüths verbergen.

„Aber wohin wird man denn kommen, um mir den Spruch zu verlesen, und wann wird man kommen?" fragte die Gräfin.

„Man wartet vielleicht, bis Madame in ihrem Zimmer ist," antwortete Hubert hastig.

„Er entfernt mich entschieden," dachte Jeanne.

Und ein unbestimmtes Gefühl der Bangigkeit machte sie beben, doch kaum in ihrem Herzen erschienen, verdunstete es wieder.

Jeanne stieg die drei Stufen hinauf, welche von dieser Stube in den Gang der Kanzlei führten.

Als Frau Hubert die Gräfin weggehen sah, eilte sie auf sie zu und ergriff ihre Hände, nicht mit Ehrfurcht, nicht mit wahrer Freundschaft, nicht mit jener Empfindungsfülle, die den, welcher sie bezeigt, und den, welcher der Gegenstand derselben ist, ehrt, sondern mit einem Erguß tiefen Mitleids, der der verständigen Jeanne, ihr, die Alles bemerkte, nicht entging.

Diesmal war der Eindruck so scharf, daß Jeanne sich gestand, der Schrecken erfasse sie; doch der Schrecken wurde abgeschüttelt, wie sie die Bangigkeit abgeschüttelt hatte, und aus der bis an den Rand von der Freude und der Hoffnung angefüllten Seele vertrieben.

Jeanne wollte sich von Frau Hubert die Ursache ihres Mitleids erklären lassen; sie öffnete den Mund und stieg wieder zwei Stufen herab, um eine von den Fragen, die so entschieden und kräftig wie ihr Geist, zu stellen. Doch sie hatte keine Zeit dazu. Hubert

nahm sie, weniger höflich als lebhaft, bei der Hand und öffnete die Thüre.

Die Gräfin sah sich im Gange. Acht Schützen von der Vogtei warteten hier. Worauf warteten sie? das fragte sich Jeanne, als sie dieselben erblickte. Doch die Thüre des Concierge war schon wieder geschlossen. Vor den Schützen stand einer von den gewöhnlichen Schließern des Gefängnisses, derjenige, welcher die Gräfin jeden Abend in ihr Zimmer zurückführte.

Dieser Mensch schritt der Gräfin voran, als wollte er ihr den Weg zeigen.

„Ich gehe in mein Zimmer zurück?“ sagte die Gräfin mit dem Tone einer Frau, welche dessen, was sie sagt, gern sicher scheinen möchte, aber zweifelt.

„Ja, Madame,“ erwiederte der Schließer.

Jeanne faßte das eiserne Geländer an und stieg hinter dem Mann hinauf. Sie hörte die Schützen, welche einige Schritte von ihr entfernt zischelten, aber sich nicht von der Stelle rührten.

Beruhigt, ließ sie sich in ihr Zimmer einsperren und dankte sogar freundlich dem Schließer. Dieser entfernte sich.

Jeanne sah sich nicht so bald frei und allein, als ihre Freude ausschweifend hervorbrach, eine Freude, welche zu lange durch die Larve geknebelt gewesen war, unter der sie heuchlerisch ihr Gesicht beim Concierge verborgen hatte. Dieses Zimmer der Conciergerie war ihr Behältniß, das Behältniß eines einen Augenblick durch die Menschen gefesselten wilden Thieres, welches eine Laune Gottes abermals in den freien Raum der Welt versetzen sollte.

Und in seiner Höhle oder in seinem Behältniß, wenn es finstere Nacht ist, wenn kein Geräusch dem gefangenen Thiere die Wachsamkeit seiner Hüter verkündigt, wenn sein feiner Geruch keine Spur in der Umgegend erkennt, beginnen dann die Sprünge dieser wilden Natur. Es reckt seine Glieder, um sie für die Bewegungen der erwarteten Unabhängigkeit geschmeidig zu machen. Dann

hat es Schreie, dann hat es Aufschwingungen und Ertasen, welche das Auge des Menschen nie erlauert.

Bei Jeanne war es so. Plötzlich hörte sie in ihrer Flur gehen; sie hörte die Schlüssel am Bunde des Schließers klirren; sie hörte das massige Schloß angreifen.

„Was will man von mir?“ dachte sie, indem sie sich stumm und aufmerksam erhob.

„Was gibt es, Jean?“ fragte die Gräfin mit sanftem, gleichgültigem Tone.

„Madame wolle mir folgen,“ erwiederte er.

„Wohin?“

„Hinab.“

„Wie? hinab . . .“

„In die Kanzlei.“

„Ich bitte, warum?“

„Madame . . .“

Jeanne ging auf diesen Mann zu, welcher zögerte, und sah am Ende der Flur die Schützen der Vogtei, welche sie zuerst unten getroffen hatte.

„Sagen Sie mir doch, was man in der Kanzlei von mir will?“ rief sie bewegt.

„Madame, Herr Doillot, Ihr Vertheidiger, möchte Sie gern sprechen.“

„In der Kanzlei? Warum nicht hier, da er mehrere Male die Erlaubniß gehabt hat, hierher zu kommen?

„Madame, Herr Doillot hat Briefe von Versailles erhalten, und er will Ihnen Kenntniß davon geben.“

Jeanne bemerkte nicht, wie unlogisch diese Antwort war. Ein einziges Wort fiel ihr auf: Briefe von Versailles, Briefe vom Hofe ohne Zweifel, vom Vertheidiger selbst überbracht.

Sollte die Königin beim König nach Verkündigung des Spruches vermittelt haben? Sollte . . .

Doch wozu Muthmaßungen? hatte man Zeit dazu, war das nöthig, wenn man in zwei Minuten die Lösung des Räthsels finden konnte?

Ueberdies wurde der Schließer dringlich; er schüt-

telte ſeine Schlüſſel wie ein Menſch, der in Ermangelung guter Gründe einen Befehl entgegenhält.

„Warten Sie ein wenig auf mich,“ ſagte Jeanne, „Sie ſehen, daß ich mich ſchon ausgekleidet hatte, um ein wenig zu ruhen; ich bin in den letzten Tagen ſo ſehr ermüdet.“

„Ich werde warten, Madame, aber bedenken Sie, daß Herr Doillot Eile hat.“

Jeanne ſchloß ihre Thüre, zog ein etwas friſcheres Kleid an, nahm eine Mantille und ordnete raſch ihre Haare. Sie brauchte keine fünf Minuten zu dieſen Vorbereitungen. Ihr Herz ſagte ihr, Herr Doillot bringe den Befehl, auf der Stelle abzugehen, und das Mittel, Frankreich auf eine zugleich discrete und bequeme Weiſe zu durchreiſen. Ja, die Königin hatte daran denken müſſen, daß ihre Feindin ſo bald als möglich weggeführt würde. Die Königin, nachdem man den Spruch gefällt, mußte darnach trachten, dieſe Feindin ſo wenig als möglich zu reizen, denn iſt der Panther gefeſſelt gefährlich, wie muß man ihn erſt fürchten, wenn er frei iſt? In dieſen glücklichen Gedanken gewiegt, flog Jeanne mehr, als ſie ging, hinter dem Schließer, der ſie die kleine Treppe herabgehen ließ, auf der man ſie ſchon in den Sitzungsſaal geführt hatte. Doch ſtatt bis zu dieſem Saale zu gehen, ſtatt ſich links zu wenden, um in die Kanzlei einzutreten, wandte ſich der Schließer nach einer kleinen Thüre rechts.

„Wohin gehen Sie denn?“ fragte Jeanne, „die Kanzlei iſt dort.“

„Kommen Sie, kommen Sie, Madame,“ ſagte mit honigſüßem Tone der Schließer, „hier erwartet Sie Herr Doillot.“

Er trat zuerſt ein und zog die Gefangene nach, welche geräuſchvoll die äußeren Riegel dieſer dicken Thüre hinter ihr ſchließen hörte.

Erſtaunt, doch ohne noch etwas in der Finſterniß zu ſehen, wagte es Jeanne nicht mehr, ihren Wächter zu fragen.

Sie machte ein paar Schritte und blieb dann stehen. Ein bläuliches Licht verlieh der Stube, in der sie sich befand, das Aussehen vom Innern eines Grabes.

Die Helle drang oben von einem alterthümlichen Gitterwerk durch Spinnengewebe und eine hundertfache Lage uralten Staubes ein, und nur einige bleiche Strahlen gaben den Wänden ein wenig von ihrem Widerschein.

Jeanne fühlte plötzlich die Kälte, sie fühlte die Feuchtigkeit des Kerkers; sie errieth etwas Entsetzliches in den flammenden Augen des Schließers.

Indessen sah sie noch nichts, als diesen Mann; er allein mit der Gefangenen nahm in diesem Augenblick das Innere dieser vier Wände ein, welche ganz mit Grün überzogen von dem Wasser, das sich überall ausschwitzten, ganz schimmelig vom Durchzug einer Luft, welche die Sonne nie erwärmt hatte.

„Mein Herr," sagte sie nun, den Eindruck des Schreckens beherrschend, der sie schauern machte, „was thun wir Beide hier? Wo ist Herr Doillot, den Sie mich sehen zu lassen mir versprochen haben?"

Der Schließer antwortete nicht; er wandte sich um, als wollte er nachschauen, ob die Thüre, durch die sie eingetreten waren, fest geschlossen sei.

Jeanne folgte dieser Bewegung voll Angst. Es kam ihr der Gedanke, sie habe es, wie in den schwärzlichen Romanen jener Zeit, mit einem von den Kerkermeistern zu thun, welche, in wilder Liebe für ihre eingekerkerten Frauen entbrannt, an dem Tage, wo ihnen ihre Beute durch die offene Thüre ihres Käfigs entgehen soll, sich zu Tyrannen der schönen Gefangenen machen und ihre Liebe im Austausch gegen die Freiheit antragen.

Jeanne war stark, sie fürchtete sich nicht vor den Ueberfällen, sie hatte nicht die Schamhaftigkeit der Seele. Ihre Einbildungskraft kämpfte mit Vortheil gegen die sophistischen Launen der Herren Crebillon Sohn und Louvet. Sie ging mit lächelndem Auge gerade auf den Schließer zu und sagte:

freund, was verlangen Sie von mir? Haben
as zu sagen? Die Zeit einer Gefangenen,
Freiheit nahe steht, ist eine kostbare Zeit.
. um mit mir zu sprechen, einen sehr un-
rt der Zusammenkunft gewählt zu haben?"
ließer antwortete nicht, weil er nicht begriff.
an die Ecke des niedrigen Kamins und

ge Sie noch einmal: was machen wir?"

irchtete, es mit einem Narren zu thun zu

rten auf Herrn Doillot."
pf schüttelnd entgegnete Jeanne:
erden mir zugestehen, daß Herr Doillot,
r Briefe von Versailles mitzutheilen hat,
d sein Audienzzimmer schlecht wählt. Herr
mich unmöglich hier warten lassen. Es
eres."
hatte sie diese Worte gesprochen, als eine
ie nicht bemerkt hatte, ihr gegenüber sich

eine von den runden Fallthüren, wahre
von Holz und Eisen, welche, wenn sie sich
grund, den sie verbergen, öffnen, ein kabba-
d ausschneiden, in dessen Mittelpunkt Mensch
ft durch Zauberei lebendig zu sein scheinen.
ieser Thüre waren in der That Stufen, die
schlecht beleuchteten Corridor voll Wind
nkten, und jenseits dieses Corridors erschaute
einen Augenblick so schnell wie der Blitz,
auf die Zehen erhob, einen Raum ähnlich
ein Platz mißt, und in diesem Raum einen
Männern und Weibern mit funkelnden Augen.
r wiederholen, es war dies für Jeanne mehr
ls ein Blick; sie hatte nicht einmal Zeit,
aft davon zu geben. Vor ihr, auf einem

Plan, der viel näher war, als der erwähnte Platz, schienen drei Personen, die letzte Stufe heraufsteige

Hinter diesen Personen, ohne Zweifel von den unte Stufen, erhoben sich vier Bajonette, weiß und sch unheimlichen Kerzen ähnlich, welche diese Scene hät beleuchten wollen.

Doch die runde Thüre schloß sich wieder. Die d Männer traten allein in den Kerker ein, in dem Jeanne befand.

Diese ging von einem Erstaunen zum andern, o vielmehr von der Unruhe zum Schrecken über.

Den Schließer, den sie einen Augenblick zuvor für tete, suchte sie nun auf, um seinen Schutz gegen die Un kannten zu haben.

Der Schließer lehnte sich an die Wand des Kerk an und zeigte durch diese Bewegung, daß er passi Zuschauer dessen, was geschehen sollte, bleiben w und müsse.

Jeanne wurde angeredet, ehe ihr der Gedanke, d Wort zu nehmen, gekommen war.

Einer von den drei Männern, der jüngste, fing Er war schwarz gekleidet, hatte seinen Hut auf d Kopf und drehte in seiner Hand wie die Skytale Alten geschlossene Papiere hin und her.

„Madame," sagte der Unbekannte, „Sie sind Jea von Saint-Remy von Valois, Gattin von Marie toine Nicolas Grafen von La Mothe?"

„Ja, mein Herr," erwiederte Jeanne.

„Sie sind geboren in Fontette am 22. Juli 175

„Ja, mein Herr."

„Sie wohnen in Paris in der Rue Neuve-Sa Gilles?"

„Ja, mein Herr ... Doch wozu richten Sie diese Fragen an mich?"

„Madame, es thut mir leid, daß Sie mich n erkennen; ich bin der Gerichtsschreiber des Hofes."

„Ich erkenne Sie."

„Dann kann ich meine Functionen in meiner Eigenschaft, die Sie anerkannt haben, vollziehen.“

„Ich bitte, einen Augenblick ... Wollen Sie mir sagen, wozu Sie Ihre Functionen verpflichten?“

„Ihnen den Spruch vorzulesen, der gegen Sie in der Sitzung vom 31. Mai 1786 gefällt worden ist.“

Jeanne bebte. Sie ließ einen Blick voll [illegible]eit und Mißtrauen umherlaufen. Nicht ohne Grund schreiben wir als zweites das Wort Mißtrauen, das als das minder starke erscheinen dürfte. Jeanne schauderte von einer unsäglichen Angst; sie entzündete, um aufzumerken, ein Paar in der Finsterniß furchtbarer Augen.

„Sie sind der Kanzleischreiber Breton,“ sagte sie; „doch wer sind diese beide Herren, Ihre Gehülfen?“

Der Gerichtsschreiber wollte antworten, als der Schließer, seinem Worte zuvorkommend, auf ihn zueilte und ihm die von einer Angst oder einem beredten Mitleid erfüllten Worte zuflüsterte:

„Sagen Sie es ihr nicht.“

Jeanne hörte dies; sie schaute die zwei Männer aufmerksamer an, als sie es bis dahin gethan hatte. Sie wunderte sich, als sie den eisengrauen Rock und die eisernen Knöpfe des Einen, das behaarte Wamms und die Pelzmütze des Andern sah; die seltsame Schürze, welche die Brust des Letzteren bedeckte, erregte die Aufmerksamkeit von Jeanne; diese Schürze schien an verschiedenen Stellen verbrannt, an andern mit Blut und mit Oel befleckt.

Sie wich zurück. Es war, als böge sie sich, um einen kräftigen Anlauf zu nehmen.

Der Gerichtsschreiber näherte sich ihr und sprach:

„Knieen Sie nieder, Madame.“

„Ich, niederknieen!“ rief Jeanne; „niederknieen! ich! ... ich, eine Valois, niederknieen.“

„So lautet der Befehl, Madame,“ sprach der Gerichtsschreiber sich verbeugend.

„Aber, mein Herr,“ entgegnete Jeanne mit einem

unſeligen Lächeln, „was fällt Ihnen ein? ich muß Sie alſo das Geſetz lehren. Man kniet nur nieder, um öffentliche Abbitte zu thun?“

„Nun! Madame?“

„Nun! mein Herr, man thut nur Abbitte in Folge eines Spruchs, der zu einer entehrenden Strafe verurtheilt. Die Verbannung iſt, ſo viel ich weiß, keine entehrende Strafe im franzöſiſchen Geſetz?“

„Madame, ich habe Ihnen nicht geſagt, Sie ſeien zur Verbannung verurtheilt,“ ſprach der Gerichtsſchreiber mit einer tiefen Traurigkeit.

„Nun!“ rief Jeanne ausbrechend, „wozu bin ich denn verurtheilt?“

„Das werden Sie erfahren, wenn Sie den Spruch anhören, und um ihn anzuhören, wollen Sie damit anfangen, daß Sie niederknieen.“

„Nie, nie!“

„Madame, das iſt der erſte Artikel meiner Inſtructionen.“

„Nie, nie, ſage ich Ihnen.“

„Madame, es iſt geſchrieben, wenn die Verurtheilte ſich weigere, niederzuknieen . . .“

„Nun?“

„So werde ſie die Gewalt dazu zwingen.“

„Die Gewalt! gegen eine Frau!“

„Eine Frau darf eben ſo wenig als ein Mann der dem König und der Gerechtigkeit ſchuldigen Achtung ermangeln.“

„Und der Königin! nicht wahr?“ rief Jeanne wüthend, „denn ich erkenne wohl hierin die Hand eines feindſeligen Weibes.“

„Sie haben Unrecht, die Königin anzuklagen, Madame. Ihre Majeſtät hat keinen Antheil an der Abfaſſung der Sprüche des Parlamentshofes. Auf, Madame, erſparen Sie uns die Nothwendigkeit, Gewalt zu gebrauchen; auf die Kniee!“

„Nie! nie! nie!“

Der Gerichtsschreiber rollte sein Papier zusammen und zog aus seiner weiten Tasche ein sehr dickes, das er in der Voraussicht dessen, was geschah, in Reserve hielt.

Und er las den vom Generalanwalt an die öffentliche Gewalt erlassenen Befehl, die widerspänstige Angeklagte zum Niederknieen zu zwingen, um der Gerechtigkeit Genüge zu leisten.

Jeanne stemmte sich in eine Ecke des Gefängnisses an und forderte mit dem Blicke die öffentliche Gewalt heraus, von der sie glaubte, es seien die Bajonette, die sich auf der Treppe vor der Thüre erhoben hatten.

Doch der Gerichtsschreiber ließ diese Thüre nicht öffnen, er machte den erwähnten zwei Männern ein Zeichen, und diese näherten sich ruhig, wie jene unterseßten, unerschütterlichen Kriegsmaschinen, mit denen man eine Mauer bei Belagerungen angreift.

Ein Arm von jedem dieser Männer packte Jeanne unter der Schulter und zog sie mitten in den Saal, trotz ihres Geschreis, trotz ihres Brüllens.

Der Gerichtsschreiber seßte sich unempfindlich und wartete.

Jeanne sah nicht, daß sie, um sich so schleppen zu lassen, hatte zu drei Vierteln niederknieen müssen. Ein Wort des Gerichtsschreibers machte sie darauf aufmerksam.

„Es ist gut so," sagte er.

Sogleich spannte sich die Feder ab, Jeanne sprang zwei Fuß vom Boden in den Armen der Männer, die sie hielten.

„Es ist ganz unnütz, daß Sie so schreien," sagte der Gerichtsschreiber, „denn man hört Sie außen nicht, und dann werden Sie die Leſung des Spruches nicht hören, die ich Ihnen machen muß."

„Erlauben Sie, daß ich stehend höre, und ich werde stillschweigend zuhorchen," rief Jeanne keuchend.

„Sobald die Schuldige zum Staupbesen verurtheilt wird," sprach der Gerichtsschreiber, „ist die Strafe entehrend und zieht die Kniebeugung nach sich."

„Zum Staupbeſen!“ brüllte Jeanne. „Zum Staupbeſen! Ah! Elender! Zum Staupbeſen, ſagen Sie?“ ..

Und dieſe Schreie wurden ſo gewaltig, daß ſie den Schließer, den Gerichtsſchreiber und die zwei Gehülfen betäubten, und daß dieſe Leute den Kopf verlierend, wie Trunkene, die Materie durch die Materie bändigen zu wollen anfingen.

Da warfen ſie ſich auf Jeanne und ſuchten ſie niederzuziehen, doch ſie widerſtand ſiegreich. Sie wollten ſie die Kniee biegen machen, aber ſie ſtemmte ihre Muskeln an wie ſtählerne Klingen.

Sie blieb in der Luft in den Händen dieſer Männer ſchweben und bewegte ihre Hände und ihre Füße ſo, daß ſie ihnen grauſame Wunden beibrachte.

Sie theilten ſich in die Arbeit; einer von ihnen hielt ihr die Füße wie in einem Schraubſtock; die zwei Anderen hoben ſie an den Fauſtgelenken auf und riefen dem Gerichtsſchreiber zu:

„Leſen Sie, leſen Sie immerhin ihren Spruch, Herr Gerichtsſchreiber, ſonſt werden wir mit dieſer Wüthenden nie zu Ende kommen!“

„Nie werde ich einen Spruch leſen laſſen, der mich zur Ehrloſigkeit verurtheilt,“ rief Jeanne, ſich mit einer übermenſchlichen Stärke ſträubend. Und ſie verband die That mit der Drohung und übertäubte die Stimme des Gerichtsſchreibers durch ein Gebrüll und durch Schreie von einer ſolchen Schärfe, daß ſie nicht ein Wort von dem, was er vorlas, hörte.

Nach beendigter Leſung legte er ſeine Papiere wieder zuſammen und ſteckte ſie in ſeine Taſche.

Als Jeanne glaubte, er habe geendigt, ſchwieg ſie und ſuchte wieder Kräfte zu ſammeln, um dieſen Männern abermals zu trotzen. Sie ließ auf das Gebrülle ein Gelächter folgen, was noch wilder war.

„Und,“ ſprach der Gerichtsſchreiber gelaſſen mit der herkömmlichen Formel ſchließend, „und es wird der Spruch auf dem Platze der Executionen im Juſtizhofe des Palaſtes vollzogen werden!“

„Oeffentlich!“ brüllte die Unglückliche . . . „Oh!“

„Meiſter von Paris, ich überantworte Euch dieſes ib,“ vollendete der Gerichtsſchreiber, indem er ſich an Mann mit der ledernen Schürze wandte.

„Wer iſt dieſer Mann?“ fragte Jeanne in einem ten Paroxismus der Angſt und der Wuth.

Der Henker,“ antwortete mit einer Verbeugung der richtsſchreiber, während er ſeine Manchetten zurecht tete.

Kaum hatte der Gerichtsſchreiber dieſes Wort geochen, als ſich die zwei Henker der Gräfin bemächtigund ſie aufhoben, um ſie nach der Gallerie zu gen, welche ſie bemerkt hatte. Wir müſſen darauf zichten, zu ſchildern, wie ſie ſich zur Wehr ſetzte. eſe Frau, welche im gewöhnlichen Leben über eine ramme in Ohnmacht fiel, ertrug beinahe gegen eine unde die Mißhandlungen und Schläge der beiden ker; ſie wurde bis zur äußeren Thüre geſchleppt, e daß ſie einen Augenblick das gräßlichſte Geſchrei ſich zu geben aufgehört hatte.

Jenſeits dieſer Pforte, wo die verſammelten Soldaten Menge im Zaum hielten, erſchien plötzlich der kleine f, genannt der Juſtizhof, mit den zwei bis dreitauſend ſchauern, welche die Neugierde ſeit den Vorbereitungen der Errichtung des Schaffots herbeigelockt hatte.

Auf einer ungefähr acht Fuß hohen Eſtrade erhob ein ſchwarzer Pfahl mit eiſernen Ringen verſehen überragt von einer Schrift, welche der Gerichtsreiber, ohne Zweifel auf Befehl, unleſerlich zu machen nühte geweſen war.

Dieſe Eſtrade hatte kein Geländer, man ſtieg auf er Leiter ebenfalls ohne Geländer zu ihr hinauf. e einzige Einfaſſung, die man hier bemerkte, waren Bajonette der Schützen. Sie ſchloſſen den Zugang ein Gitter mit glänzenden Spitzen.

Als die Menge ſah, daß die Thüren des Palaſtes öffneten, und daß die Commiſſäre mit ihren Stäb-

chen kamen, daß der Gerichtsschreiber, mit seinen Papiere in der Hand herbeischritt, fing sie ihre wellenförmig Bewegung an, welche sie dem Meere ähnlich macht.

Von allen Seiten erschollen die Rufe: „Hier komm sie! hier kommt sie!“ mit wenig ehrenvollen Beiwörter für die Verurtheilte, und da und dort mit wenig freund lichen Bemerkungen für die Richter.

Denn Jeanne hatte Recht, sie hatte sich seit ihre Verurtheilung eine Partei gemacht. Leute, die sie zw Monate vorher verachteten, hatten sie wieder in Ehre eingesetzt, seitdem sie sich als Gegnerin der Königi aufgeworfen.

Herr von Grosne hatte Alles vorhergesehen. Di ersten Reihen dieses Schauspielsaales waren von einer Parterre besetzt, das denjenigen ergeben, welche d Kosten des Schauspiels bezahlten. Man bemerkte hie bei breitschultrigen Agenten, die für den Cardinal vo Rohan eifrigsten Weiber. Man hatte Mittel gefunden für die Königin die gegen die Königin erweckten Leiden schaften des Zorns zu benützen. Diejenigen soga welche Herrn von Rohan aus Antipathie gegen Mari Antoinette so stark Beifall zugeklatscht hatten, zischte oder pfiffen Frau von La Mothe aus, welche so unklu gewesen war, ihre Sache von der des Cardinals abzu sondern.

Folge hievon war, daß bei ihrer Erscheinung au dem kleinen Platze die wüthenden Schreie: „Nieder La Mothe! Ho! die Fälscherin,“ die Mehrzah bildeten und den kräftigsten Lippen entströmten.

Es geschah auch, daß diejenigen, welche ihr Mi leid für Jeanne oder ihre Entrüstung gegen den Spruch der sie traf, auszudrücken versuchten, für Feinde de Cardinals von den Damen der Halle, für Feinde de Königin von den Agenten gehalten und in dieser doppel ten Eigenschaft von den beiden Geschlechtern mißhandelt wurden, welche bei Behauptung der Erniedrigung von Frau von La Mothe interessirt waren. Jeanne wa

mit ihren Kräften zu Ende, aber noch nicht mit ihrer Wuth; sie hörte auf zu schreien, weil sich ihre Schreie in der Gesammtheit der Geräusche und des Kampfes verloren. Doch mit ihrer scharfen, vibrirenden, metallischen Stimme, schleuderte sie ein paar Worte unter die Menge, welche wie durch einen Zauber alles Gemurmel fallen machten.

„Wißt Ihr, wer ich bin!“ sagte sie, „wißt Ihr, daß ich vom Blute Eurer Könige bin. Wißt Ihr, daß man in mir nicht eine Schuldige, sondern eine Nebenbuhlerin schlägt. Nicht nur eine Nebenbuhlerin, sondern eine Genossin!“

Hier wurde sie zu rechter Zeit durch das Geschrei der verständigsten Agenten von Herrn von Crosne unterbrochen.

Aber sie hatte, wenn nicht die Theilnahme, doch wenigstens die Neugierde erregt, und die Neugierde des Volks ist ein Durst, der gestillt werden will.

„Ja,“ wiederholte sie, „eine Genossin! Man bestraft in mir diejenige, welche sie genau wußte, die Geheimnisse von . . .“

„Nehmen Sie sich in Acht,“ sagte ihr der Gerichtsschreiber in's Ohr.

Sie wandte sich um, der Henker hielt eine Peitsche in der Hand.

Bei diesem Anblick vergaß Jeanne ihre Rede, ihren Haß, ihren Wunsch, die Menge für sich zu gewinnen; sie sah nur noch die Schande, sie fürchtete nur noch den Schmerz.

„Gnade! Gnade!“ rief sie mit einer herzzerreißenden Stimme.

Ein ungeheures Gezische übertönte ihr Flehen. Jeanne klammerte sich, vom Schwindel ergriffen, an die Kniee des Henkers an, und es gelang ihr, seine Hand zu fassen. Doch er hob den andern Arm auf und ließ die Peitsche weich auf die Schultern der Gräfin fallen.

Da ereignete ſich etwas Unerhörtes, dieſe Frau, welche der körperliche Schmerz vielleicht niedergeworfen, geſchmeidig gemacht, gezähmt hätte, erhob ſich, als ſie ſah, daß man ſie ſchonte; ſie ſtürzte ſich auf den Andern, auf den Gehülfen, und ſuchte ihn auf den Boden zu ſchleudern, um ſich vom Schaffot herab auf den Platz zu werfen. Plötzlich wich ſie zurück.

Dieſer Mann hielt in der Hand ein geröthetes Eiſen, das er ſo eben aus glühenden Kohlen gezogen hatte. Er hob dieſes Eiſen auf, und die verzehrende Hitze, die es ausſtrömte, machte Jeanne unter einem wilden Gebrülle zurückſpringen.

„Gebrandmarkt!“ rief ſie, „gebrandmarkt!“

Alles Volk antwortete auf ihren Schrei durch einen nicht minder furchtbaren Schrei.

„Ja! ja!“ brüllten dreitauſend Stimmen.

„Zu Hülfe!“ ſtöhnte Jeanne ganz verwirrt, indem ſie die Stricke, mit welchen man ihre Hände gebunden hatte, zu zerreißen ſuchte.

Zu gleicher Zeit ſchlitzte der Henker, der es nicht öffnen konnte, das Kleid der Gräfin auf, und während er mit einer zitternden Hand den zerfetzten Stoff auf die Seite ſchob, ſuchte er das glühende Eiſen zu nehmen, das ihm ſein Gehülfe darbot.

Doch Jeanne ſtürzte ſich auf dieſen Mann, und machte ihn beſtändig zurückweichen, denn er wagte es nicht, ſie zu berühren, ſo daß der Henker, daran verzweifelnd, daß er das unſelige Werkzeug nehmen könnte, zu horchen anfing, ob ſich in den Reihen der Menge eine Verfluchung gegen ihn erhöbe. Die Eitelkeit hatte ſich ſeiner bemächtigt.

Die Menge fing an die kräftige Vertheidigung dieſer Frau zu bewundern und bebte von einer dumpfen Ungeduld; der Gerichtsſchreiber war die Leiter hinabgeſtiegen; die Soldaten betrachteten dieſes Schauſpiel: es herrſchte eine Unordnung, eine Verwirrung, die einen bedrohlichen Anblick bot.

„Macht ein Ende!“ rief eine Stimme, welche aus
er erſten Reihe der Menge hervorkam.

Eine gebieteriſche Stimme, die der Henker ohne
weifel erkannte, denn mit einem kräftigen Anſatz warf
r Jeanne zurück, drückte ſie nieder, und bog mit ſeiner
inken Hand ihren Kopf auf die Seite.

Sie erhob ſich glühender als das Eiſen, mit dem
e bedroht war, und rief mit einer Stimme, welche den
anzen Tumult des Platzes, alle Verwünſchungen der
ngeſchickten Henker beherrſchte:

„Feige Franzoſen, Ihr vertheidigt mich nicht, Ihr
ßt mich martern!“

„Schweigen Sie!“ rief der Gerichtsſchreiber.

„Schweigen Sie!“ rief der erſte Commiſſär.

„Ich, ſchweigen!... Ah! ja wohl!“ ſchrie Jeanne,
was wird man mir thun? ... Ja, wenn ich dieſe
Schmach erdulde, iſt es meine Schuld ...“

„Ah! ah! ah!“ rief die Menge, die ſich im Sinn
ieſes Bekenntniſſes täuſchte.

„Schweigen Sie!“ wiederholte der Gerichtsſchreiber.

„Ja, meine Schuld,“ fuhr Jeanne ſich krümmend
rt, „denn wenn ich hätte ſprechen wollen ...“

„Schweigen Sie!“ ſchrieen Gerichtsſchreiber, Com-
iſſäre und Henker.

„Wenn ich Alles hätte ſagen wollen, was ich über
e Königin weiß ... nun, ich wäre gehenkt, ich wäre
icht entehrt.“

Sie konnte nicht mehr ſprechen, denn der Com-
iſſär ſprang auf das Schaffot, gefolgt von Agenten,
elche die Elende knebelten und ſie ganz zuckend, ganz
equetſcht, das Geſicht angeſchwollen, bleifarbig, blutend,
n zwei Henkern übergaben, von denen der eine ſein
pfer abermals niederbog; zu gleicher Zeit ergriff er
s Eiſen, das ihm ſein Gehülfe zu reichen vermochte.
och Jeanne benützte wie eine Natter die Unzulänglich-
it dieſer Hand, die ihr Genick preßte; ſie ſprang zum
zten Mal auf, wandte ſich mit einer wüthenden Freude

unſeligen Lächeln, „was fällt Ihnen ein? ich muß Sie alſo das Geſetz lehren. Man kniet nur nieder, um öffentliche Abbitte zu thun?“

„Nun! Madame?“

„Nun! mein Herr, man thut nur Abbitte in Folge eines Spruchs, der zu einer entehrenden Strafe verurtheilt. Die Verbannung iſt, ſo viel ich weiß, keine entehrende Strafe im franzöſiſchen Geſetz?“

„Madame, ich habe Ihnen nicht geſagt, Sie ſeien zur Verbannung verurtheilt,“ ſprach der Gerichtsſchreiber mit einer tiefen Traurigkeit.

„Nun!“ rief Jeanne ausbrechend, „wozu bin ich denn verurtheilt?“

„Das werden Sie erfahren, wenn Sie den Spruch anhören, und um ihn anzuhören, wollen Sie damit anfangen, daß Sie niederknieen.“

„Nie, nie!“

„Madame, das iſt der erſte Artikel meiner Inſtructionen.“

„Nie, nie, ſage ich Ihnen.“

„Madame, es iſt geſchrieben, wenn die Verurtheilte ſich weigere, niederzuknieen . . .“

„Nun?“

„So werde ſie die Gewalt dazu zwingen.“

„Die Gewalt! gegen eine Frau!“

„Eine Frau darf eben ſo wenig als ein Mann der dem König und der Gerechtigkeit ſchuldigen Achtung ermangeln.“

„Und der Königin! nicht wahr?“ rief Jeanne wüthend, „denn ich erkenne wohl hierin die Hand eines feindſeligen Weibes.“

„Sie haben Unrecht, die Königin anzuklagen, Madame. Ihre Majeſtät hat keinen Antheil an der Abfaſſung der Sprüche des Parlamentshofes. Auf, Magame, erſparen Sie uns die Nothwendigkeit, Gewalt zu gebrauchen; auf die Kniee!“

„Nie! nie! nie!“

Der Gerichtsschreiber rollte sein Papier zusammen und zog aus seiner weiten Tasche ein sehr dickes, das er in der Voraussicht dessen, was geschah, in Reserve hielt.

Und er las den vom Generalanwalt an die öffentliche Gewalt erlassenen Befehl, die widerspänstige Angeklagte zum Niederknieen zu zwingen, um der Gerechtigkeit Genüge zu leisten.

Jeanne stemmte sich in eine Ecke des Gefängnisses an und forderte mit dem Blicke die öffentliche Gewalt heraus, von der sie glaubte, es seien die Bajonette, die sich auf der Treppe vor der Thüre erhoben hatten.

Doch der Gerichtsschreiber ließ diese Thüre nicht öffnen, er machte den erwähnten zwei Männern ein Zeichen, und diese näherten sich ruhig, wie jene untersetzten, unerschütterlichen Kriegsmaschinen, mit denen man eine Mauer bei Belagerungen angreift.

Ein Arm von jedem dieser Männer packte Jeanne unter der Schulter und zog sie mitten in den Saal, trotz ihres Geschreis, trotz ihres Brüllens.

Der Gerichtsschreiber setzte sich unempfindlich und wartete.

Jeanne sah nicht, daß sie, um sich so schleppen zu lassen, hatte zu drei Vierteln niederknieen müssen. Ein Wort des Gerichtsschreibers machte sie darauf aufmerksam.

„Es ist gut so," sagte er..

Sogleich spannte sich die Feder ab, Jeanne sprang zwei Fuß vom Boden in den Armen der Männer, die sie hielten.

„Es ist ganz unnütz, daß Sie so schreien," sagte der Gerichtsschreiber, „denn man hört Sie außen nicht, und dann werden Sie die Lesung des Spruches nicht hören, die ich Ihnen machen muß."

„Erlauben Sie, daß ich stehend höre, und ich werde stillschweigend zuhorchen," rief Jeanne keuchend.

„Sobald die Schuldige zum Staupbesen verurtheilt wird," sprach der Gerichtsschreiber, „ist die Strafe entehrend und zieht die Kniebeugung nach sich."

„Zum Staupbeſen!“ brüllte Jeanne. „Zum Staupbeſen! Ah! Elender! Zum Staupbeſen, ſagen Sie?“ ..

Und dieſe Schreie wurden ſo gewaltig, daß ſie den Schließer, den Gerichtsſchreiber und die zwei Gehülfen betäubten, und daß dieſe Leute den Kopf verlierend, wie Trunkene, die Materie durch die Materie bändigen zu wollen anfingen.

Da warfen ſie ſich auf Jeanne und ſuchten ſie niederzuziehen, doch ſie widerſtand ſiegreich. Sie wollten ſie die Kniee biegen machen, aber ſie ſtemmte ihre Muskeln an wie ſtählerne Klingen.

Sie blieb in der Luft in den Händen dieſer Männer ſchweben und bewegte ihre Hände und ihre Füße ſo, daß ſie ihnen grauſame Wunden beibrachte.

Sie theilten ſich in die Arbeit; einer von ihnen hielt ihr die Füße wie in einem Schraubſtock; die zwei Anderen hoben ſie an den Fauſtgelenken auf und riefen dem Gerichtsſchreiber zu:

„Leſen Sie, leſen Sie immerhin ihren Spruch, Herr Gerichtsſchreiber, ſonſt werden wir mit dieſer Wüthenden nie zu Ende kommen!“

„Nie werde ich einen Spruch leſen laſſen, der mich zur Ehrloſigkeit verurtheilt,“ rief Jeanne, ſich mit einer übermenſchlichen Stärke ſträubend. Und ſie verband die That mit der Drohung und übertäubte die Stimme des Gerichtsſchreibers durch ein Gebrüll und durch Schreie von einer ſolchen Schärfe, daß ſie nicht ein Wort von dem, was er vorlas, hörte.

Nach beendigter Leſung legte er ſeine Papiere wieder zuſammen und ſteckte ſie in ſeine Taſche.

Als Jeanne glaubte, er habe geendigt, ſchwieg ſie und ſuchte wieder Kräfte zu ſammeln, um dieſen Männern abermals zu trotzen. Sie ließ auf das Gebrülle ein Gelächter folgen, was noch wilder war.

„Und,“ ſprach der Gerichtsſchreiber gelaſſen mit der herkömmlichen Formel ſchließend, „und es wird der Spruch auf dem Platze der Executionen im Juſtizhofe des Palaſtes vollzogen werden!“

:ntlich!“ brüllte die Unglückliche . . . „Oh!“
ter von Paris, ich überantworte Euch dieſes
llendete der Gerichtsſchreiber, indem er ſich an
mit der ledernen Schürze wandte.
iſt dieſer Mann?“ fragte Jeanne in einem
:orismus der Angſt und der Wuth.
Henker,“ antwortete mit einer Verbeugung der
reiber, während er ſeine Manchetten zurecht

ı hatte der Gerichtsſchreiber dieſes Wort ge-
ıls ſich die zwei Henker der Gräfin bemächtig-
ſie aufhoben, um ſie nach der Gallerie zu
elche ſie bemerkt hatte. Wir müſſen darauf
zu ſchildern, wie ſie ſich zur Wehr ſetzte.
u, welche im gewöhnlichen Leben über eine
: in Ohnmacht fiel, ertrug beinahe gegen eine
ie Mißhandlungen und Schläge der beiden
ſie wurde bis zur äußeren Thüre geſchleppt,
ſie einen Augenblick das gräßlichſte Geſchrei
u geben aufgehört hatte.
its dieſer Pforte, wo die verſammelten Soldaten
im Zaum hielten, erſchien plötzlich der kleine
nnt der Juſtizhof, mit den zwei bis dreitauſend
ı, welche die Neugierde ſeit den Vorbereitungen
irrichtung des Schaffots herbeigelockt hatte.
iner ungefähr acht Fuß hohen Eſtrade erhob
ɔwarzer Pfahl mit eiſernen Ringen verſehen
agt von einer Schrift, welche der Gerichts-
ohne Zweifel auf Befehl, unleſerlich zu machen
weſen war.
Eſtrade hatte kein Geländer, man ſtieg auf
er ebenfalls ohne Geländer zu ihr hinauf.
e Einfaſſung, die man hier bemerkte, waren
ette der Schützen. Sie ſchloſſen den Zugang
itter mit glänzenden Spitzen.
ie Menge ſah, daß die Thüren des Palaſtes
:n, und daß die Commiſſäre mit ihren Stäb-

chen kamen, daß der Gerichtsschreiber, mit seinen Papiere in der Hand herbeischritt, fing sie ihre wellenförmig Bewegung an, welche sie dem Meere ähnlich macht.

Von allen Seiten erschollen die Rufe: „Hier komm sie! hier kommt sie!“ mit wenig ehrenvollen Beiwörter für die Verurtheilte, und da und dort mit wenig freund lichen Bemerkungen für die Richter.

Denn Jeanne hatte Recht, sie hatte sich seit ihre Verurtheilung eine Partei gemacht. Leute, die sie zwe Monate vorher verachteten, hatten sie wieder in Ehre eingesetzt, seitdem sie sich als Gegnerin der Königi aufgeworfen.

Herr von Crosne hatte Alles vorhergesehen. Di ersten Reihen dieses Schauspielsaales waren von einer Parterre besetzt, das denjenigen ergeben, welche di Kosten des Schauspiels bezahlten. Man bemerkte hie bei breitschultrigen Agenten, die für den Cardinal vo Rohan eifrigsten Weiber. Man hatte Mittel gefunden für die Königin die gegen die Königin erweckten Leiden schaften des Zorns zu benützen. Diejenigen sogar welche Herrn von Rohan aus Antipathie gegen Mari Antoinette so stark Beifall zugeklatscht hatten, zischte oder pfiffen Frau von La Mothe aus, welche so unklu gewesen war, ihre Sache von der des Cardinals abzu sondern.

Folge hievon war, daß bei ihrer Erscheinung au dem kleinen Platze die wüthenden Schreie: „Nieder La Mothe! Ho! die Fälscherin,“ die Mehrzah bildeten und den kräftigsten Lippen entströmten.

Es geschah auch, daß diejenigen, welche ihr Mit leid für Jeanne oder ihre Entrüstung gegen den Spruch der sie traf, auszudrücken versuchten, für Feinde de Cardinals von den Damen der Halle, für Feinde de Königin von den Agenten gehalten und in dieser doppel ten Eigenschaft von den beiden Geschlechtern mißhandel wurden, welche bei Behauptung der Erniedrigung vo Frau von La Mothe interessirt waren. Jeanne wa

mit ihren Kräften zu Ende, aber noch nicht mit ihrer Wuth; ſie hörte auf zu ſchreien, weil ſich ihre Schreie in der Geſammtheit der Geräuſche und des Kampfes verloren. Doch mit ihrer ſcharfen, vibrirenden, metalliſchen Stimme, ſchleuderte ſie ein paar Worte unter die Menge, welche wie durch einen Zauber alles Gemurmel fallen machten.

„Wißt Ihr, wer ich bin!“ ſagte ſie, „wißt Ihr, daß ich vom Blute Eurer Könige bin. Wißt Ihr, daß man in mir nicht eine Schuldige, ſondern eine Nebenbuhlerin ſchlägt. Nicht nur eine Nebenbuhlerin, ſondern eine Genoſſin!“

Hier wurde ſie zu rechter Zeit durch das Geſchrei der verſtändigſten Agenten von Herrn von Crosne unterbrochen.

Aber ſie hatte, wenn nicht die Theilnahme, doch wenigſtens die Neugierde erregt, und die Neugierde des Volks iſt ein Durſt, der geſtillt werden will.

„Ja,“ wiederholte ſie, „eine Genoſſin! Man beſtraft in mir diejenige, welche ſie genau wußte, die Geheimniſſe von . . .“

„Nehmen Sie ſich in Acht,“ ſagte ihr der Gerichtsſchreiber in's Ohr.

Sie wandte ſich um, der Henker hielt eine Peitſche in der Hand.

Bei dieſem Anblick vergaß Jeanne ihre Rede, ihren Haß, ihren Wunſch, die Menge für ſich zu gewinnen; ſie ſah nur noch die Schande, ſie fürchtete nur noch den Schmerz.

„Gnade! Gnade!“ rief ſie mit einer herzzerreißenden Stimme.

Ein ungeheures Geziſche übertönte ihr Flehen. Jeanne klammerte ſich, vom Schwindel ergriffen, an die Kniee des Henkers an, und es gelang ihr, ſeine Hand zu faſſen. Doch er hob den andern Arm auf und ließ die Peitſche weich auf die Schultern der Gräfin fallen.

Da ereignete ſich etwas Unerhörtes, dieſe Frau welche der körperliche Schmerz vielleicht niedergeworfen geſchmeidig gemacht, gezähmt hätte, erhob ſich, als ſie ſah, daß man ſie ſchonte; ſie ſtürzte ſich auf den Andern auf den Gehülfen, und ſuchte ihn auf den Boden zu ſchleudern, um ſich vom Schaffot herab auf den Platz zu werfen. Plötzlich wich ſie zurück.

Dieſer Mann hielt in der Hand ein geröthetes Eiſen, das er ſo eben aus glühenden Kohlen gezogen hatte. Er hob dieſes Eiſen auf, und die verzehrende Hitze, die es ausſtrömte, machte Jeanne unter einer wilden Gebrülle zurückſpringen.

„Gebrandmarkt!“ rief ſie, „gebrandmarkt!“

Alles Volk antwortete auf ihren Schrei durch einen nicht minder furchtbaren Schrei.

„Ja! ja!“ brüllten dreitauſend Stimmen.

„Zu Hülfe!“ ſtöhnte Jeanne ganz verwirrt, indem ſie die Stricke, mit welchen man ihre Hände gebunden hatte, zu zerreißen ſuchte.

Zu gleicher Zeit ſchlitzte der Henker, der es nicht öffnen konnte, das Kleid der Gräfin auf, und während er mit einer zitternden Hand den zerfetzten Stoff auf die Seite ſchob, ſuchte er das glühende Eiſen zu nehmen das ihm ſein Gehülfe darbot.

Doch Jeanne ſtürzte ſich auf dieſen Mann, und machte ihn beſtändig zurückweichen, denn er wagte es nicht, ſie zu berühren, ſo daß der Henker, daran verzweifelnd, daß er das unſelige Werkzeug nehmen könnte zu horchen anfing, ob ſich in den Reihen der Menge eine Verfluchung gegen ihn erhöbe. Die Eitelkeit hatte ſich ſeiner bemächtigt.

Die Menge fing an die kräftige Vertheidigung dieſer Frau zu bewundern und bebte von einer dumpfen Unruhe; der Gerichtsſchreiber war die Leiter hinabgeſtiegen; die Soldaten betrachteten dieſes Schauſpiel: es herrſchte eine Unordnung, eine Verwirrung, die einen bedrohlichen Anblick bot.

„Macht ein Ende!“ rief eine Stimme, welche aus der ersten Reihe der Menge hervorkam.

Eine gebieterische Stimme, die der Henker ohne Zweifel erkannte, denn mit einem kräftigen Ansatz warf er Jeanne zurück, drückte sie nieder, und bog mit seiner linken Hand ihren Kopf auf die Seite.

Sie erhob sich glühender als das Eisen, mit dem sie bedroht war, und rief mit einer Stimme, welche den ganzen Tumult des Platzes, alle Verwünschungen der ungeschickten Henker beherrschte:

„Feige Franzosen, Ihr vertheidigt mich nicht, Ihr laßt mich martern!“

„Schweigen Sie!“ rief der Gerichtsschreiber.

„Schweigen Sie!“ rief der erste Commissär.

„Ich, schweigen!... Ah! ja wohl!“ schrie Jeanne, „was wird man mir thun? ... Ja, wenn ich diese Schmach erdulde, ist es meine Schuld ...“

„Ah! ah! ah!“ rief die Menge, die sich im Sinn dieses Bekenntnisses täuschte.

„Schweigen Sie!“ wiederholte der Gerichtsschreiber.

„Ja, meine Schuld,“ fuhr Jeanne sich krümmend fort, „denn wenn ich hätte sprechen wollen ...“

„Schweigen Sie!“ schrieen Gerichtsschreiber, Commissäre und Henker.

„Wenn ich Alles hätte sagen wollen, was ich über die Königin weiß ... nun, ich wäre gehenkt, ich wäre nicht entehrt.“

Sie konnte nicht mehr sprechen, denn der Commissär sprang auf das Schaffot, gefolgt von Agenten, welche die Elende knebelten und sie ganz zuckend, ganz gequetscht, das Gesicht angeschwollen, bleifarbig, blutend, den zwei Henkern übergaben, von denen der eine sein Opfer abermals niederbog; zu gleicher Zeit ergriff er das Eisen, das ihm sein Gehülfe zu reichen vermochte. Doch Jeanne benützte wie eine Natter die Unzulänglichkeit dieser Hand, die ihr Genick preßte; sie sprang zum letzten Mal auf, wandte sich mit einer wüthenden Freude

im, und bot ihre Bruſt dem Henker, indem ſie ihn mit einem herausfordernden Auge anſchaute, ſo daß das unſelige Werkzeug, das ſich auf ihre Schulter ſenkte, ſie am rechten Buſen traf und ſeine rauchende, verzehrende Furche in das lebendige Fleiſch eindrückte, was dem Opfer, trotz des Knebels, ein Gebrülle entriß, dem keine Intonation gleichkommt, welche die menſchliche Stimme hervorzubringen im Stande iſt.

Jeanne ſank unter ihrer Schmach zuſammen. Sie war beſiegt. Ihre Lippen ließen keinen Ton mehr entſchlüpfen, ihre Glieder hatten kein Beben mehr; diesmal war ſie wirklich ohnmächtig.

Der Henker trug ſie, gleichſam auf ſeiner Schulter entzwei gebogen, fort und ſtieg mit ihr mit unſicherem Tritt die Leiter der Schande hinab.

Auch ſtumm, mochte es nun billigen, mochte es beſtürzt ſein, verlief ſich das Volk durch die vier Ausgänge des Platzes erſt, nachdem es hinter Jeanne die Thüren der Conciergerie hatte ſchließen, nachdem es das Schaffot langſam, Stück für Stück, hatte zerſtören ſehen, nachdem es ſich verſichert hatte, es gebe keinen Epilog bei dem furchtbaren Drama, deſſen Vorſtellung das Parlament ihm geboten.

Die Agenten überwachten Alles bis auf die letzter Eindrücke der Anweſenden; ihre erſten Einſchärfunge wurden ſo klar ausgeſprochen, daß es Tollheit geweſe wäre, irgend eine Einwendung ihrer mit Knütteln u Handſchellen bewaffneten Logik entgegenzuſetzen.

Die Einwendung, wenn eine vorkam, war gelaſ und ganz innerlich. Allmälig nahm der Platz ſe gewöhnliche Ruhe wieder an. Nur hatten am E der Brücke, als ſich der ganze Haufe zerſtreut, Männer, zwei junge und bedächtliche Männer, welche ebenfalls entfernten, folgendes Geſpräch mit einand

„Iſt es wirklich Frau von La Mothe, die Henker gebrandmarkt hat? Glauben Sie es, Milian?“

Man ſagt es, doch ich glaube es nicht," erwiederte
ißere von den zwei Sprechenden.
!icht wahr, Sie ſind der Meinung, daß ſie es
t?" ſagte der Andere, ein kleiner Mann mit
r Miene, mit einem Auge rund und leuchtend
: der Nachtvögel, mit kurzem, ſchmierigem Haar,
vahr, es iſt nicht Frau von La Mothe, die man
markt hat? Die Stützen dieſer Tyrannen haben
!itſchuldige verſchont. Sie haben, um Marie
tte von der Anklage zu entlaſten, eine Mlle.
gefunden, die ſich als proſtituirt bekannte; ſie
auch eine falſche Frau von La Mothe haben
önnen, die ſich als Betrügerin bekannte. Sie
mir ſagen, es ſei da die Brandmarkung . . .
Komödie bezahlt dem Henker, Komödie bezahlt dem
das iſt nur theurer!"
r Begleiter dieſes Mannes horchte den Kopf
. Er lächelte, ohne zu antworten.
Darum antworten Sie nicht?" fragte der häßliche
Mann; „billigen Sie meine Anſicht nicht?"
s heißt viel thun, es anzunehmen, daß man am
ebrandmarkt wird," erwiederte er; „die Komödie,
Sie ſprechen, ſcheint mir nicht erwieſen. Sie
hr Arzt, als ich, und Sie hätten das verbrannte
riechen müſſen. Ich geſtehe, ein unangenehmes
:n."
ine Geldſache, habe ich Ihnen geſagt: man be-
ine Verurtheilte, welche wegen irgend einer
Sache gebrandmarkt würde, man bezahlt ſie
daß ſie drei bis vier pomphafte Phraſen ſagt,
iebelt man ſie, wenn ſie im Begriff iſt, zu ver-
. . ."
a, la, la," rief phlegmatiſch Derjenige, welchen
!arimilian genannt hatte, „ich werde Ihnen nicht
eſem Boden folgen, er iſt nicht ſolid."
m!" ſprach der Andere, „dann werden Sie es
, wie die übrigen Maulaffen, Sie werden am

Ende sagen, Sie haben Frau von La Mothe brand
marken sehen. Das sind so Ihre Launen. Vorhi
drückten Sie sich nicht so aus, denn Sie sagten positiv
„„Ich glaube nicht, daß es Frau von La Mothe ist, di
man gebrandmarkt hat.““

„Nein, ich glaube es noch nicht," erwiederte lächeln
der junge Mann, „doch es ist auch keine von jenen Ver
urtheilten, die Sie nennen."

„Wer ist es denn, sprechen Sie, wer ist die Person
die man hier auf dem Platze statt der Frau von L
Mothe gebrandmarkt hat?"

„Es ist die Königin!" sagte der junge Mann, mi
scharfem Tone zu seinem unheimlichen Gefährten, un
er punktirte diese Worte mit seinem unerklärbare
Lächeln.

Der Andere wich laut lachend und diesem Scherz
Beifall klatschend zurück, dann schaute er umher und rief

„Adieu, Robespierre."

„Adieu, Marat," erwiederte der Andere.

Und sie trennten sich.

XCVI.

Die Hochzeit.

Am Tage dieser Execution, gegen Mittag, kam de
König aus seinem Cabinet in Versailles heraus, un
man sah ihn Herrn von Provence mit den hart aus
gesprochenen Worten entlassen:

„Mein Herr, ich wohne heute einer Hochzeitmess
bei. Sprechen Sie mir nicht von Ehe und schlechte
Ehe; das wäre ein schlimmes Vorzeichen für die Ver
lobten, die ich liebe und beschützen werde."

Der Graf von Provence faltete lächelnd die Stirne

verbeugte sich tief vor seinem Bruder und kehrte in eine Gemächer zurück.

Seinen Weg mitten unter den in den Gallerien erstreuten Höflingen verfolgend, lächelte der König dem Einen zu und schaute den Andern stolz an, je nachdem er sie günstig, oder als Widersacher in der Angelegenheit, in der das Parlament das Urtheil gefällt, gesehen hatte.

Er kam bis in den viereckigen Salon, in welchem die Königin ganz geschmückt im Kreise ihrer Ehrendamen und ihrer Edelleute verweilte.

Bleich unter ihrer Schminke, hörte Marie Antoinette mit einer geheuchelten Aufmerksamkeit auf die freundlichen Fragen, welche Frau von Lamballe und Frau von Calonne über ihre Gesundheit an sie richteten.

Doch oft schaute sie verstohlen nach der Thüre, suchend wie Eine, die vor Verlangen, zu sehen, brennt, und sich abwendend, wie Eine, die gesehen zu haben ittert.

„Der König!“ rief einer von den Huissiers. Und einer Woge von Spitzen und Stickereien und von cht, sah sie Ludwig XVI. eintreten, dessen erster Blick n der Schwelle des Salon aus auf sie gerichtet war.

Die Königin stand auf und machte drei Schritte en den König, der ihr liebreich die Hand küßte.

„Sie sind heute schön, Madame, wunderschön,“ sagte er.

Sie lächelte traurig und suchte noch einmal mit n Auge unter der Menge den unbekannten Punkt, dem wir gesagt, sie suche ihn.

„Unsere jungen Verlobten sind nicht da?“ fragte König. „Mir scheint, die Mittagsstunde wird sogleich gen.“

„Sire,“ erwiederte die Königin mit einer so heftigen ngung, daß ihre Schminke aufsprang und stellenabfiel, „Herr von Charny ist allein angekommen; tet in der Gallerie, daß ihm Eure Majestät ein- befehle.“

Charny," rief der König, ohne das ausdrucksvo
Stillschweigen zu bemerken, das auf die Worte d
Königin gefolgt war, „Charny ist da? er komme!
komme!"

Einige Edelleute machten sich von der Gruppe l
um Herrn von Charny entgegenzugehen.

Die Königin drückte ihre Finger nervig an i
Herz und setzte sich wieder, der Thüre den Rücken z
wendend.

„Es ist wahrhaftig Mittag," wiederholte der Kön
„die Braut müßte da sein."

Als der König dies sagte, erschien Charny a
Eingang des Salon; er hörte die letzten Worte d
Königs und erwiederte sogleich:

„Eure Majestät wolle die unwillkührliche Zögeru
von Fräulein von Taverney entschuldigen; seit de
Tode ihres Vaters hat sie das Bett nicht verlasse
Heute steht sie zum ersten Mal auf, und sie hätte schon d
Befehlen des Königs entsprochen, wäre sie nicht v
einer Ohnmacht befallen worden."

„Die Theure liebte ihren Vater so sehr," spra
laut der König; „doch da sie einen guten Gatten find
so dürfen wir hoffen, daß sie sich trösten wird."

Die Königin horchte, oder hörte vielmehr, ohne ei
Bewegung zu machen. Jeder, der ihr mit den Aug
gefolgt wäre, so lange Charny sprach, hätte ihr Bl
wie ein Niveau, das sinkt, sich von ihrer Stirne in i
Herz zurückziehen sehen.

Als der König wahrnahm, wie der herbeiströmen
Adel und die Geistlichkeit den Salon füllten, erhob
plötzlich das Haupt und sprach:

„Herr von Breteuil, haben Sie den Verbannung
befehl für Cagliostro ausgefertigt?"

„Ja, Sire," erwiederte demüthig der Minister.

Der Athem eines schlafenden Vogels hätte d
Stille der Versammlung gestört.

„Und diese La Mothe, welche sich von Valo

r der König mit ſtarker Stimme fort, „hat randmarkt?“
eſem Augenblick muß es geſchehen ſein,“
er Siegelbewahrer.
uge der Königin funkelte. Ein billigendes durchkreiſte den Saal.
ird den Herrn Cardinal ärgern, wenn er ß man ſeine Genoſſin gebrandmarkt hat,“
ig XVI. mit einer zähen Strenge, die man Angelegenheit nie an ihm wahrgenommen

ach dieſem Worte ſeine Genoſſin, an klagten gerichtet, den das Parlament frei- nach dieſem Worte, welches das Idol der ndmarkte, nach dieſem Worte, das als Dieb r einen der erſten Kirchenfürſten, einen der öfiſchen Prinzen verdammte, ließ der König, eine feierliche Ausforderung [illegible]eiſtlichkeit, en Parlamenten, dem Volke zugeſandt, um ner Frau zu behaupten, ein Auge flammend Zorn und jener Majeſtät umherlaufen, wie in Frankreich gefühlt, ſeitdem ſich die Augen XIV. zum ewigen Schlafe geſchloſſen ein Gemurmel, nicht ein Wort der Bei- urde dieſer Rache zu Theil, die der König hm, welche zur Entehrung der Monarchie atten. Dann näherte er ſich der Königin, ichte ihm ihre beiden Hände mit dem Erguß Dankbarkeit.
ſelben Augenblick erſchienen am Ende der äulein von Taverney, weiß von Gewändern aut, weiß von Angeſicht wie ein Geſpenſt, von Taverney, der ihr ſeine Hand gab.
kam mit raſchen Schritten, die Blicke um- Buſen keuchend, herbei; ſie ſah nicht, ſie ; die Hand ihres Bruders verlieh ihr die Muth und gab ihr die Richtung.

Die Menge der Höflinge lächelte, als die P
vorüberkam. Alle Frauen nahmen Platz hinter
Königin, alle Männer stellten sich hinter den Köni
Der Bailli von Suffren, der Olivier von Ch
an der Hand hielt, kam Andrée und ihrem Br
entgegen, begrüßte sie und vermischte sich dann mit
Gruppe der Freunde und Verwandten.

Philipp schritt weiter, ohne daß sein Auge
von Olivier begegnet war, ohne daß der Druck s
Finger Andrée benachrichtigt hatte, daß sie ihren
erheben müsse.

Als er vor den König gelangt war, drück
seiner Schwester die Hand, und diese öffnete, wie
galvanisirte Todte, ihre großen Augen und sah Ludwig
der ihr voll Güte zulächelte.

Sie verbeugte sich unter dem allgemeinen Gemu
der Anwesenden, welche so ihrer Schönheit Be
spendeten.

„Mein Fräulein," sprach der König, indem
bei der Hand nahm, „Sie mußten das Ende Ihrer Tr
abwarten, um Herrn von Charny zu heirathen;
ich Sie nicht ersucht, die Heirath zu beschleunigen
würde Ihnen Ihr zukünftiger Gatte, trotz seiner
geduld, vielleicht noch einen Monat Aufschub gest
haben; doch Sie leiden, wie ich höre, und das ist
sehr leid; aber ich muß mir das Glück guter Edel
sichern, die mir dienen wie Herr von Charny; h
Sie ihn nicht heute geheirathet, so wohnte ich I
Hochzeit nicht bei, da ich morgen mit der Königin
Reise durch Frankreich antrete. So aber werde
das Vergnügen haben, Ihren Heirathsvertrag heut
unterzeichnen und Sie in meiner Kapelle getrau
sehen. Begrüßen Sie die Königin, mein Fräulein,
danken Sie ihr, denn Ihre Majestät ist sehr
gegen Sie.

Zu gleicher Zeit führte er selbst Andrée zu M
Antoinette.

Dieſe hatte ſich, die Kniee zitternd, die Hände eiskalt, erhoben. Sie wagte es nicht, die Augen aufzuſchlagen, und ſah nur etwas Weißes, was ſich ihr näherte und ſich vor ihr verneigte.

Das war das Hochzeitkleid von Andrée.

Der König gab ſogleich die Hand der Braut Philipp zurück, reichte die ſeinige Marie Antoinette und ſprach mit lauter Stimme:

„In die Kapelle, meine Herren.“

Dieſe ganze Menge ging ſtillſchweigend hinter Ihren Majeſtäten, um ihre Plätze zu nehmen.

Die Meſſe begann alsbald. Die Königin hörte ſie, auf ihr Betpult gebeugt, den Kopf in ihren Händen begraben, an. Sie betete mit ihrer ganzen Seele, mit allen ihren Kräften; ſie ſandte zum Himmel ſo glühende Gelübde empor, daß der Hauch ihrer Lippen die Spuren ihrer Thränen verzehrte.

Bleich und ſchön, die Laſt aller Blicke auf ſich fühlend, war Herr von Charny ruhig und muthig, wie er es an ſeinem Bord geweſen, inmitten der Flammenwirbel und Orkane der engliſchen Geſchütze.

Das Auge auf ſeine Schweſter geheftet, die er beben und wanken ſah, ſchien Philipp bereit, dieſer den Beiſtand eines Wortes, einer Geberde des Troſtes oder der Freundſchaft zu leiſten.

Doch Andrée verleugnete ſich nicht, ſie blieb, den Kopf erhoben, jede Minute an ihrem Fläſchchen mit Salzen riechend, ſterbend und ſchwankend wie die Flamme einer Wachskerze, aber aufrecht und beharrlich lebend durch die Stärke ihres Willens.

Dieſe richtete keine Gebete an den Himmel, dieſe that keine Gelübde für die Zukunft, ſie hatte nichts zu hoffen, nichts zu fürchten; ſie war nichts für die Menſchen, nichts für Gott.

Als der Prieſter ſprach, als die Glocke ertönte, als um ſie her das göttliche Myſterium in Erfüllung ging, da ſagte ſie zu ſich ſelbſt:

„Bin ich auch eine Chriſtin? Bin ich ein We
wie die anderen, ein Geſchöpf den anderen ähnli
Haſt Du mich für das Mitleid gemacht, Du, den n
den erhabenen, unumſchränkten Gott, den Gebieter a
Dinge nennt,? Du, den man vorzugsweiſe gerecht ner
und der Du mich immer beſtraft haſt, ohne daß ich
geſündigt. Du, den man den Gott des Friedens
der Liebe nennt, und dem ich es verdanke, daß ich
der Bangigkeit, im Zorn, in der blutigen Rache le
Du, dem ich es verdanke, daß ich zum tödtlichſten Fe
den einzigen Mann habe, den ich geliebt hätte!

Nein," fuhr ſie fort, „nein, die Dinge dieſer W
und die Geſetze Gottes gehen mich nichts an. O
Zweifel bin ich, ehe ich geboren, verflucht geweſen
bei meiner Geburt außer das Geſetz geſtellt worden."

Dann zu ihrer ſchmerzlichen Vergangenheit zuri
kehrend murmelte ſie:

„Seltſam! ſeltſam! Es iſt hier in meiner N
ein Mann, deſſen Name, wenn er nur ausgeſprod
wurde, mich vor Glück ſterben machte. Hätte n
dieſer Mann um meiner ſelbſt willen verlangt, ich w
genöthigt geweſen, mich zu ſeinen Füßen zu wälzen
ihn wegen meines Fehlers von Einſt, wegen Dei
Fehlers, mein Gott, um Verzeihung zu bitten! U
der Mann, den ich anbetete, würde mich vielleicht zuri
geſtoßen haben. Heute heirathet mich dieſer Ma
und er wird mich auf beiden Knieen um Verzeihu
bitten. Seltſam! oh! ja, ſehr ſeltſam!"

In dieſem Augenblick traf die Stimme des Prieſt
an ihr Ohr. Sie ſprach:

„Jacques Olivier von Charny, nehmen Sie Mc
Andrée von Taverney zur Gattin?"

„Ja," antwortete mit feſter Stimme Olivier.

„Und Sie, Marie Andrée von Taverney, nehm
Sie Jacques Olivier von Charny zum Gatten?"

„Ja," antwortete Andrée mit einer beinahe will

Betonung, welche die Königin ſchauern und mehr als eine Frau in der Verſammlung beben machte.

Dann ſteckte Charny den goldenen Ring an den Finger ſeiner Frau, und dieſer Ring glitt daran zurück, ohne daß Andrée die Hand, die ihr denſelben bot, gefühlt hatte.

Bald ſtand der König auf. Die Meſſe war beendigt. Alle Höflinge begrüßten in der Gallerie das neue Ehepaar.

Herr von Suffren nahm, als er zurückkehrte, die Hand ſeiner Nichte, er verſprach ihr im Namen von Olivier alles Glück, das ſie verdiente.

Andrée dankte dem Bailli, ohne ſich einen Augenblick zu entrunzeln, und bat nur ihren Oheim, ſie raſch zum König zu führen, um ihm danken zu können, denn ſie fühlte ſich ſchwach.

Zu gleicher Zeit überſtrömte eine furchtbare Bläſſe ihr Geſicht.

Der Bailli durchſchritt den großen Salon und führte Andrée zum König. Dieſer küßte ſie auf die Stirne und ſprach:

„Frau Gräfin, gehen Sie zur Königin; Ihre Majeſtät will Ihnen ihr Hochzeitgeſchenk geben.“

Nach dieſen Worten, die er für äußerſt liebreich hielt, zog ſich der König, gefolgt vom ganzen Hofe, zurück und ließ die Neuvermählte verwirrt, in Verzweiflung, am Arm von Philipp.

„Oh!“ murmelte ſie, „das iſt zu viel, das iſt zu viel, Philipp! Mir ſchien doch, ich habe genug erduldet.“

„Muth,“ ſagte Philipp leiſe, „noch dieſe Prüfung, meine Schweſter.“

„Nein, nein!“ erwiederte Andrée, „ich vermöchte es nicht. Die Kräfte eines Weibes ſind begränzt; vielleicht werde ich thun, was man von mir verlangt; doch bedenke, Philipp, wenn ſie mit mir ſpricht, wenn ſie mich beglückwünſcht, ſo werde ich ſterben.“

„Du wirſt ſterben, wenn es ſein muß, meine theure

Schweſter," ſagte der junge Mann, „und
Du glücklicher ſein als ich, denn wie gern
todt."

Er ſprach dieſe Worte mit einem ſo d
ſo ſchmerzlichen Ausdruck, daß Andrée, al
von einem Stachel zerriſſen, vorwärts ſtürz
Königin drang.

Olivier ſah ſie vorübergehen; er trat an
zurück, um nicht ihr Kleid zu ſtreifen.

Er blieb allein im Salon mit Philipp,
Haupt, wie ſein Schwager, und erwartete de
der Unterredung, welche die Königin mit An
ſollte.

Dieſe fand Marie Antoinette in ihrem groß
Trotz der Jahreszeit, im Monat Juni, h
Königin Feuer anzünden laſſen; ſie ſaß in i
ſtuhl, den Kopf zurückgeworfen, die Augen
die Hände gefaltet wie eine Todte.

Sie bebte vor Kälte.

Frau von Miſery, welche Andrée einge
zog die Thürvorhänge zu, ſchloß die Thüre
das Gemach.

Zitternd vor Aufregung und Zorn, z
vor Schwäche, wartete Andrée mit niederg
Augen, daß ein Wort zu ihrem Herzen käme,
auf die Stimme der Königin, wie der Veru
das Beil wartet, das ſein Leben durchſchneid

Hätte Marie Antoinette den Mund
Augenblick geöffnet, Andrée würde, geläh
war, unterlegen ſein, bevor ſie begriffen oder

Eine Minute, ein Jahrhundert dieſes
Leidens verging, ehe die Königin eine Be
macht hatte.

Endlich ſtand ſie auf, indem ſie ihre
die Arme ihres Lehnſtuhles ſtützte, und nahm
Tiſch ein Papier, das ihre wankenden Fin
Male entſchlüpfen ließen.

Dann schritt sie wie ein Schatten, ohne daß man ein anderes Geräusch, als das Streifen ihres Kleides auf dem Teppich hörte, die Arme gegen Andrée ausgestreckt, auf diese zu und überreichte ihr das Papier, ohne ein Wort zu sprechen.

Zwischen diesen beiden Herzen war das Wort überflüssig: die Königin hatte nicht nöthig, das Verständniß von Andrée hervorzurufen; Andrée konnte nicht einen Augenblick an der Seelengröße von Marie Antoinette zweifeln.

Jede Andere hätte vermuthet, die Königin werde ihr ein reiches Leibgedinge, die Urkunde einer Güterschenkung, oder das Patent einer Stelle bei Hofe bieten.

Andrée errieth, daß das Papier etwas Anderes enthielt. Sie nahm es und las, ohne sich von der Stelle zu rühren auf der sie stand.

„Andrée," hatte die Königin geschrieben, „Sie haben mich gerettet. Meine Ehre kommt mir von Ihnen zu, mein Leben gehört Ihnen. Im Namen dieser Ehre, die Sie so viel kostet, schwöre ich Ihnen, daß Sie mich Ihre Schwester nennen können. Versuchen Sie es, Sie werden mich nicht erröthen sehen.

„Ich lege diese Schrift in Ihre Hände; es ist das Pfand meiner Dankbarkeit; es ist die Mitgift, die ich Ihnen schenke.

„Ihr Herz ist das edelste von allen Herzen; es wird mir Dank wissen für das Geschenk, das ich Ihnen biete.

„Unterz: Marie Antoinette
von Oesterreich Lothringen."

Andrée schaute ihrerseits die Königin an. Sie sah ihre Augen mit Thränen befeuchtet, sie sah sie, den Kopf zurückgeworfen, auf eine Antwort warten.

Sie durchschritt langsam das Zimmer, verbrannte an dem beinahe erloschenen Feuer das Billet der Königin, verbeugte sich tief, ohne ein Wort zu sprechen, und verließ das Cabinet.

Marie Antoinette machte einen Schritt, um sie aufzuhalten oder ihr zu folgen; aber die unbeugsame Gräfin, welche die Thüre offen ließ, kehrte wieder zu ihrem Bruder in den anstoßenden Salon zurück.

Philipp rief Charny, nahm seine Hand und legte sie in die von Andrée, während auf der Schwelle des Cabinets, hinter dem Thürvorhange, den sie mit dem Arm auf die Seite schob, die Königin dieser schmerzlichen Scene beiwohnte.

Charny ging wie der Bräutigam des Todes, den seine leichenbleiche Braut wegführt; er ging und schaute rückwärts nach dem blassen Gesichte von Marie Antoinette, die ihn Schritt für Schritt auf immer verschwinden sah.

Sie glaubte es wenigstens.

Vor dem Thore des Schlosses warteten zwei Reisewagen. Andrée stieg in den ersten. Als Charny sich anschickte ihr zu folgen, sagte die neue Gräfin:

„Mein Herr, Sie reisen, glaube ich, nach der Picardie ab.“

„Ja, Madame,“ erwiederte Charny.

„Und ich, ich reise nach der Gegend, wo meine Mutter gestorben ist, Herr Graf. Gott befohlen!“

Charny verbeugte sich, ohne zu antworten. Die Pferde führten Andrée allein fort.

„Bleiben Sie bei mir, um mir anzukündigen, daß Sie mein Feind sind?“ sagte nun Olivier zu Philipp.

„Nein, Herr Graf,“ erwiederte dieser: „Sie sind nicht mein Feind, da Sie mein Schwager sind.“

Olivier reichte ihm die Hand, stieg in den zweiten Wagen und fuhr ebenfalls weg.

Philipp, der allein geblieben, rang einen Augenblick mit der Bangigkeit der Verzweiflung die Hände und sprach dann mit erstickter Stimme:

„Mein Gott, behältst Du denen, welche ihre Pflicht auf Erden thun, ein wenig Freude im Himmel vor? Freude,“ wiederholte er verdüstert, indem er zum letzten Male nach dem Schlosse schaute, „ich spreche von Freude!..

Wozu! . . . Diejenigen allein dürfen auf ein anderes Leben hoffen, welche dort oben die Herzen, die sie liebten, finden werden. Niemand liebt mich hienieden, ich habe nicht einmal, wie sie, die Süßigkeit, den Tod zu wünschen!"

Dann warf er zum Himmel einen Blick ohne Galle empor, einen sanften Vorwurf des Christen, dessen Glauben wankte, und verschwand, wie Andrée, wie Charny, im letzten Wirbel des Sturmes, der einen Thron entwurzelte und so viel Ehre und so viel Liebe zermalmt hatte.

Ende des Halsbands der Königin.*)

---

*) Es ist von Alexander Dumas eine demnächst erscheinende Fortsetzung der Denkwürdigkeiten eines Arztes: **Ange Pitou**, angekündigt. Ange Pitou wird die dritte Abtheilung dieser Denkwürdigkeiten mit der Erstürmung der Bastille beginnen, womit sich der Tag seiner Ankunft in Paris, der 14. Juli 1789, vermischt. Ange Pitou ist der Milchbruder des ~~Bruders~~ von Andrée von Taverney und von Gilbert, welche wir alle drei in dieser Fortsetzung mit einem Interesse wieder finden, das bei jedem der sich rasch folgenden Ereignisse wächst, denn vom 14. Juli 1789 an handelt es sich um andere Fragen, als um ein Halsband. Auf die Idylle folgt die blutige Tragödie.

Diese dritte Abtheilung wird die sechs Jahre von 1789 bis 1794, das heißt, von der Einnahme der Bastille bis zum Ende der Schreckensregierung umfassen.

Dann kommen nach und nach: das **Dir**
das **Kaiſerreich** und die **Reſtauration**; alle
der Mitzeit werden ſo in Scenen belebt durc
geheure Talent von Alexander Dumas v
unſeren Augen vorübergehen.

Die deutſche Bearbeitung wird auch ir
dem Original auf den Ferſen folgen.

Der U

A 726,370

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05979 3052